

Die Neue Gesellschaft

Herausgegeben für
die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Holger Börner
Klaus Harpprecht
Johannes Rau
Carola Stern
Hans-Jochen Vogel

Frankfurter Hefte

Redaktion

Peter Glotz
(Chefredakteur)
Norbert Seitz
(verantwortlich)
Linda Pieper
(Volontariat)
Christian Jürgens
(Thema+Kritik)

Redaktionskreis

Klaus Bloemer
Tilman Fichter
Eve-Marie Kallen
Christine Pries
Burkhard Reichert
Hans-Joachim Schabedoth
Uli Schöler
Johano Strasser

Redaktionsbeirat

Frank Benseler
Jürgen Burckhardt
Gottfried Erb
Iring Fetscher
Horst von Gizycki
Martin Greiffenhagen
Norbert Greinacher
Reimut Jochimsen
Tomas Kosta
Ferdinand W. Menne
Thomas Meyer
Susanne Miller
Peter von Oertzen
Richard Schröder
Wolfgang Thierse
Christoph Zöpel

7 1997
44. Jahrgang

Inhalt

579 Editorial

Aktuelles

- 581 KLAUS HARPPRECHT
Der Überonkel
- 582 JÜRGEN BUSCHIE
Wehner und die Pflicht
des Historikers
- 584 KARIN PRIESTER
Der FRONT NATIONAL zwischen
Nationalpopulismus und
Rechtsextremismus
- 588 RÜDIGER GÖRNER
Britannien im Zeichen Labours
- 593 KAI EHLERS
Die Ära Jelzin oder Vorbereitung
auf die Zeit danach?

Ostdeutsche Befindlichkeiten

- 596 ROBERT HINKE/MICHAEL BEHR
Wandel in der ostdeutschen
Wirtschaft
- 599 PETER GLOTZ (*Freiberg*)
Vom Dilemma mit den
Ost-Managern
- 601 CHRISTINE WAGNER
Eindrücke vom »Ostkulturtag«

Thema: Genießen

- 604 MICHEL ONFRAY
Der hedonistische Engel
- 611 ULRICH BARON
»Ersatz, they call it«
- 615 GERHARD NEUMANN
Weinprobe
- 619 JOHANO STRASSER
Genießen lernen
- 621 GESPRÄCH MIT
JEAN-CLAUDE BOURGEUIL
»Geschmack ist wie ein
Computer...«
- 625 WIELAND FREUND
Thanatos' Kraut
- 628 MAREN KEBBEL
In Morpheus' Armen
- 630 MEINHARD RAUCHENSTEINER
Das Meer-Genießen

Kontrovers

- 635 LUTZ RATHENOW
PDS als SPD-Partner ?
- 638 RAINER GRIES
Wie gefährdet ist der deutsche
Wissenschaftsstandort?

Kultur

- 642 ESTHER DISCHEREIT
Max Liebermann
- 647 WOLFGANG MICHAL
Erpressungspolitik
um die Beutekunst
- 651 BERND GUGGENBERGER /
THOMAS MEYER / WERNER
PETERS / TINE STEIN
Initiative für Bürgersinn

Kritik

- 654 ANDREAS GÜNTHER
Irvine Welshs Buch zur Droge
- 656 RENATE WIGGERSHAUS
Charles Simic findet eine Fliege
in der Suppe
- 659 DETLEF HORSTER
Helmut Willkes
Zukunftsvorstellungen
- 660 ROBERT MISIK
Publikationen zu Marktdogma
und Wettbewerbs-Ideologie
- 663 FRIEDBERT PFLÜGER
Klaus Bloemer verabschiedet
den Nationalstaat
- 663 HUBERT KLEINERT
Egon Bahr erinnert ein Stück
Zeitgeschichte
- 666 MANFRED PITZWALD
Birgit Rätsch-Langejürgen erzählt
das Leben Ernst Niekischs
- 667 THOMAS HOEPS/RENÉ LINKE
Christian Geisslers neue Romane
- 670 LUDWIG WATZAL
Neue Bücher: Nahost
- 672 Zu den Autorinnen und Autoren

Impressum

Titelfoto: Peter Greenway: Die Bettlektüre.
Cinetext, Frankfurt

Mag ja sein, daß manch einem unserer Leser sich die Frage stellt, warum eine Zeitschrift der Linken bei 18 Millionen Arbeitslosen in der Europäischen Union ein Heft übers *Genießen* macht. Die Antwort wäre: Weil keine Herausforderung, ob Krieg, Hunger oder Verarmung – uns die Frage erspart, wie »differenziert« wir auf Wirklichkeit reagieren. »Der vollkommene Mensch, ein Schmecker der Differenz«, schreibt Gerhard Neumann in seinem knappen, sehr dicht formulierten Essay *Weinprobe*. »Es ist ein Geschmackstheater auf der Bühne der Differenzierungen, ein Drama der Produktion sozialer Energie. Ist es nicht auch so mit Prousts Madelaine, dem in Tee getunkten zarten Gebäck, aus dem die Erinnerungskathedrale der *Recherche*, ein Wunderwerk der Sprache und des Weltverstehens hervorgetrieben wird, ein Wunderwerk der Selbstbildung eines Subjekts in seiner unverwechselbaren Eigentümlichkeit?« Diese »Selbstbildung« ist auch angesichts von sozialem Leid nicht gleichgültig.

Zu fragen wäre allerdings, worauf sie sich bezieht. Nur auf Sinnengenuß? Von Meinhard Rauchensteiners Beitrag über Naturgenuß (*Das Meer-Genießen*) abgesehen, legt die diesmalige Sammlung den Eindruck nahe, Verfeinerung habe vor allem mit Champagner, Burgunder, Kakao, Erotismus zu tun. Das ist, zweifellos, unser Zeitgeist. Aber wie lange bleibt der noch an der Macht? Bei Goethe ist noch von dem »brünstigen Genuß« die Rede, den Faust empfindet, als ihn österlicher Glockenklang und Chorgesang vom Selbstmord zurückhält. In Teheran, Sarajevo und Krakau versteht man das schon wieder. Das muß man nicht schön finden. Aber man sollte es registrieren.

Unser »kleiner Schwerpunkt«, wieder einmal über die Schwierigkeiten der Vereinigung lange getrennter Territorien, führt in den Alltag Bonner Querelen, ostdeutscher »Sanierungsschrumpfung« und westdeut-

scher Selbstgewißheiten zurück. Die »Einheit«, so zeigen die Analysen von Robert Hlinke, Michael Behr, Peter Glotz (*Freiberg*) und Christine Wagner, ist eine Oase am Horizont, gelegentlich eine Fata Morgana. Wir leben nicht in der Einheit, wir organisieren die Vereinigung. Hoffentlich problembewußter von Jahr zu Jahr.

Blair und Jospin, Jospin und Blair – die deutsche Debatte über diese Siege war blamabel genug. Sie war Kopisten-Tätigkeit, Reflex, Nachäfferei. Als ob ein Franzose, der in einem Ancien régime handeln muß, Blair spielen könnte. Die Verhältnisse der von Lady Thatcher leerräumten britischen Bühne sind nun mal völlig anders als in Paris. Als ob Strauss-Kahn, Vedrine, Martine Aubry oder Pierre Moscovici vorgestrige Keynesianer wären. Die Einbildung vieler Deutscher, Europa müßte an Tietmeyers Wesen genesen, wird langsam pathologisch. Produktiv wäre es, wenn NEW LABOUR, PS, SPD und manche andere Gruppierungen der europäischen Linken gemeinsam versuchen würden, neue Antworten auf den brutalen Globalisierungskapitalismus zu finden. Noch kann von einer »neuen Sozialdemokratie« im Sinne eines neuen Paradigmas keine Rede sein. Noch werden nur verbrauchte Regierungsparteien in die Wüste geschickt.

Im übrigen müßte die Suche nach einer neuen Sozialdemokratie keine Gleichgültigkeit gegenüber der alten begründen. Klaus Harpprecht und Jürgen Busche greifen noch einmal den Fall des zum Verräter deklarierten Herbert Wehner auf. Der war auch viele Jahre Chefredakteur dieser Zeitschrift. Markus Wolf, der als Belastungszeuge aufgeboten war, hat inzwischen erklärt, er habe mit der genannten Beschuldigung nichts zu tun. Es bleibt unverstündlich, daß die Reaktion auf derlei freilauende Spekulationen aus der SPD lau, verlegen, verdrückt blieb.

Peter Glotz



Genießen ist schön (und) gefährlich

Foto: Müller & Kolf, Wien/Voller Ernst

Aktuelles

KLAUS HARPPRECHT

Der Überonkel

Das ist er noch immer, sieben lange Jahre nach seinem Tod: ein Stachel in der Seele der Deutschen. Ein Reizbild, das den Blutdruck hochschießen läßt und die freundlichsten Gemüter mit Sentiments und Ressentiments überschwemmt. Der chronische Herausforderer, nach wie vor, der zur Parteinahme zwingt, fragmentiert, spaltet, Keile treibt und manchen in so manche Arme, in denen er gar nichts verloren hat. Der Überonkel, vor dem jeder Farbe bekennt, der Parteiungen in der Partei schafft, auch jetzt noch, solange danach. Einer, vor dem es nur Feind oder Freund gibt. An dem sich die Geister scheiden. Der jedem die Konfession abverlangt, wohin er gehört: »zu uns« oder »zu denen«. Vielleicht kann das in einer Truppe nicht anders sein, in der ein halbwegs bunter Hund auch nach drei Jahrzehnten der Mitgliedschaft noch immer der Außenseiter bleibt, der intellektuelle.

Er war selber ein Bekenner. Manchmal stieg er auf die Kanzel. Er brauchte den Glauben. Respektvoll – und mit einer Prise Ironie – nannte ihn der Schreiber dieser Zeilen einst einen »Lutheraner von links«. Ganz falsch war das nicht. Seine Jünger, die ihm bis ins Alter die Treue halten (was sie ehrt), rühmen seinen intimen Umgang mit Kierkegaard. Sein angewandtes Christentum (falls es sich darum handelte). Seine Hilfsbereitschaft. Zurecht. Doch den sterbenden Baron Guttenberg übergoß er in einer der schwärzesten Stunden des Bundestages mit seinem Hohn: der war keiner »von uns«, sondern einer »von den anderen«. Auch an der Schwelle des Todes.

Wehner befördert uns in Epochen zurück, von denen wir glaubten, sie seien längst Geschichte: eine altmodische und dennoch nicht allzu geheuere Geschichte. Es braucht nur sein Name genannt zu werden, um brave Sozialdemokraten am Ende dieses ungunstigen Jahrhunderts in Glaubenskämpfer an der Schwelle des Godesberger Programmes zu verwandeln: härenes Gewand, flammender Blick, Opfergesinnung, nationales Pathos und was sonst noch. Die anderen legen unverzüglich – das magische Wort des General Wolf genügt – die schimmernde Rüstung der Abendlandwächter an: der heilige Georg und kommunistenfressender Drache in einem. Nun wissen sie es, dank der undurchsichtigen Spiele des Onkels: Willy Brandts

und Egon Bahrs Ostpolitik kann nur ein »Abgrund von Verrat« gewesen sein. Die Erregung fuhr den rechten Eiferern so heftig in den Kopf, daß sie zu fragen vergaßen, warum Helmut Kohl, nicht gerade der Prototyp des *fellow traveller*, in Gottes Namen jene suspekthe Ostpolitik ohne langes Fackeln weitergeführt hat, roten Teppich für Wehner-Altfreund Erich Honecker inklusive.

Nichts, man weiß es wohl, bereitet dem Bürger tieferes Behagen als die Witterung dämonischer Konspiration. Der FAZ-Herausgeber Johann Georg Reißmüller, der in liebenswürdig-schrulligen Augenblicken eine inspirierende Nähe zu Jean Paul und Adalbert Stifter gewinnt, warf sich entschlossen in den Flanell-Anzug Mr. Smileys (vormals MI 6), der noch im Halbschlaf durchschaut, wo und wie die bolschewistischen Verschwörer ihre Fäden ziehen. »Nicht Heimweh nach Schweden«, schrieb der Frankfurter Thriller-Autor, sei der Grund gewesen, warum sich der Zuchtmeister »so oft und so lange auf der schwedischen Insel Öland aufhielt«, »sondern vielmehr, daß sich Wehner sicherer fühlte in der Nähe der Sowjetunion, ... sollte es doch noch einmal brenzlig werden.«

John Le Carré merke auf! Der Herausgeber mag in den Pensionsjahren ein veritabler Konkurrent für ihn werden: er braucht nur seinen altfränkischen Stil angelsächsisch zu schleifen. So fördert der Kärner auch *post mortem* manch' aufstrebendes Talent. Der Analytiker Prantl von der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG, zum Beispiel, raunte den Lesern zu, Wehner habe mit der Beteiligung am Rücktritt Brandts der SPD einen Dienst erwiesen, da sie immerhin mit Helmut Schmidt noch einmal acht Regierungsjahre zu gewinnen vermochte.

Das war nur durch jenes Loyalitätsoffer (plus Rosenstrauß im Kondom) zu bewerkstelligen, fragt unsereiner in seiner bürgerlichen Unschuld? Der Münchner Kollege, den wir aufrichtig schätzen, bringt es dank Wehner zuwege, den Ritter gegen Tod und Teufel und den Machiavelli (von links) im gleichen Stück mit gleicher Bravour zu spielen. Was der Onkel so alles zutage fördert! Das Beste, das Schlimmste. Ob für, ob wider ihn (oder beides): er zeigt uns, wie wir sind. Und wer wir sind. Das zeigt er auch.

Wehner und die Pflicht des Historikers

Die letzten Angriffe auf das Ansehen Herbert Wehners haben vor allem eines bewiesen: Das Thema Herbert Wehner scheint unbegrenzt haltbar zu sein. Dieses wußten eben einige schon vorher. Deshalb kam es zu einem so perfekten Medienverbund bei der Präsentation, die kurioserweise nun mit einem DDR-Geheimdienstchef als Plaudertasche Glaubwürdigkeit zu gewinnen suchte. Mitwirkende waren: Buchverlage, ein Interviewpartner, eine Ghostwriterin, eine Illustrierte in Deutschland, die wegen ihrer Beiträge zu Themen der Zeitgeschichte unruhlich bekannt geblieben ist – hier durfte noch ein Reporter mitwirken –, sodann ein Fernsehsender und alle, alle die, die auf solche Ansammlungen zu reagieren pflegen, denn wenn auch Mist immerdar Mist sein wird, Millionen Fliegen können nicht irren.

Tun wir so, als ginge es um Herbert Wehner. Oder sollte es, da Wehner seit sieben Jahren tot ist, um Geschichte gehen? »Pflicht des Historikers«, bemerkt Goethe einmal, sei es, »das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.« Ja, da stimmt jeder gern zu. Aber es geht wirklich um Wehner.

Es geht um die Geschichte einer Person. Das Interesse, dem das Thema Wehner seine Haltbarkeit verdankt, ist ein biographisches. Diese Person hat in der Geschichte der alten Bundesrepublik eine bedeutende Rolle gespielt. Wie viel Einfluß ein Mensch – auch wenn er wichtige Funktionen innehatte – auf andere ausgeübt hat, ist nie exakt abzuschätzen. Wehners Einfluß auf Genossen und Gegner soll immens gewesen sein.

Wehner war als Politiker ein Macher, sei er es auch nur in dem Sinne gewesen, daß die Pläne und Entschlüsse anderer zuletzt doch von einem zu Politik gemacht werden, etwa schlecht vorgetragen werden müssen an dem Ort, wo aus ihnen dann Fakten werden. So war Wehner sicherlich nicht der Erfinder des späten sozialdemokratischen Schwenks zu Adenauers Politik der Westintegration, was eben auch bedeutete: zur Sicherheits- und Wirtschaftspolitik der Union. Dennoch ist sein Name unlösbar mit diesem Schwenk verbunden, denn die große Rede, mit der er im deutschen Bundestag vollzogen wurde, trug Wehner vor.

Auch die Koalition mit den Unionsparteien 1966 ist als das Werk Wehners in die Geschichte eingegangen. Hier mag er zumindest die treibende Kraft gewesen sein. Aber sicher ist, daß

sein Einfluß auf führende SPD-Politiker 1969 nicht ausreichte, um die Bildung der sozialliberalen Koalition zu verhindern. Wehner hätte lieber die Große Koalition mit Bundeskanzler Kiesinger und Willy Brandt als Vizekanzler und Außenminister fortgesetzt.

Wehners Wirkungsmöglichkeiten waren mithin von wechselnder Durchsetzungskraft. Die Fauna, die sich um den fleißigsten Parlamentarier bildete, verband sich denn auch mit keinem anderen Wort so fest wie dem vom Zuchtmeister – erst seiner Umgebung, dann seiner Fraktion, dann seiner Partei. Indes, das Schöne an einem Zuchtmeister ist, daß man gern tut, was er verhindern will. Das Wort vom Zuchtmeister führt also über seine Wirkung hinaus zum Bild seines Auftretens.

Beides hing freilich zusammen, und ähnlich stark hängen bei Wehner Biographie und die Geschichte der Zeit, in der er lebte, miteinander zusammen. Man hat ihn gern knorrig genannt. Das paßt zum Zuchtmeister. Einen geschmeidigen Zuchtmeister würde man kaum akzeptieren. Man hat ihn aber auch als einen genialen Taktiker geschätzt oder gefürchtet. Zu einem Taktiker hingegen will die Vorstellung vom Knorrigem gar nicht passen. Das ist einer der offen zu Tage liegenden Widersprüche, die seine Biographie interessant machen.

Neben dem Psychologischen ist diese Biographie interessant wegen der vielen Geschichten, die in ihr und zu ihr zu erzählen sind und die oft zugleich prägnante Illustrationen zur Geschichte seiner Zeit abgeben. Knorrig und taktierend – Wehner war immer einer, der, eine Rolle spielend, dazu gehörte, und zugleich einer, der noch da war und seinen Weg fortsetzte, als eine Rolle ausgespielt war. Vor drei, vier Jahren wurde es einer Enthüllungskampagne für wert gehalten, daß Wehner in Moskau auf dem Höhepunkt stalinistischen Terrors mit jenen kooperierte, die unter den kommunistischen Genossen blutige Säuberungen durchführten. Die Entrüstung darüber nach dem Bekanntwerden einiger Schriftstücke ist nur zu erklären durch die Verniedlichung des Kommunismus, wie sie sich in den siebziger Jahren in Deutschland ausgebreitet hatte. Man braucht die Diskussionen darüber, ob Stalinismus und Kommunismus immer dasselbe sind und wann nicht, jetzt nicht wieder aufzunehmen: Damals war Kommunismus Stalinismus. Für Wehner gab es keinen anderen. Und Wehner wollte in Moskau überleben. Kaum daß er in Schweden

war, wohin man ihn zur Konspiration schickte, sagte er sich von der Ideologie und ihren Machtapparaten los.

Ob dieser Bruch glaubhaft war? Für welchen Zusammenhang ist eine solche Frage heute sinnvoll? Kann sie überhaupt irgendwann sinnvoll gestellt werden? Die Biographie als die Geschichte eines persönlichen Lebens muß sie stellen. Doch wie gelangt sie zu einer Antwort? Wahrscheinlich nicht, indem sie Zeitgenossen (ebenfalls nach den Quellen) befragt, ob sie damals und später Wehner die Geschichte seines Bruchs mit den Kommunisten – oder dem Kommunismus – geglaubt haben. Er könnte sie getäuscht haben. Er könnte auch sich selbst getäuscht haben. Der Bruch könnte auch darin bestanden haben, daß er die Frage seines Verhältnisses zum Kommunismus wieder öffnete und sich vorbehält, sie irgendwann neu zu beantworten. Der Biograph kann das alles als Möglichkeiten bedenken, die Biographie kann damit nichts anfangen.

Die Biographie beantwortet die Frage, ob Wehner 1942 in Stockholm mit dem Kommunismus glaubhaft gebrochen habe, indem sie die Geschichte seines Lebens befragt. Daß die Geschichte von Wehners Leben zugleich die politische Geschichte des Landes war, in dem er lebte, macht die Sache nicht leichter, aber auch nicht aussichtslos. Zweifellos, wenn Herbert Wehner nach dem Zweiten Weltkrieg in Hamburg eine Karriere als Speditionskaufmann begonnen hätte – oder in Öland als Zimmervermieter – wäre es einfacher, aus seinem Privatleben zuverlässige Erkenntnisse darüber zu gewinnen, ob er immer noch Kommunist sei oder sich ernsthaft von seiner früheren Umgebung losgesagt habe.

Aber Wehner war Politiker, der etwas erreichen wollte, in seiner Partei und mit den Möglichkeiten seiner Partei für Deutschland. Und er war kein ganz erfolgloser Politiker, das heißt: was er erreichen wollte, dem kam er zumindest in der einen oder anderen Weise nahe. Das Entscheidende aber ist: der erfolgreiche Wehner war über Jahrzehnte ebenso sichtbar wie jener Wehner, der keinen Erfolg hatte. Was Wehner wollte, ist an seiner Karriere nicht weniger glaubhaft abzulesen als das, was er nicht wollte. Was er erreichte, ist zum Teil Geschichte geworden – Geschichte, die von den Deutschen zustimmend als die ihre begriffen worden ist. Daß Wehner dies, so weit er beteiligt war, gegen seine innersten, geheimen Absichten erreicht hätte, ist absurde Spekulation.

Die Geschichte ist hier der Prüfstein für das biographische Material, mit ihm kann der Bio-



Aus besseren Tagen

Foto: J. H. Darchinger

graph nicht verfahren, wie der Romancier mit dem Stoff seiner Erzählung. Schiller läßt seinen Wallenstein einmal über die Umtriebe derer nachdenken, die gegen ihn Intrigen spinnen. Diese, macht er sich klar, operierten mit Überlegungen, mit denen er wohl beschäftigt war, die sich aber eben noch nicht in Taten manifestiert hatten: »In meiner Brust war meine Tat noch mein.«

Was gegenwärtig mit Wehner – unter Gebrauch welcher Vokabel auch immer: Hochverrat, Landesverrat, innerer Verrat – versucht wird, ist, aus den Zügen und Winkelzügen seines politischen Agierens das Netz zusammenzuknüpfen, in dem man ihn hätte fangen können, wenn er noch unter den Lebenden wäre. Das wäre, zumindest nach dem Kalkül der Intriganten, noch möglich gewesen, weil, wer lebt, zu Fall zu bringen ist, das Rennen ist noch offen, die Geschichte unabgeschlossen.

Die Geschichte, in der Wehners Biographie eingebettet sein muß, ist aber abgeschlossen. Es ist eine Geschichte, die durch keine Art von Verrat in ihrem Verlauf bestimmt ist. Viele Leute haben sich dabei das Leben schwer gemacht, sich mißtraut, versucht, einander zu schaden, auch wenn sie auf derselben Seite im Kampf standen. Auch der Erfolg, den die große Geschichte zuletzt verzeichnet, ist kein Grund, etwas schöner zu machen, als es war. Wenn man

sieht, mit wieviel Dummheit Geschichte gemacht wird, kann es dabei auch gar nicht schön zugehen. Doch Verrat weist Geschichte nur aus, wenn es erfolgreicher Verrat war. Für einen mißlungenen Verratsversuch gibt aber die Biographie Wehners nichts her.

Warum bleibt das Thema Herbert Wehner spannend? Weil die Zeit der ideologischen Verwirrungen in Europa die Zeit des Mißtrauens war, eines Mißtrauens, das er gegenüber anderen empfand, und die Zeit eines Mißtrauens, mit dem andere ihm begegneten. Solches Mißtrauen spinnt auf allen Seiten seine eigenen Geschichten, die dann auch dafür sorgen, daß ihnen Stoff und Anhaltspunkte nicht ausgehen. Dafür sind Biographen anfälliger als Historiker, und deshalb muß sich jede biographische Notiz der Kritik der Geschichte stellen.

KARIN PRIESTER

Der »Front National« zwischen Nationalpopulismus und Rechtsextremismus

Mittags auf dem schattigen Gelände des Kunst- und Kulturzentrums Châteauravallon in den Bergen oberhalb von Toulon. Der Blick schweift über das alte provenzalische Gutshaus aus dem 17. Jh., das Amphitheater mit seinen 1200 Plätzen, die Stelen des Bildhauers Henri Komatis und wandert weiter bis sich am Horizont die Häuser von Toulon und schließlich das Meer als schmaler, bläulicher Silberstreifen abzeichnen. Vor gut 30 Jahren haben Gérard Paquet und Henri Komatis dieses einzigartige Kunst- und Reflexionszentrum inmitten mediterraner Pinienwälder aufgebaut, dessen Weiterarbeit inzwischen gefährdet ist. Der rechtsextreme Bürgermeister von Toulon, Jean-Marie Le Chevallier, hat die Gerichte eingeschaltet, um die Auflösung des nationalen Tanz- und Bildtheaters TNDI zu betreiben. Das Ensemble schreibt auf einem Flugblatt: »Die Kultur ist in Gefahr in Toulon wie in Orange, Marignane und Vitrolles« und fordert die Öffentlichkeit auf, am 26. März als symbolisches Zeichen des Protests gegen die Kulturpolitik des FRONT NATIONAL (FN) in Toulon einen Stein im Amphitheater niederzulegen. Als ich wenige Tage später auf den warmen Sandsteinstufen sitze, geht eine Schul-

klasse zwischen den Steinen umher. Auf einem ist, von ungelenker Hand geschrieben, ein Rindbaud-Zitat zu lesen: »Die Ewigkeit ist wieder gefunden. Sie ist eine Mischung aus Meer und Sonne.«

I

Doch gegen die Poesie des Protests steht die Alltagsprosa der FN-Politik, die seit 1972 versucht, Frankreich ihren Stempel aufzuprägen. Der FN hat am Osterwochenende in Straßburg seinen zehnten Parteitag abgehalten unter dem Motto: »Weder rechts noch links: französisch«. Dieser Slogan, erstmalig 1936 von Jacques Doriot, dem Gründer der faschistischen Volkspartei PPF formuliert, verspricht die »große Alternative«, und ein Blick in die Gästeliste zeigt die Richtung. Geladen waren die altbekannten Haudeggen der internationalen rechtsextremen Szene: aus Italien war Pini Rauti angereist, der sich in Gianfranco Finis ALLEANZA NAZIONALE nicht mehr heimisch fühlt und daher 1995 den alten MOVIMENTO SOCIALE neu gegründet hat, versehen mit dem blumigen Zusatz FIAMMA TRICOLORE; aus Deutschland ließ Schönhuber grüßen; die rumänische Rechte repräsentierte der ehemalige Securitate-Oberst und jetzige Nationalistenführer Corneliu Vadim Tudor; dem wegen Kriegsverbrechen angeklagten Serbenführer Vojislav Seselj wurde zwar die Einreise untersagt, aber auch er wäre eine Zierde des Parteitags gewesen und zweifellos ein Garant für jene große »demokratische und republikanische« Rettung vor dem Chaos, denn die semantische Dehnbarkeit der Begriffe zeigt nur, wie elastisch die Rechte sich gibt. Straßburg war gut gewählt als Tagungsort; hier darf sich der FN in einem Umfeld von Sympathisanten fühlen. Bei den Präsidentschaftswahlen 1995 erreichte Le Pen im ersten Wahlgang im Elsaß 25 Prozent der Stimmen, in einigen Straßburger Stadtteilen mit hohem Arbeitslosenanteil wählten ihn bis zu 30 Prozent. Aber es ist nicht die Arbeitslosigkeit oder die aktuelle Fremdenfeindlichkeit gegenüber den Maghrebinern allein. Auch der Anti-Semitismus hat in Frankreich eine lange, keineswegs überwundene Tradition. In Carpentras etwa, der Stadt mit der ältesten jüdischen Gemeinde Frankreichs, war im Jahre 1990 der Friedhof unter antisemitischen Vorzeichen geschändet worden. Doch erst jetzt wurde das Urteil gegen die vier jugendlichen Täter, Mitglieder einer Skinhead-Gruppe, verkündet. Und etwa im gleichen Zeitraum zwischen 1989 und 1995 stieg dort bei den Kommunalwahlen der Anteil der Stimmen für den FN von 12 auf 23 Prozent.

II

Das Hauptthema des FN ist und bleibt die Immigration, auch wenn die Einwanderungsrate von allen seinen Hochburgen (Elsaß und nördliches Lothringen, das Pariser Becken, Nordregion/Pas-de-Calais, die Region Rhône-Alpes und der Mittelmeerstreifen) nur in den südlichen Landesteilen über 10 Prozent beträgt und überdies seit ca. 20 Jahren nicht gestiegen ist. Bei der Volkszählung von 1990 kamen auf 56,7 Mio. Einwohner 3,6 Mio. Ausländer und 4,2 Mio. Einwanderer. Der Anteil der Immigranten an der Gesamtbevölkerung betrug mithin 7,4 Prozent und wird seit 1975 als stabil bezeichnet. Zählte man vor 1992 ca. 100.000 Einwanderer jährlich, so ist ihre Zahl seitdem rückläufig und belief sich 1995 nur noch auf 68.000. Allerdings gibt es massive Veränderungen bei der Herkunft der Einwanderer. Handelte es sich in den 60er Jahren noch vorwiegend um Europäer, so stammt heute nur noch etwa die Hälfte aus Europa. Neben Portugiesen (14,4 Prozent), Italienern (11,6 Prozent) und Spaniern (9,5 Prozent) stehen inzwischen Algerier mit 13,3 Prozent dicht gefolgt von Marokkanern (11 Prozent) und Schwarzafrikanern, deren Anteil zwar bei nur 6,6 Prozent liegt, sich aber in den letzten 30 Jahren verdoppelt hat. Für die Parlamentswahlen hat der FN daher den alten Wahlkampfeslogan *sortons les sortants* wiederentdeckt, mit dem die rechtspopulistische Bewegung von Poujade schon 1956 zur Wahl angetreten war.

III

Der FN propagiert die Werte der Familie, und die Frau gehört nun mal ins Haus. Allerdings scheint dies nur bedingt für die Ehefrauen der FN-Lokalgrößen zu gelten. Catherine Mégret, die ihren Mann, den für ein Jahr nicht wählbaren Bruno Mégret, schon im ersten Wahlgang mit stolzen 46,7 Prozent der Stimmen um drei Punkte überrundete und das Bürgermeisteramt von Vitrolles eroberte, ist zwar die bekannteste der FN-Bürgermeisterfrauen, politisch aber auch die unbedarfteste. Ihr offenerziges Interview mit der BERLINER ZEITUNG trug ihr mehrere Strafanzeigen wegen rassistischer Äußerungen ein. Doch ihr Mann kann derlei Anschuldigungen souverän vom Tisch wischen mit dem Hinweis auf eigene Toleranz, da er doch eine Jüdin geheiratet habe. Und in der Tat, Frau Mégret, die wahres Franzosentum als Frage des Blutes und der Blutszugehörigkeit versteht, überspielt mit charmantem Lächeln ihre eigene Herkunft als Tochter des jüdischen Rheumatologen Sergej Raskowski, dessen

Eltern aus Moldawien eingewandert waren, ein Umstand, der keinerlei Erwähnung bedürfte, wenn sie selbst nicht ›rassische‹ Minder- und Höherwertigkeit ins Spiel brächte. Während Mme. Mégret im Schatten ihres ehrgeizigen Mannes bleibt, ist Cendrine Le Chevallier, die Frau des FN-Bürgermeisters von Toulon, aus anderem politischen Holz geschnitzt. Als Tochter eines adeligen, royalistischen Industriellen engagiert sie sich seit den 80er Jahren im rechtsextremen Milieu und kandidierte auf FN-Listen in Paris im vornehmen XX. Arrondissement. Auch die Frau des FN-Bürgermeisters von Orange, Jacques Bompard, hat an der Seite ihres Mannes seit den 70er Jahren politische Erfahrungen in verschiedenen rechtsextremen Zirkeln und Gruppierungen wie OAS, ORDRE NOUVEAU und OCCIDENT gesammelt und gilt als »Pasionaria« der Bewegung. Mit dem Image der politisch gestählten Frau versucht der FN, in die weibliche Wählerschaft einzudringen, die sich bisher eher zögerlich gezeigt hat.

IV

Während die französische Linke von einer »geistigen Lepenisierung« des Landes spricht, schreitet der FN dort, wo er an der Macht ist, zur Tat, auch wenn der Kulturkampf sich eher in kleinlichen, aber gezielten administrativen Schikanen erschöpft. Der geistige Horizont bleibt so provinziell wie die Städte, in denen Le Pens Anhänger die Pfründe unter sich verteilen. In Orange etwa nahm der Stellvertreter des FN-Bürgermeisters die Bestellungen der Stadtbücherei unter die Lupe: Romane, die Völkerfreundschaft zum Inhalt haben, Werke über jüdische Kultur, afrikanische Erzählungen, alles, was auch nur entfernt nach einer »multikulturellen« Botschaft aussieht, wurde gestrichen; die Abonnements linker oder linksliberaler Zeitungen wie LIBÉRATION, LA MARSEILLAISE, L'ÉVÈNEMENT DU JEUDI fielen rechten Veröffentlichungsorganen wie Le Pens Tageszeitung PRÉSENT und den Zeitschriften NATIONAL IEBBDO und RIVAROL zum Opfer.

Der kommunale Lepenismus verfährt nach der Taktik von Zuckerbrot und Peitsche, auch wenn es sich bei letzterem oft nur um Kosmetik handelt wie Klagebriefkästen oder spezielle Telefondienste, die Bürgernähe, Effizienz und Kompetenz bei der Lösung technischer und administrativer Probleme suggerieren. Aber so schnell scheinen sich die ehemaligen FN-Wähler dann doch nicht abspesen zu lassen. Kurioserweise, schreibt Christiane Chombeau in LE MONDE, haben gerade die Händler und Kaufleute als erste kritisch reagiert und monieren, der



FN-Chef Le Pen mit Tochter Marie Caroline im Wahlkampf

Foto: dpa

von den FN-Bürgermeistern versprochene und erhoffte Aufschwung der Städte sei ausgeblieben. Mittel- und langfristige Perspektiven fehlen, statt dessen herrsche Nepotismus und eine kurzschrittige Verwaltung.

Unter der vielbeschworenen »Ideenschlacht« scheint der FN eher eine Organisationsschlacht zu verstehen und breitet sich spinnennetzartig aus in Zirkeln, Vereinigungen, eigenen berufsständischen Organisationen, von denen bisher nur eine – die Polizeigewerkschaft – verboten wurde, und schließlich durch die Strategie des *Entrismus*, des gezielten Eintritts in schon bestehende Organisationen, vor allem in die Gewerkschaften. FN-nahe Gewerkschaften gibt es bislang nur im öffentlichen Sektor, und Le Pens Mannschaft tut sich schwer mit einer eigenen Strategie im Arbeitermilieu. Denn obwohl die Partei seit 1995 ihre Position in der Arbeiterschaft verstärken konnte, ist auch mit Wirtschaftsliberalen in den eigenen Reihen zu rechnen. Die Antwort ist der integrationistische Appell an die Gemeinsamkeit aller produktiv Tätigen im gemeinsamen Boot. Mit diesen Zirkeln und Assoziationen scheint man an alle gedacht zu haben. Vertreten sind

nicht nur alte Frontkämpfer, Frauen, Tier- und Naturschützer, Automobilisten, Pensionäre und Behinderte, sondern auch die Juden Frankreichs; national gesinnte Korsen und Freunde der französischen Antillen werden ebenso unworben wie Lebensschützer, Steuerparer und Arbeitslose.

Ruhe, Ordnung und Sicherheit hatte der FN vor allem versprochen, doch statt dessen nehmen Spannungen und Unsicherheit zu. In Vitrolles etwa reagierten junge Nordafrikaner mit Gewalt auf die rassistischen Äußerungen der neuen Bürgermeisterin. Ihre Gegner sprechen von ortsfremden, vom FN bezahlten Provokateuren. Für ihre Anhänger dagegen handelt es sich um vom ehemaligen sozialistischen Bürgermeister aufgestachelte Schergen, und die Lösung des Problems wird mit den Anschuldigungen gleich mitgeliefert: Aufstockung des örtlichen Polizeiapparats von 40 auf 60 Mann, die nun in martialischen Motorradstiefeln die Runde machen und den bürgerlichen Selbstverteidigungsmilizen in den besseren Wohnvierteln zu Hilfe kommen: Bürgergeist und ziviles Engagement in einer FN-Kommune.

Gibt es einen FN nach Jean-Marie Le Pen?, fragt der Leiter des Meinungsforschungsinstituts IPSOS in LE MONDE. Wird Le Pens Bewegung an dessen charismatische Ausstrahlung gebunden und daher nur ein politisches Zwischenspiel bleiben, oder hat der FN Aussichten, auch ohne ihn eine größere Strömung im neuen politischen Umfeld zu werden? Derzeit behauptet der FN durchaus seinen »soziologischen Sockel«, den er seit den Präsidentschaftswahlen von 1995 erreicht hat. Und der sieht nicht gut aus. Nach Meinungsumfragen haben 8 bis 9 Mio. Franzosen schon einmal die extreme Rechte gewählt; für viele ist die »Stimme der Verzweiflung« längst eine »Stimme der Überzeugung« geworden. Der FN bleibt nach wie vor die erste Partei im Arbeitermilieu und kann auch seine Stellung unter den Angestellten behaupten. Zuwächse werden bei den Freiberuflern erwartet, und Bruno Mégret, in dem manche den Nachfolger Le Pens sehen, setzt verstärkt auf diese bürgerlichen Schichten. Nachdenklich stimmt nicht nur der Befund, daß 27 Prozent der keiner etablierten Partei nahestehenden Franzosen die Absicht bekunden, für den FN zu stimmen; zu denken gibt auch, daß es ihm gelingt, in die Kreise der mit anderen Parteien Sympathisierenden einzudringen, vor allem in das ökologisch orientierte Milieu. Der FN scheint Schwankende und Zögernde weniger durch fremdenfeindliche, antisemitische und rassistische Tendenzen anzusprechen als vielmehr in seiner Funktion als Stimme des Volkes, die wirtschaftliche, soziale und »identitäre« Ängste bündelt. Der Identitätsdiskurs verspricht Orientierung in Umbruchzeiten, knüpft an an Vertrautes, historisch Gewordenes, an das »Eigene«, was immer das auch sei.

Von Gewicht ist auch, daß der FN erstmalig auf die Erfahrungen seiner kommunalpolitischen »Notablen« zurückblicken kann, denn seit Beginn der 90er Jahre gibt es einen kommunalen Lепенismus, der sich das Image respektabler Solidität, volkstümlicher Bürgernähe und zupackender Verwaltungskompetenz zu schaffen weiß, getragen vom national-autarkistischen Willen, die Bedrohungen »von außen« – heißen sie nun Europa, Euro, Globalisierung oder Einwanderer – abzuwehren. Strategisch zeichnet sich eine allerdings im FN noch umstrittene Öffnung zu den Gaullisten ab. Während Le Pen, ehemals entschiedener Gegner De Gaulles, nach der Devise verfährt: Chirac, das sei Jospin, nur schlimmer, haben seine mutmaßlichen Nachfolger klargestellt, wer Freund und wer Feind ist. Denn Umfrageergeb-

nisse zeigen, daß im bürgerlichen Lager die Gaullisten weitaus anfälliger sind für die »geistige Lепенisierung« als die Liberalen der UDF. Le Pens Partei wird also versuchen, noch stärker als bisher in das soziale Feld der Kaufleute, Handwerker und Industriellen einzudringen, die jetzt schon zu über 40 Prozent mit ihren Positionen sympathisieren.

Wie aber könnte die Antwort auf die Frage lauten, ob es einen FN nach und ohne Le Pen geben wird? Charismatiker bestreiten zwar, daß es eine Nummer zwei hinter oder gar neben ihm geben könne, doch stehen die Anwärter auf die Thronfolge schon in den Startlöchern. Sie heißen Mégret, Quasi-Bürgermeister von Vitrolles, und Bruno Gollnisch, der Generalsekretär der Partei. Scharf Gollnisch eher ältere, traditionalistische und katholische Kräfte um sich, so hält Mégret wenig von einem »Kampf ums Christentum«, gibt sich vielmehr modern, setzt auf die Jugend und den gehobenen Mittelstand. Er verkörpert jenen Typ des weltläufigen Technokraten, vor dem der FN immer gewarnt hatte. Während Le Pen mit seinem »legitimistischen« Mittelkurs in 40 Départements führt, sind ihm Mégrets Anhänger in 35 Départements dicht auf den Fersen; Gollnisch dagegen prägt die Politik in 21 Föderationen.

VI

Zwischen Moralisieren und Verteufeln besinnt sich die Linke auf eine wirksame Strategie, die auch eigene Fehler, Affären und Korruptionsskandale der Ära Mitterrand und die Abgehobenheit der »politischen Kaste« von den Sorgen und Alltagsnöten der Bevölkerung einbeziehen müßte. Dies gilt umso mehr nach dem spektakulären, erdrutschartigen Sieg der Linken bei den vorgezogenen Parlamentswahlen vom 1. Juni. Offenbar im Vertrauen auf Meinungsumfragen, die noch Ende März den bürgerlichen Parteien RPR und UDF 40 Prozent Stimmenanteil vorhersagten, den Sozialisten dagegen nur 26 Prozent, hat Chirac sich selbst eine Falle gestellt und ist nun auf weitere fünf Jahre dazu verdammt, in *cohabitation* mit einem sozialistischen Premierminister zu regieren. Auch wenn der FN mit nur einem Abgeordneten im Parlament vertreten ist, hat er mit 15 Prozent Stimmenanteil zugelegt und das von Le Pen proklamierte Hauptziel erreicht: den Sturz der bürgerlichen Regierung.

Während man auf der linken Seite noch unschlüssig ist, ob es sich beim FN um eine national-populistische oder um eine neo-faschistische Bewegung handelt, hat Gérard Le Gall, Mitarbeiter des PS-Vorsitzenden Lionel Jospin,

ein Strategiepapier vorgelegt. Er sieht die Gründe für das Wiedererstarken der extremen Rechten in der Krise der repräsentativen Demokratie und der hohen Arbeitslosigkeit, spricht aber auch die Verantwortung der bürgerlichen Rechten an, die das Kontinuum zur extremen Rechten zugelassen habe. Den FN nicht verteufeln, ihm nicht aus dem Weg gehen, sondern bewußt seine Themen aufgreifen, lautet Le Galls Empfehlung. Arbeitslosigkeit, Sicherheit, öffentliche Moral, Familie, Drogen, Einwanderung – diese Themen muß die Linke ansprechen, um eigene Antworten zu geben und Wege aus der Krise zu zeigen. In cartesianischer Übersichtlichkeit schlägt er drei große Ziele und vier Reflexionsfelder vor, auf die die Linke sich konzentrieren müsse: die Ent-Respektabilisierung Le Pens, die Entnystifizierung seines Programms und die Delegitimation der extremen Rechten. Nachgedacht werden müsse über den Begriff der Nation und den der politischen Straftatbestände (*punitivité*), den Bürgergeist (*civisme*) und den Kampf gegen den Rassismus.

Wie soll man dem FN begegnen? Die Frage ist in der sozialistischen Partei umstritten. Einige wie Henri Emmanuelli plädieren für ein Verbot; Catherine Trautmann dagegen, die Bürgermeisterin von Straßburg und Initiatorin zahlreicher Debatten, Initiativen und Demonstrationen aus Anlaß des FN-Parteitags in ihrer Stadt, sagt: »Man verbietet Herrn Le Pen nicht, man bekämpft ihn.« Und dieser Kampf scheint nach den Ostertagen neuen Auftrieb bekommen zu haben. Denn die Anti-Le Pen-Front wird nicht nur von Parteien getragen, sondern vor allem von politischen Vereinigungen. Zu den älteren gehören die INTERNATIONALE LIGA GEGEN DEN RASSISMUS UND DEN ANTISEMITISMUS (LICRA), die BEWEGUNG GEGEN DEN RASSISMUS UND FÜR DIE VÖLKERFREUNDSCHAFT (MRAP) oder auch die 1984 gegründete Organisation SOS-RACISME, die vor allem in Vorstädten großen Zulauf hatte. Doch ihr Einfluß ist geringer geworden. Ihnen zur Seite getreten sind in jüngerer Zeit Organisationen aus dem libertär-anarchistischen Umfeld wie das Kollektiv SCALP (SECTION CARRÈMENT ANTI-LE PEN). Am bekanntesten wurde in letzter Zeit die der revolutionären kommunistischen Liga nahestehende Organisation RAS L'FRONT. Während SOS-RACISME Anfang der 90er Jahre mit Großkonzerten und Medienpräsenz den Antirassismus zu einer Massenbewegung gemacht hatte, ist RAS L'FRONT radikaler und punktuell gewaltbereit. Die Bewegung MANIFESTE dagegen, 1990 vom damaligen PS-Abgeordneten Jean-Christophe Cambadélis gegründet, sieht im FN in Anlehnung an Analysen des Sozialwissenschaft-

lers und Rassismus-Forschers Pierre-André Taguieff eine »national-populistische« Bewegung, die erst dabei sei, sich zu faschisieren. Von wachsender Bedeutung ist auch das im September 1996 gegründete COMITÉ NATIONAL DE VIGILANCE, das als koordinierendes Organ aller Initiativen der Linken fungiert. Es umfaßt 43 Organisationen, linke und ökologische Parteien, Vereinigungen und Gewerkschaften mit Ausnahme der CFDT und hat sich zum Ziel gesetzt, die oft untereinander konkurrierenden Organisationen im gemeinsamen Kampf zu einigen, ihre Aktivitäten zu koordinieren und die Kontinuität der Arbeit zu fördern.

Aus der Sicht der deutschen Soziologen Scheuch und Klingemann ist der Rechtsextremismus eine »normale Pathologie westlicher Industriegesellschaften«. Das klingt nach harmlos-chronischem Dauerschnupfen, aber auch lebensbedrohende Krebsgeschwüre sind schließlich ganz »normale Pathologien«, wenn man sie ihren Wucherungen überläßt.

RÜDIGER GÖRNER

Die Stunde des Neuen

Britannien im Zeichen Labours

Künstler, Dichter und Philosophen, befand Shelley um 1800, Platon widersprechend, seien die *unacknowledged legislators* einer Nation, nicht wirklich anerkannte, aber insgeheim wirkende Gesetzesgeber. Diese Auffassung machte sich Ende des 19. Jahrhunderts auch William Morris zueigen, seines Zeichens Dichter, Sozialist, Designer und Geschäftsmann (in dieser Reihenfolge!), dessen politische Visionen von einer humaneren Welt die britische LABOUR-Bewegung, die sich im Jahre 1900 als Partei konstituierte, maßgeblich beeinflussen konnten. Als das *Victoria & Albert Museum* anläßlich des hundertsten Todestages von Morris im Sommer 1996 eine umfassende Ausstellung über dessen Leben und Werk zeigte, empfahl der Chefkommentator der britischen Tageszeitung THE INDEPENDENT Tony Blair und seinem Schattenkabinett einen Rundgang durch den Zaubergarten dieses politischen Ornamentalisten zum Zwecke der Inspiration. Es ist nicht auszuschließen, daß Blair seinerzeit diesen wohlgemeinten Vorschlag aufgegriffen hat. Den

Primat des Geistes, der Kultur, der ökologischen Vernunft, den Morris verkündet hatte, seinen Widerstand gegen das Diktat des Ökonomismus, alles das hat Blair jedoch nicht unmittelbar auf sich wirken lassen. Morris hatte von der wechselseitigen Integration von Stadt und Land gesprochen, verblüffend »postmodern« im Sinne einer ökologisch-kulturellen Gemeinschaft; NEW LABOUR betont dagegen eher traditionalistisch die »one nation«, die eine, mit sich selbst politisch einig Nation. Morris wollte »human occupation«, eine Arbeitswelt, die sich an der Selbstverwirklichung des einzelnen orientierte; NEW LABOUR begnügt sich mit der Einführung einer Mindestlohnregelung und einem Ja zur verwässerten europäischen Sozialcharta, um zu einem umfassenderen Souveränitätstransfer von Westminster nach Brüssel Nein sagen zu können; Fragen der Arbeitsplatzqualität haben bislang für NEW LABOUR eine allenfalls untergeordnete Rolle gespielt.

Aber in einem anderen Punkt scheint dieser pittoreske spätviktorianische Sozialist auf NEW LABOUR Eindruck gemacht zu haben: Morris war es ernst gewesen mit einer »ästhetischen« Politik, das heißt mit der Schaffung eines sozialen Raumes, der individuelle und gemeinschaftliche Gestaltung des Öffentlichen erlaubt, mithin ein intellektuelles und quasi sinnliches Nachvollziehen von Politik: Die Entflechtung des britischen Zentralismus, die eben solche politischen Gestaltungsräume schaffen soll, scheint NEW LABOUR ein wirkliches Anliegen zu sein; Schottland und Wales können mit ihrer politischen Selbstfindung beginnen und sie in eigenen parlamentarischen Versammlungen beglaubigen. Inwiefern LABOUR die politische Emblematisierung in Britannien verändern will, sei dahingestellt; ein Schritt in dieser Richtung ist die Überlegung, die Perücken der Richter abzuschaffen.

In Wahlkämpfen schlägt selten die Stunde der Intellektuellen; sie haben sich in Britannien nicht zu einer »Wählerinitiative Blair« zusammengeschlossen wie weiland 1969 in der Bundesrepublik zugunsten Brandts. Auf den britischen Inseln interessiert es schlichtweg nicht, was Künstler und Intellektuelle politisch denken. So ist es durchaus folgerichtig und im Sinne der Mehrheit, wenn NEW LABOUR zum Thema Kunst und Hochschulen bislang nichts eingefallen ist. Die Künste gehören in Westminster einem Ministerium an, das sich seit Tory-Zeiten »National Heritage« nennt, ja, Ministerium für das Nationale Erbe, sprich Kulturgut. Erste Verlautbarungen des neuen Ressortministers deuten darauf hin, daß er dem Slogan *Kunst für alle* huldigt: Auf Bahnhöfen, öffentlichen Plätzen und Flughäfen möchte er mehr »Kunst«

sehen; noch ist er nicht so weit, sich Joseph Beuys' These zu eigen zu machen, nach der jeder ein Künstler sei.

NEW LABOUR gab sich vor, während und nach der Wahl betont neonational mit viel Union Jacks und der Betonung britischer Interessen. Das Bemerkenswerte daran ist, daß die fürwahr überwältigende Mehrheit der Bevölkerung glaubt, NEW LABOUR vertrete besagte nationalen Interessen glaubwürdiger, geschlossener als die Tories. In Wahrheit ist LABOUR, neu wie alt, hinsichtlich der Frage einer weitergehenden politischen Integration Europas ebenso zerstritten wie die Tories; nur gelang es, dank Blairs Parteidisziplinierung, vormals eine unumstrittene Tory-Tugend, diesen internen Zwist geschickter zu verbrämen.

Symbolisch genug, daß LABOUR bei einer Wahl gewann, die John Major, übermütig genug, für den 1. Mai festgesetzt hatte, der als Tag der Arbeit von seiner einst allmächtigen Vorgängerin abgeschafft worden war. Nicht minder symbolisch, daß NEW LABOUR offenbar nicht daran denkt, diesen einst höchsten Feiertag von Old Labour wieder einzuführen.

Und dennoch: Nichts sagt mehr über das Ausmaß dieses Wahlsieges aus als die Tatsache, daß die Tories trotz günstiger ökonomischer Daten, die NEW LABOUR nun als nicht unbeträchtliches Startkapital nutzen kann, in einem solchen Maße an den Wahlurnen deklassiert worden sind. Im Aufwind befindet sich jedoch auch die dritte politische Kraft auf den britischen Inseln: Die liberaldemokratische Partei Paddy Ashdowns. Die Liberaldemokraten stehen für weitaus radikalere Reformen des Landes als LABOUR; sie sind überdies als einzige Partei dezidiert proeuropäisch und für eine politische Union mit dem Kontinent.

Betrachtet man die Auswirkungen dieser Wahl auf die politische Kultur Britanniens, dann sind folgende Schlüsse erlaubt:

1. Aufgrund des Mehrheitswahlrechts, das solche politischen »Erdrutschverhältnisse« ermöglicht und das nur die Sozialliberalen ernsthaft infrage stellen, setzt sich einstweilen das kompromißfreie, aber polarisierende Entweder (Tory)- oder (Labour)-Denken fort.

2. Mit der unter LABOUR möglich werdenden »devolution« kann es jedoch zu einer Entflechtung der regionalpolitischen Entscheidungsprozesse kommen, die das Land dringender als vieles andere braucht (am dringlichsten von Schottland, weniger von Wales gefordert).

3. Der irischen Frage kommt in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung (und Brisanz) zu. LABOUR schließt eine Vereinigung von Eire und Ulster »bis weit ins kommende Jahr-

hundert« aus, bemüht sich aber engagiert um eine politische Klimaverbesserung in den nordirischen Provinzen. Viel wird davon abhängen, ob die IRA ihre Gewaltstrategie unter diesen Bedingungen aufgibt.

4. Blair schickt sich an, die Selbstisolation Britanniens innerhalb der Europäischen Union aufzugeben; stattdessen strebt er eine aktivere, konstruktivere Rolle in Europa an, seiner Presseerklärung von Nordwijk nach zu urteilen mit ähnlichen Argumenten, wie er sie im britischen Wahlkampf erfolgreich erprobt hat: Er spricht sich für ein Europa der Bürger aus, das ihre sozialen Interessen und Nöte ebenso wie ihre kulturellen Bedürfnisse ernst nimmt. Es wird jedoch seitens der neuen Regierung beharrlicher Anstrengung bedürfen, um die anderen Mitgliedsländer der Union von der Ernsthaftigkeit der (neuen) britischen Europapolitik zu überzeugen.

5. Eine Belebung der britisch-amerikanischen Beziehungen, die unter Major einen Tiefstand erreicht hatten, steht aufgrund der verwandten Politik Clintons und Blairs zu erwarten. Dafür spricht auch der frühe Besuch der Ministerin für nordirische Fragen in Washington, der es offensichtlich darauf ankommt, den problematischsten Bereich britischer Politik von Anbeginn mit der einflußreichen irischen Lobby im Kongreß und in der Clinton-Administration zu erörtern. Ein Wiederaufleben der unter Thatcher mythisierten, von Churchills und Roosevelts Zusammenarbeit abgeleiteten »special relationship« zwischen den Vereinigten Staaten und Britannien ist dagegen eher unwahrscheinlich.

Die Diskussion über »devolution« in Britannien (und Nordirland) krankt nach wie vor auch in den Reihen LABOURS daran, daß man einen politischen Begriff, dem hierbei eine Schlüsselfunktion zufallen müßte, den Föderalismus, über Jahrzehnte tabuisiert, nein, verteuelt hat. In grotesker, aber vor allem seitens der Tories und ihrer einschlägigen Presse gezielt betriebener Begriffsverwirrung wurde der Eindruck erweckt, Föderalismus stehe für eurokratischen Brüsseler »Zentralismus«. Damit hat man die Idee und Sache des Föderalismus auf absehbare Zeit für die innenpolitische Debatte über anstehende Strukturereformen unbrauchbar gemacht. Es ist bedauerlich bis bedenklich, daß auch NEW LABOUR dieser Manipulation des politischen Sprachgebrauches weitgehend gefolgt ist und sich damit des probatesten Mittels der Regionalisierungspolitik begeben hat. Niemand erwartet eine Föderalisierung des Landes nach dem Muster der radikalen Vorlage, die kürzlich der ehemalige

Erziehungsminister Italiens, Francesco D'Onofrio, im Namen eines Allparteienausschusses im römischen Parlament eingebracht hat, die im wesentlichen auf einen Bund italienischer Staaten und damit auf eine Revision des *Risorgimento* hinauslief. Für Britannien wäre es jedoch wünschenswert, wenn sich NEW LABOUR dazu aufraffen könnte, das föderalistische Prinzip zu entdämonisieren und daraufhin zu überprüfen, ob es die irische Frage nicht einer möglichen Lösung näher bringen könnte.

Das bislang Undenkbare denken – ist es dafür nicht längst an der Zeit in Ulster und Eire? Wie steht es mit einem Hinarbeiten auf eine föderalistisch-irische Republik? Was spräche gegen die Umwandlung des britischen Oberhauses in eine gewählte Regionenkammer?

Die andere Grundsatzfrage betrifft die Einführung des Verhältniswahlrechts, auf die aus verständlichen Gründen die Sozialliberalen drängen. NEW LABOUR hat immerhin die Bereitschaft angedeutet, hierüber konstruktiv nachzudenken, wobei eher wahrscheinlich ist, daß dieses Nachdenken über den Planspielstatus nicht hinauskommen wird. Die »Basis« der LABOUR PARTY sieht nach diesem spektakulären Wahlsieg keine wirkliche Veranlassung, das Wahlsystem zu ändern.

Diese Punkte illustrieren, daß Britannien vor einer umfassenden Verfassungsreform steht, zu der auch eine neue Version der *Bill of Rights* gehört (man halte sich dabei immer vor Augen, daß dieses Land nach wie vor de jure mit den *Bill of Rights* des Jahres 1689 operiert und daher seit gut zwei Jahrzehnten einen Großteil der einschlägigen Jurisdiktion dem Europäischen Gerichtshof überlassen mußte, wo britische Kläger gegen ihre Regierung routinemäßig Recht bekamen; man darf erwarten, daß diese Verfassungsreform auch unter LABOUR-Vorzeichen Gesetz und nicht durch eine verfassungsgebende Versammlung beschlossen werden wird).

Wie ist es um die britische Identität nach dem LABOUR-Wahlsieg bestellt? Innerhalb Britanniens und der anglophonen Welt deutet sich seit geraumer Zeit schon eine Relativierung des »Englischen« und seiner kulturellen Hegemonie ab, ein Umstand, den die Tories nie zu akzeptieren im Stande gewesen sind. Bemerkenswerterweise sind es eher konservative Historiker gewesen, die anläßlich einer Londoner Tagung im Jahre 1994 selbstkritisch darauf aufmerksam gemacht haben, daß jahrhundertlang englische Geschichte auf Kosten der Minderheiten geschrieben worden sei. Am ehesten reflektierte bislang die Literatur eine britische Kultur, die dem genuin Englischen entfremdet ist, was aus

kontinentaleuropäischer Sicht paradox anmuten muß. Es handelt sich hierbei um eine Kultur der »translated men« (Salman Rushdie), die »britisch« schreiben, mit neuseeländischem Maori durchsetzt, von indischem Bewußtsein bestimmt oder islamischen Glaubens. Es handelt sich um eine Kultur Entwurzelter, die das Britische, aber nicht das snobistisch Englische als Lebensform gewählt haben. Das Britische ließe sich demnach als das ins Kosmopolitische transformierte Englische bezeichnen, ohne verkrampfte Allüren und traditionalistischem Ballast.

NEW LABOUR wagte hier einen Spagat: Es wollte »Mittelengland« ansprechen, das saturierte Wirtschaftsbürgertum, aber auch dessen multiethnische Gegenüber in den Randbezirken der Gesellschaft – mit einem Erfolg, den die Partei selbst überraschte. Inwieweit es LABOUR gelingen wird, sozial und politisch beide Hälften der Gesellschaft aufeinander zu beziehen, bleibt abzuwarten.

Versucht man zu beurteilen, wie dieser bereits in die Geschichtsbücher eingegangene Wahlsieg LABOURS möglich geworden ist, dann steht man einigen Rätseln gegenüber: LABOURS Wahlkampf war technisch-organisatorisch perfekt und mithin wirkungsvoll: Man präsentierte Geschlossenheit um jeden Preis – auch um den der inhaltlichen Dürftigkeit der Aussagen. In erster Linie präsentierte sich LABOUR als kathartische Partei und versprach die Säuberung der Politik; gemeint war das Ende von Korruption und Lüge. Die LABOUR PARTY überraschte durch rigorosen Moralismus; sie wirkte geradezu puritanisch; Blair gelang das Kunststück, als lebensfroher John Knox aufzutreten, der mit dem Thatcherismus abzurechnen verstehe, ohne dessen Nutznießer gegenreformerisch zu bestrafen. Überhaupt war dies der Wahlkampf der Moralisten. Martin Bell, kampferprobter BBC-Kriegskorrespondent mit Pastorenstimme, warf sich als parteiloser Einzelkämpfer und Säubermann der Nation in den Wahlkampf und gewann einen Sitz im Parlament. Sein Wahlprogramm bestand aus einem Punkt: Aufräumen mit der Korruption in Westminster.



Tony Blair zieht mit Familie in N° 10, Downing Street Foto: dpa

Man reibt sich anhaltend die Augen: Lord Rothermere, Zeitungs-billionär und verläßlichster Medienverbündeter der Tories, dessen Massenblatt DAILY MAIL am Tag vor der Wahl auf der ersten Seite vor einem Überlaufen zu NEW LABOUR mit dem Argument warnte, ein LABOUR-Sieg würde »1000 Jahre in der Geschichte unserer Nation auslöschen«, selbiger Lord Rothermere will nun im Oberhaus, zu dessen Sitzungen er gelegentlich aus Paris, seinem steuergünstigeren Wohnsitz, anreist, für die Sache von NEW LABOUR eintreten. Daß der Vorstandsvorsitzende von BP, David Simon, sich für den Preis eines künftigen Sitzes im Oberhaus unentgeltlich dem Kabinett Blair als Minister für »Handel und Wettbewerb in Europa« als insgeheimer Finanzberater zur Verfügung gestellt hat, überraschte schon nicht mehr. Inzwi-

schen ist ein Strategiepapier der gebeutelten Tories bekannt geworden, das der Partei dringend eine Neuorganisation auf der Basis der LABOUR parteiinternen Blair-Revolution empfiehlt. Angesichts dieser Fakten verwundert es wohl kaum, daß das Kabinett Blair nicht im entferntesten daran denkt, die durch Thatcher weitgehend neutralisierten bis entmachteten (neudeutsch gesagt: stillgestellten) Gewerkschaften wieder in ihre vormaligen Rechte zu setzen; diese gelten – auch im Britannien von NEW LABOUR – weithin als wirtschafts- und fortschrittszerstehend. Sozialistische Ansätze haben in der heutigen LABOUR PARTY allenfalls Feigenblatt- oder Verlegenheitscharakter und werden, wenn überhaupt, von allseits belächelten exzentrischen Politexoten vom Schlage Tony Benns und Austin Mitchells vertreten.

Und doch genügt es nicht, Blair und NEW LABOUR als linke Fortsetzung des Thatcherismus zu bezeichnen und die Baroness of Finchley abermals zur eigentlichen Wahlsiegerin zu erklären; man täte ihr damit denn doch zu viel Ehre an, auch wenn sie dieser Tage Tony Blair zu einem einstündigen, anscheinend betont einvernehmlichen Gespräch empfangen hat. Die Baroness schätzt nun einmal die Aura der Macht; sie achtet den mit subtilen Machtinstinkten ausgestattete Blair in dem Maße, in dem sie Major, der Cricket, warmes Bier und leichte Gartenarbeit über alles mag, verachtete.

Das Phänomen NEW LABOUR konnte gerade auch deswegen phönixhaft aus der Tory-Asche und den Ruinen der Gewerkschaftsbewegung aufsteigen, weil die Mehrheit der britischen Wähler die Selbstgerechtigkeit und schamlose Korruptierbarkeit zu vieler Konservativer richtig als krankhaften Willen zur Macht diagnostizierte. NEW LABOUR konnte dagegen vermitteln, daß die Partei diese Macht um der Menschen willen anstrebe, was sich etwa in der Reform des Gesundheits- und Erziehungswesens ausdrücken sollte, die inzwischen als letzte, verzweifelte Rettungsmaßnahme gesehen wird (mehr als eine Million Patienten warten auf den britischen Inseln auf eine dringende Operation; der Ruin zahlloser Krankenhäuser, aber auch des öffentlichen Schulwesens droht(e) – als Ergebnis thatcheristischer Entsozialisierungspolitik).

Angesichts der (vornehmlich sozialen, in ihrem ganzen Ausmaß erst allmählich erkennbaren) Problemlast, die LABOUR von den Tories übernommen hat, ist durchaus verständlich, daß der neue Premierminister sein Kabinett und die Ministerialbürokratien auf eine schnelle Gangart verpflichtet. Dennoch erstaunt der Grad dieser Schnelle. Es scheint, als wolle Tony Blair die Geschwindigkeit in die britische Poli-

tik einführen, und das in einem selbst unter Thatcher nicht gekannten Maße. Halb bewundernd, halb besorgt vermerkte der NEW LABOUR wohlgesonnene GUARDIAN, daß die neue Regierung mit einem »Sprint-Start« für den Politmarathon der anstehenden Reformpolitik ein atemloses Tempo angeschlagen habe. Für erste Bilanzen wartet man nicht die üblichen hundert Tage ab; man zeigt sich enttäuscht, wenn nicht durchgreifend »Neues« Abend für Abend in den Nachrichten berichtet wird. Blair ist allem Anschein nach ein Anhänger »kinetischer Politik«, um einen Ausdruck Peter Sloterdijks zu bemühen, eine Politik der permanenten Bewegung, die keinen Ruhepol kennt, auf Überraschungen setzt und zuweilen vergessen läßt, daß die Amtsperiode LABOURS mindestens fünf Jahre währen wird. Das Erstaunliche daran ist, daß dieses betont rasche Handeln nicht übereilt wirkt, sondern in langen Oppositionsjahren solide vorbereitet; es zeigt andererseits auch das Ausmaß des Handlungsbedarfs, den die Tories vor allem im Bereich der Sozialpolitik hinterlassen haben. Weder Clement Attlee 1945 noch Margaret Thatcher 1979 konnten ihre Politik in einer solch ungehennten Gangart umsetzen wie Tony Blair 1997. Das ist mehr als nur ein »frischer Wind«. Blairs Politik orientiert sich konsequent an dem, was den Bürger bewegt und betrifft. Das wiederum bedeutet, daß eine sich ändernde Interessenlage seine Politik augenblicklich modifizieren kann. In Blair vereinigen sich populistische mit elitären Zügen, pragmatisches Denken mit sozialem Bewußtsein; seine Prinzipien sind flexibel, ohne dabei wetterwendisch zu wirken. Zu seiner Strategie gehört das Stegreifartige, das jedoch genau kalkuliert ist (beispielsweise wagt er es als erster Premierminister des Medienzeitalters, in der allwöchentlichen Fragestunde im Parlament den Abgeordneten ohne Notizen und Aktenblätter Rede und Antwort zu stehen).

Inzwischen klingt die Feststellung, daß Blair und NEW LABOUR nicht oder nur sehr bedingt auf die kontinentaleuropäische Sozialdemokratie übertragbar sei, gemeinplatzhaft. Man hat vor allem aus der Sicht der deutschen Sozialdemokraten die »Geschlossenheit« bewundert, die NEW LABOUR an den Tag legte, die Abwesenheit von »Grabenkriegen« (Johannes Rau) und die Betonung des »dienenden Charakters der Politik« (ders.) durch Tony Blair, preußische Tugenden geradezu, deren Rückübersetzung ins Deutsche angesichts der buntscheckigen politischen Verhältnisse und divergierenden Interessenlagen (sprich: Egoismen) wohl eines ganzen Arsenalns von »Wörterbüchern« bedürfte. In Britannien bleibt dagegen die Gefahr be-

stehen, daß bei aller »Neuheit« der LABOUR PARTY eine politische Monokultur (jene der Tories) nur durch eine etwas anders gefärbte abgelöst wird. Nur eine langfristig angelegte Gesellschaftsreform, die auch vor der Infragestellung gewisser Traditionalismen, viele von ihnen heute von bloßem nostalgisch-touristischem Wert, nicht zurückschreckt, könnte daran etwas ändern. NEW LABOUR schickt sich an, dafür eine erste Grundlage zu schaffen, ein mühsamer und nicht schmerzfreier Prozeß – eingedenk des Parteianmens, der bekanntlich »Arbeit« und »Geburtswehen« bedeutet.

KAI EHLERS

Die Ära Jelzin oder: Vorbereitung auf die Zeit danach?

Russische Politik ist wieder ins Gerede gekommen, nachdem der Bestätigung des Präsidenten für weitere vier Jahre und der Beendigung des Tschetschenienkrieges erst einmal Schweigen gefolgt war. Anfang April präsentierte der russische Präsident eine neue Regierungsmannschaft, allen voran Boris Nemzow, den erfolgreichen jungen Privatisierer von Nischni Nowgorod.

Der Präsident antwortete damit auf eine Kampagne der Gewerkschaft. Ende März erhob sie auf landesweiten Demonstrationen Forderungen nach Auszahlung der ausstehenden Löhne, einer sozialeren Politik und einem harten Durchgreifen gegen Korruption und drohte der Regierung mit weiteren Kampfmaßnahmen, falls sie nicht einlenke. Nemzow, strahlender jugendlicher Publikumsliebling, soll diese Aufgabe nun übernehmen. Wird im Kreml wieder Reformgeschichte gemacht?

Sicher, Moskau blüht im Glanz der Privatisierung. Aber Moskau ist nicht Rußland und fünf Jahre nach Beendigung der Perestroika durch Jelzins »demokratische Revolution« hat es sich in eine Burg verwandelt, die ihre Beute aus den zurückliegenden Jahren räuberischer Privatisierung gegen das übrige Land verteidigt. Kritiker rechnen vor, daß 80 Prozent des Staatsbudgets in Moskau und für mit Moskau verbundene Projekte ausgegeben werden. Im Lande selbst setzt sich der wirtschaftliche Niedergang umso sichtbarer fort.

Andererseits ist Moskau keine bloße Imitation des Westens mehr. Die Zeit, in der man glauben mußte, erst Englisch lernen zu müssen, um sich in Moskau zurechtzufinden, scheint vorbei. Nahezu alle Anzeigen, Firmennamen und Auslagen sind in russischer Sprache verfaßt; gezahlt wird in Rubeln. Nur Firmen- oder Markennamen wie MC DONALD'S oder KARSTADT machen noch eine Ausnahme. Moskau ist wieder russisch – auch wenn weiter in Dollar gerechnet wird.

Die neue Mischung aus prunkvollem westlichen Outfit und demonstrativem russischen Selbstbewußtsein signalisiert mehr als einen ästhetischen Wandel der russischen Hauptstadt und der wenigen mit ihr verbundenen Zonen besonderer wirtschaftlicher Entwicklung. Dahinter wird eine Gesellschaft sichtbar, die im Begriff steht, den importierten westlichen Reformen einen Platz zuzuweisen, die sie im künftigen Rußland haben sollen: als neue, modernisierte Fassade desselben alten Hauses, in dem man schon zu Zarenzeiten gewohnt hat.

Moskaus Sonderstellung zeigt symptomatisch, daß der modernisierte Sektor, in dem Betriebe nach westlichen kapitalistischen Kriterien produzieren und in dem Entscheidungen nach westlichen demokratischen Verfahren gefunden werden, insgesamt nur eine schmale Erscheinung am Rande einer Gesellschaft ist, deren Mehrheit stärker als in den Jahren zuvor nach nichtkapitalistischen Gesetzen und Kriterien lebt.

Wie kann es sein, daß großen Teilen der Bevölkerung monatelang – und dies nun schon über Jahre – der Lohn, die Pension oder andere Unterstützungszahlungen vorenthalten werden, ohne daß massenhaft Hunger mit der Folge entsprechender Revolten ausbricht? Einfach gesagt, die russische Bevölkerung lebt nicht vom Lohn allein, sondern auf der Grundlage eines Naturaltausches und einer Subsistenzwirtschaft im korporativen Verbund industrieller, agrarischer oder sonstiger Arbeitskollektive, die zugleich gemeineigentümliche Lebensgemeinschaften sind. Sie sind hervorgegangen aus den gemeineigentümlichen Traditionen der russischen Bauerngemeinschaft, der »*Obschtschina*«, ausgerichtet auf die Notwendigkeiten der industriellen Produktion. Wo die geringste Dichte solcher Strukturen erhalten ist, allen voran in Moskau, wird pünktlich gezahlt. In Moskau waren die Teilnehmerzahlen der Demonstrationen vom 23. März folgerichtig die niedrigsten im ganzen Lande.

An diesen seit Jahrhunderten, nicht erst seit der Sowjetzeit gewachsenen Strukturen ist die russische Privatisierung gescheitert, genauer,

sie ist in zwei Extreme zerfallen: Da, wo sie durchgeführt wurde, entstand das, was nicht nur in der gewerkschaftlichen Kritik, sondern in der russischen Öffentlichkeit heute schlangweg als »kriminelle Privatisierung« gegeißelt wird. An ihr habe sich vor allem die »Macht« bereichert und tue es weiter. Da, wo sie scheiterte, scheiterte sie daran, daß die Kollektive nicht bereit waren, aus Betrieben, die ihrer Existenzabsicherung dienten, solche werden zu lassen, bei denen der Profit im Vordergrund steht, weil dies nur durch Aufkündigung der gegebenen sozialen Versorgungsstrukturen hätte geschehen können.

Auf diese Weise ist die heute zu beobachtende, für den Westen schwer verständliche Grundstruktur der russischen Gesellschaft entstanden, bei der die Regierung von allen Seiten, einschließlich des Präsidenten selbst, für unfähig und korrupt erklärt wird, dennoch aber unangefochten schalten und walten kann, wie sie will. Das kann sie, solange nur die Kollektive, die »*Obschtschinnen*«, die korporativen Einheiten, die politischen, regionalen oder ethnischen Oligarchien sich durch ihren Gruppenegoismus und ihre jeweiligen Sonderinteressen gegenseitig beschränken.

Im heutigen Rußland, so sieht es beispielsweise Alexander Diskin, Mitarbeiter am INSTITUT FÜR VOLKSWIRTSCHAFT in Moskau, gebe es allem Anschein zum Trotz kein Zentrum und keine zentrale politische Linie, sondern nur einen Kampf der unterschiedlichen Kollektive, Korporationen, Regionen und Oligarchien um Einfluß auf die zentralen Machtapparate. Von daher erkläre sich die konturlose Politik Jelzins, der nur eins verstehe: die Balance der Macht im Pluralismus der Korporationen und Oligarchien zu halten, darin den Zaren ähnlich.

Die Vertreter des modernisierten Kapitals, die neue Moskauer Finanzoligarchie, repräsentieren für Diskin dabei nur eine der Gruppen, nicht einmal die Wichtigste. Für entscheidend hält er die regionalen Oligarchien, nicht zuletzt, weil sie im Unterschied zur Moskauer Macht autoritär, nicht pluralistisch strukturiert seien und ihnen durch die Schwäche der Zentralmacht mehr und mehr Eigenspielraum zuwachsen. Nach dem Tschetschenienkrieg habe sich diese Entwicklung sichtbar beschleunigt.

Alternativen zum Korporativismus sieht heute niemand mehr. Die Spannbreite der Variationen liegt lediglich zwischen liberalem, demokratischem und autoritärem Korporativismus. Dabei kommen auch die autoritären Varianten wie die der KOMMUNISTISCHEN PARTEI RUSSLANDS Alexander Lebeds und oder auch die Wladimir Schirinowskis ohne Bekenntnisse

zum modernisierten Sektor nicht aus, das heißt nicht ohne Koppelung der alten Strukturen mit denen des modernisierten, nach kapitalistischen Gesetzen arbeitenden Sektors.

In der GORBATSCHOW-STIFTUNG, im FONDS FÜR REFORMEN des ebenfalls bei den Präsidentschaftswahlen abgeschlagenen Martin Schakkum, wo man sich an westlicher Sozialdemokratie zu orientieren versucht, greift andererseits mehr und mehr der Gedanke um sich, daß der einzige Weg, die »kriminelle Privatisierung« zu stoppen, eine »Renationalisierung« sei. Gemeint ist eine Wiederinbesitznahme des Gemeinschaftseigentums durch die örtlichen und regionalen »*Obschtschinnen*« unter staatlicher Leitung.

Einige neue Begriffe fallen auf, die die jetzige Situation charakterisieren: Da ist zum einen das Wörtchen »*kagby*«, gleichsam, das die Moskauer Intellektuellen, Politiker und Medien als neuen Verlegenheitsfüller in ihren Sprachschatz aufgenommen haben. Es ist dem in der deutschen »alternativen Szene« lange üblichen »irgendwie« vergleichbar. Es drückt diese Ungewißheit aus, die sich gegenwärtig »*kagby*« verbreitet, daß man »*kagby*« nicht weiß, was sich morgen entwickeln wird. Alles ist möglich, alles hängt – »*kagby*« – von der Gesundheit des Präsidenten ab...

Erst bei zweitem Hinschauen wird deutlich, daß in der Regionalisierung, genauer, der gegenwärtig zu beobachtenden Verselbständigung der regionalen Nomenklaturen und im Wiedererstarren der korporativen Gemeinschaftsstrukturen, nicht nur restaurative Tendenzen, sondern auch Alternativen zur Regierungspolitik sichtbar werden, die aus der Krise hinausweisen können. Wenn sich ganze Dörfer, ehemalige Sowchosen, Betriebe, Städte oder ganze Regionen in ihrem Selbstverständnis als Notgemeinschaften offen gegen die Interessen Moskaus wenden, regionale Nomenklatura und örtliche Kollektive zusammenfinden, dann trägt das sogar Züge von Widerstand. Darin könnte der Keim einer neuen Staatsorganisation liegen, wenn Moskau diese Entwicklung nicht nur zuließe, sondern sogar aufgriffe.

Dann das Wort »*krytscha*«, Dach, gemeint sind Wachgesellschaften aller Art. »Jeder hat heute sein eigenes Dach«, heißt es. Vor Gebäuden, in Eingängen, auf den Etagen, überall, wo Öffentlichkeit zugeht, stehen bullige Bodyguards mit MP. Ohne »*propusk*«, Besuchserlaubnis, und ohne Kontrolle lassen sie niemanden ein.

Offizielle Stellen schotten sich ab. Sie verbarrikadieren sich vor dem Volk. Aber auch aus den Schutzgelderpressern von gestern sind hochorganisierte »Sicherheitsagenturen« ge-

worden, die ihre Einflußgebiete längst aufgeteilt und mit der Stadtverwaltung koordiniert haben. Freundlich suchen sie Neuzugänge in ihrem Bezirk auf, neueröffnete Geschäfte, Agenturen, Büros, Clubs, um ihnen ihren »Schutz« anzubieten – gegen Kasse, versteht sich. Willigen die Gefragten ein, ist alles geregelt. Glauben sie, ohne die »Jungs« auskommen zu können, werden sie bald eines besseren belehrt. Dabei ist man durchaus schon von den groben Methoden abgerückt. Inzwischen reicht in der Regel eine Denunziation in den entsprechenden Etagen der Bürokratie. In der Folge wird schlicht der Mietvertrag oder die Konzession nicht verlängert. Der tödliche Nahkampf dagegen ist in die oberen Etagen gerückt; dort wird durchaus noch geschossen, wenn Ansprüche geklärt werden müssen.

Auffallend ist die Charakterisierung der neuen Realität seitens der Mehrheit der politischen Beobachter als »stabil« oder »normal«. Wohl wird die Privatisierung außer von der Regierung von niemandem mehr als Schaffung eines offenen Marktes begriffen, sondern bestenfalls als Umverteilung (*raspredelenije*), Entgrenzung des Staats- bzw. Gemeineigentums unter begrenzte Einflußsphären. Insgesamt aber glaubt man sich im »etablierten Sektor« der politischen Fonds, Soziologen, Kommentatoren und Parteien doch auf dem Weg einer,

wenn auch mühsamen, so doch kapitalistischen Entwicklung. Grundsätzliche Fragen nach dem Sinn kapitalistischen »Wachstums« werden nicht gestellt, Kritiken bleiben im Rahmen kapitalistischer Wachstumslogik.

Das gilt sogar für eine Frau wie Tatjana Saslawskaja, eine der Vordenkerinnen der Perestroika, die Begründerin der heutigen kritischen Soziologie Rußlands. Wie alle verurteilt sie die kriminelle Privatisierung und ist enttäuscht, daß die sowjetischen Strukturen soviel Beharrungsvermögen gezeigt haben. Im Übrigen tröstet sie sich damit, den jetzigen Zustand zum »unvermeidlichen Übergang« zu erklären. Übergang wohin? Darauf weiß auch sie keine Antwort.

Juri Lewada, Leiter des ZENTRALEN INSTITUTS FÜR MEINUNGSFORSCHUNG (ZIOM) faßt die gesamte neuere Entwicklung in den Begriff der »Etablierung der Macht«. Dazu gehöre auch die Integration der Opposition, die sich in der Zustimmung der größten oppositionellen Kraft, der KPRF, zum Haushalt 97 und in dem Bemühen der freien Gewerkschaften um eine Disziplinierung der spontanen Protestbewegung, sowie einer Marginalisierung der Extremen Linken und Rechten fortsetze. Keine dieser Kräfte habe eine reale Alternative zur Regierungspolitik zu bieten. Die Hoffnung auf eine »dritte Macht«, wie Alexander Lebed sie for-

Boris Jelzin begrüßt den Gouverneur von Nischni Nowgorod, Boris Nemzow.

Foto: dpa



dert, die dem Unwillen des Volkes einen ordnungspolitischen Ausdruck verleiht, erscheint ihm schon beinahe romantisch. Dies alles, darin stimmt Lewada mit der allgemeinen Stimmungslage überein, könne sich jedoch schnell ändern, sobald die Regierung ihren Kurs in der sozialen Frage verschärfte.

Vor diesem Hintergrund läßt das Stichwort aufhorchen, unter dem die neue Regierung jetzt antrat. Von der Einleitung eines zweiten Schockprogramms ist die Rede. Geplant ist die Privatisierung der Staatskonzerne wie Bahn, Post, Energie, des Transportsektors ebenso wie jenes der Hausverwaltungen und natürlich – das Wichtigste – wieder einmal die Privatisierung von Grund und Boden. Das alles wären Maßnahmen, die tief in die korporativen Versorgungsstrukturen einschneiden würden. Sollten Boris Nemzows vollmundigen Ankündigungen entsprechende Taten folgen, würde das eine neue Runde des Sozialabbaus mit unabsehbaren politischen Folgen statt der versprochenen sozialeren Ausrichtung der Politik einleiten.

Zur Zeit mag niemand glauben, daß die Regierung sich wirklich traut, den angekündigten Schritt tatsächlich zu vollziehen. Die verschiedenen potentiellen Opponenten sind in ihren Denkfabriken, den diversen Stiftungen, Instituten und Bewegungen in Wartestellung gegangen. Sie beschränken sich auf analytische Strategiefindung und Personalpolitik hinter den Kulissen, um losschlagen zu können, wenn auch diese Mannschaft des Präsidenten verbraucht sein wird, oder wenn er selbst vielleicht einfach aus physischen Gründen aufgeben muß.

Es ist fast eine langweilige, gerade darum aber umso bemerkenswertere Situation: Das Land treibt einer neuen Konfrontation entgegen, trotzdem erhebt sich kein revolutionärer Funke; es setzt sich nur einfach der Zerfall der Zentralmacht weiter fort, und wenn der Krieg in Tschetschenien eine Wirkung gezeigt hat, dann die, daß niemand von diesem Staat noch eine Lösung der Krise erwartet.

Das alles sieht aus wie die klassische Ruhe vor einem großen Sturm, der jederzeit losbrechen kann. Prognosen sind sinnlos. Der einzige verlässliche Faktor ist die tiefe Abneigung der russischen Völker vor neuem Krieg und neuer Revolution. Vor diesem Hintergrund hat das Getöse um die NATO-Ausweitung vielleicht eine andere Bedeutung, als es zunächst scheint. Gibt es der russischen Regierung doch ein wunderbares Mittel an die Hand, soziale Unzufriedenheit auf die Verteidigung bedrohter nationaler Sicherheit umzuleiten, in deren Namen Opfer bekanntlich immer unumgänglich sind.

Ostdeutsche Befindlichkeiten

ROBERT HINKE / MICHAEL BEHR

Wandel in der ostdeutschen Wirtschaft.

Eine industriesoziologische Studie

Alle Träume eines schnellen Aufholens der Ostdeutschen Wirtschaft sind geplatzt. Der Transformationsprozeß der ostdeutschen Industrie gilt mit der von der Treuhandanstalt vorangetriebenen und nunmehr abgeschlossenen Privatisierungspolitik für viele Beobachter und Akteure als beendet. Doch statt Wachstum ist vielerorts Abbau zu verzeichnen, und ein anhaltender Substanzverlust im industriellen Sektor könnte die Entwicklungsoption eines stabilen sich selbst tragenden Aufschwungs in den neuen Bundesländern endgültig bis zum »Sankt-Nimmerleinstag« verschieben. Zudem zeigen wirtschafts-, industrie- und beschäftigungspolitische Analysen zur Situation in Ostdeutschland ebenso wie öffentlich ausgetragene haushalts- und steuerpolitische Debatten, daß das Transformationsgeschehen – entgegen verschiedener Prognosen – weithin unabgeschlossen geblieben ist, daß es sich nach wie vor um einen tiefgreifenden Wandlungsprozeß handelt, der beständig Handlungsbedarf einfordert.

Wachsende Sensibilisierung

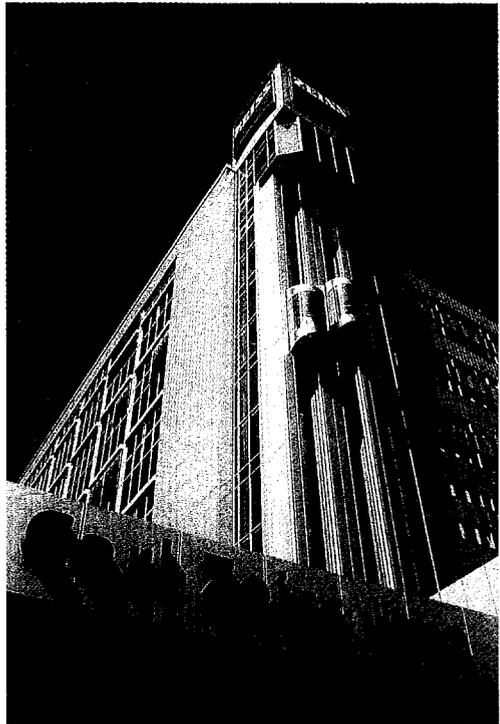
Auch für die Industriesoziologie, die den wirtschaftlichen (industriellen) Umbruch und seine Folgen aus der Perspektive ihres Fachgebiets von Beginn an wissenschaftlich begleitete, stellt sich dieser noch immer als fortdauernder Veränderungsprozeß mit widersprüchlichen Entwicklungstendenzen dar. Industriesoziologie als empirische Wissenschaft sieht sich im Transformationsprozeß zweifach gefordert: Einmal als Gesellschaftswissenschaft, die die Umbrüche in Ostdeutschland in ihrer komplexen Dynamik methodisch-reflektiert beobachtet und theoretisch-analytisch einzufangen versucht. Zum anderen sieht sie sich mit dem Umstand konfrontiert, daß sie zunehmend mehr als eine beratend-anwendungsorientierte sozialwissenschaftliche Disziplin in Anspruch genommen und insbesondere von den untersuchten Unternehmen um Antworten auf ihre Probleme gebeten wird.

Dem Spannungsverhältnis zwischen »stiller Beobachter« und »Akteur im Problemfeld«

können und wollen sich SozialwissenschaftlerInnen – vor allem in turbulenten Zeiten – nicht entziehen. Nur Beobachter zu sein, würde einen Rückzug in den berühmten Elfenbeinturm der Wissenschaften bedeuten, dem jeglicher Gesellschafts- wie Praxisbezug abhanden käme. Lediglich als »Akteur im Problemfeld« zu agieren, würde in einem orientierungslosen Pragmatismus enden, der den Verhaltensmustern betrieblicher Akteure keine eigene konstruktive Perspektive gegenüberstellen könnte. Daher fühlt sich die Industriesoziologie beiden Aspekten in einer »produktiven« Balance verpflichtet.

Die Sensibilisierung für die eigenständige Bedeutung sozialer Bezüge in der betrieblichen Praxis scheint um so bedeutsamer, als wichtige Weichenstellungen für die Modernisierung ostdeutscher Betriebe vor dem Hintergrund ganz bestimmter Handlungsmuster und Interpretationsweisen des Managements und der gewerblichen Unternehmensberatung getroffen werden. Immer wieder mußten wir am Lehrstuhl für Arbeits-, Industrie- und Wirtschaftssoziologie der Universität Jena feststellen, daß die prekäre wirtschaftliche Lage mit der produkt-, fertigungs- und informationstechnischen Rückständigkeit ostdeutscher Betriebe allein nicht zu erklären ist. Nicht selten sehen sich auch gut ausgestattete Unternehmen mit dem Phänomen konfrontiert, daß sie zwar über technisch »gute« Produkte, moderne Maschinen sowie über qualifizierte Beschäftigte mit hoher Betriebsbindung verfügen, gleichwohl aber – trotz immer noch deutlich geringerer Löhne und Gehälter wie längerer Arbeitszeiten als im Westen – auf dem Markt keine kostendeckenden oder gar gewinnbringenden Preise für ihre Produkte erzielen können.

Auf Konferenzen, in denen wir Zwischenergebnisse unserer Forschung mit betrieblichen Praktikern diskutierten, wurden oft genug Aha-Erlebnisse provoziert: einmal auf unserer Seite und im Hinblick auf unsere Forschungsarbeit, aber mehr noch auf Seiten ostdeutscher Manager. Daß zur Unternehmensführung weit mehr als Buchhaltung und ein gutes Erzeugnis gehören, gerät vor allem den ingenieurwissenschaftlich ausgebildeten ostdeutschen Führungskräften bisweilen aus dem Blick. Umgekehrt scheint deren technizistisches Weltbild sowie die damit verknüpfte Unternehmensphilosophie selbst ein Handicap erfolgreicher Marktplazierung darzustellen. „Das Bessere setzt sich in der Marktwirtschaft durch, haben wir immer gedacht.“ Diese Äußerung eines mittelständischen Unternehmens steht repräsentativ für viele.



Ostdeutscher Traditionsbetrieb: die Carl Zeiss AG in Jena

Foto: J. Michel

Mangelnde Transparenz

Demgemäß technizistisch-deterministische Leitbilder werden nicht nur auf die Beziehung zwischen Betrieb und Umwelt angelegt, sondern häufig auch auf die innerbetrieblichen Sozialbeziehungen selbst. Daß der Betrieb mehr als eine Input-Output-Maschine darstellt, ist den Akteuren zwar bewußt, dennoch wird die soziale Dimension des Betriebes weder als Hemmnis noch als »Kapital« der Modernisierung systematisch berücksichtigt. Betriebe sind keine normfreien Sozietäten. Diese Erkenntnis ist um so wichtiger, da die »volkseigenen Betriebe« der DDR neben ökonomischen auch politische, soziale und kulturelle Aufgaben bündelten. Diese Aufladung der DDR-eigenen Erfahrungen mit lebensweltlichen Aspekten erzeugte spezifische Orientierungs- und Verhaltensmuster ebenso wie besondere Erwartungen an die betrieblichen Sozialbeziehungen, die mit der Einführung marktwirtschaftlicher Bedingungen weder automatisch »abgestriffen« noch »abgewickelt« werden können. Folglich können sie weder einfach negiert noch ignoriert werden. Als endogenes Modernisierungspotential sind sie als unternehmensstrategische Ressource »einzukalkulieren«.

Die komplexen Reorganisationserfordernisse privatisierter Betriebe – zumal diese im Zeitraffer-Tempo erbracht werden mußten – sind kaum mit einem konzeptionellen »Wurf« vorab und ohne das »Mitspielen« sämtlicher Betroffenen zu bewältigen. Dies wird nicht nur auf Seiten ostdeutscher Akteure vernachlässigt. Unserer Erfahrung nach haben gerade auch westdeutsche Führungskräfte die Komplexität des Transformationsprozesses unterschätzt. Denken erstere im Rahmen einer »nachholenden Modernisierung«, die insbesondere technizistische Parametern folgt, sind letztere an einer »Modernisierung« durch Übertragung westdeutscher Erfolgsrezepte auf ostdeutsche Verhältnisse orientiert. Beide Entwicklungsmodelle sehen von den spezifischen Bedingungen in den neuen Bundesländern und dort angesiedelter Betriebe ab. Daher werden vorhandene Potentiale nur suboptimal genutzt, oder sind sogar kontraproduktiv wirksam.

Dies kann anhand eines Beispiels illustriert werden. Ein ehemaliger Zeiss-Betrieb, von westdeutschen Unternehmern erworben, zerfällt aufgrund verletzter Basisregeln des Miteinander in zwei Welten: die der Geschäftsführung und die der Werkstatt. Ist die Legitimität des westdeutschen Managements angesichts der anhaltend schwierigen wirtschaftlichen Situation des Betriebes ohnehin angeschlagen, so wird sie aufgrund der Verletzung eingetübter Verhaltensweisen wie enttäuschter Erwartungen auf Belegschaftsseite prinzipiell in Frage gestellt. Mangelnde Transparenz über unternehmenspolitische Zielsetzungen, die fehlende Einbeziehung der Beschäftigten bei der betrieblichen Umstrukturierung und »Sanierungsschrumpfung« geben darüber hinaus Anlaß zu vielerlei Spekulationen und »wildesten Gerüchten«. So zog selbst die rettende Idee der Geschäftsführung, leerstehende Flächen zu vermieten, um Verluste im operativen Geschäft zu kompensieren, katastrophale Konsequenzen für das Betriebsklima, die Motivation und die Leistungsbereitschaft der Beschäftigten nach sich und stellte die Autorität der Inhaber in Frage. Es gehe der Geschäftsführung, so die Meinung der Beschäftigten, nur um die Immobilien, am Kerngeschäft bestehe kein Interesse, man wolle den Betrieb zu Tode schrumpfen usw.

Im genannten Unternehmen scheint die »Vereinigung« im Betriebsalltag gescheitert zu sein. Geschäftsführung und Belegschaft fühlen sich um die »Versprechungen« der Wende betrogen. Die anfängliche Euphorie der Belegschaft ist einer resignativen und instrumentellen Grundhaltung, einem massiven Mißtrauen

gegenüber der Geschäftsleitung und einer damit einhergehenden negativen Abgrenzung von den neuen Inhabern gewichen. Die Geschäftsleitung, die an einer schnellen Anpassung wichtiger betriebswirtschaftlicher Kennziffern an das sogenannte »Westniveau« interessiert war, zeigt sich enttäuscht. Kritik von Seiten der Belegschaft, wenn überhaupt, dann allenfalls zurückhaltend formuliert, wird als ungerechtfertigt und als ausbleibende Honorierung redlichen Bemühens betrachtet.

Progressive Entwürfe

Hier zeigen sich die Grenzen einer strikt an den *hard facts* – etwa an der Erreichung ökonomischer Umsatzgrößen – orientierten Unternehmensführung. Trotz der Bemühungen der Geschäftsleitung um formale Einbettung der Firma in den neuen Wirtschaftskontext gefährdet die nicht geglückte Sozialintegration das ganze Unternehmen. Der »Ausweg« aus der (inner-)betrieblichen Misere in Richtung einer sozial unbedachten Bereinigung organisatorischer Dysfunktionalitäten, dem Ausbau bürokratischer und technischer Kontrollmechanismen würde, zumal in einer sich der tayloristischen »Perfektionierung« sperrenden Werkstatt, zum »klinischen« Tod der Unternehmung führen. Ebensovienig kann es selbstredend um eine »Aussetzung« finanzieller, organisatorischer und ökonomischer Fragestellungen zugunsten der »Binnenkultur« des Unternehmens gehen. System- wie Sozialintegration sind weder unabhängig voneinander zu denken, noch zu haben.

Ist man erst einmal aus dem Traum einer schnellen Aufholjagd Ostdeutschlands erwacht und bereit, die Ursachen für Rationalisierungsrückstände auch in den gewiß singulären Transformationsproblemen der betrieblichen Sozialsysteme zu sehen, so lassen sich den bisherigen Praktiken sicher auch progressive Entwürfe und Konzepte entgegenstellen. Dabei wird Wissenschaft stets auf betriebliche Erfahrung angewiesen sein, insofern wir gelungene Lösungsstrategien nur in der Praxis selbst aufspüren können. Solche Betriebe liefern uns die Beispiele, die es uns ermöglichen, anderen Betrieben exemplarische Problemlösungsmuster zur Überwindung ihrer Schwierigkeiten anzubieten. Die Industriesozio-logie kann ihren Beitrag hierzu leisten, eingeschlagene Wege zu überdenken und frischen Wind in den betrieblichen Alltag hineinzutragen. Ohne materielle und organisatorische Stützung seitens der Politik kommt aber auch sie nicht aus.

Vom Dilemma mit den Ost-Managern

Ostdeutsche Führungskräfte haben in der Öffentlichkeit keinen guten Ruf. Sie gelten in der Marktwirtschaft als unerfahren und durch die Planwirtschaft »verbogen«. Die Liste der ihnen nachgesagten Defizite ist lang und bezieht sich besonders auf: Marketingfähigkeiten, betriebswirtschaftliches Wissen, Mitarbeiterführung, Selbständigkeit, juristische Kenntnisse, Risikobereitschaft, Sprachen, Gewinnorientierung, Beherrschung moderner Technologien... In den in Mode gekommenen Vergleichen mit West-Managern haben sie stets das Nachsehen. So erscheinen sie im allgemeinen als »Mängelwesen«.

Damit nicht genug; frühere Tätigkeit als sozialistischer Leiter in DDR-Betrieben erweckt heute noch Mißtrauen. Häufig gelten sie wegen damaliger Staatsnähe, Parteizugehörigkeit und tatsächlicher oder vermeintlicher Privilegien als »belastet«. Vorwürfe wie »Werkzeug der SED-Herrschaft«, »diktatorisches Verhalten« oder »alte Seilschaften« machen die Runde.

Wer soll den wirtschaftlichen Aufschwung realisieren?

Solche Meinungen hört und liest man von Politikern und in den Massenmedien; man begegnet ihnen auch auf der Straße und an Stammtischen. Mag sich in letzter Zeit die Entrüstung etwas gelegt haben, die vorwiegend negative Sicht auf den ostdeutschen Manager ist geblieben. Er paßt nicht ins heutige Bild. In den führenden Wirtschafts- und Managementjournalen sucht man oft vergebens nach Erfahrungsberichten oder Porträts von ostdeutschen Managern, und das obwohl sie derzeit meist bedeutend schwierigere Probleme zu meistern haben als ihre Kollegen im Westen Deutschlands. Eigentlich müßten ihre Erfahrungen und Erlebnisse im Transformationsprozeß für die Öffentlichkeit wichtig und von Interesse sein.

Die anhaltende wirtschaftliche Talfahrt im Osten nährt die Negativmeinungen. Frühere »Leitungskader« werden häufig für die Wirtschaftsmisere sowie für Schwierigkeiten im Privatisierungsverlauf verantwortlich gemacht. Systemdefekte (z. B. Kapitalthchwäche, Marktzugänge, fehlende Lobby) werden auf diese Weise personifiziert. Hinzu kommen auch schlechte Erfahrungen mit »West-Importen« und Abzockern.

Angesichts dieser verbreiteten Negativsicht des ostdeutschen Managements fragt man sich, wer eigentlich den vorausgesagten und dringend notwendigen wirtschaftlichen Aufschwung steuern und realisieren soll. Ohne befähigte und engagierte Manager dürfte das kaum zu machen sein. Die skeptische bis negative Beurteilung eines großen Teils der heutigen ostdeutschen Führungskräfte untergräbt jedoch die Positionen des Managements und schwächt letztlich die Unternehmen.

Eine realistischere Sicht tut not. Die tatsächlichen Vorgänge im ostdeutschen Management bedürfen einer gründlichen sozialwissenschaftlichen Analyse. Gemeinsam mit Prof. Klaus Ladensack (Halle) habe ich von 1993–1995 das von der KSPW geförderte Forschungsprojekt »Reorganisation des Managements in den neuen Bundesländern« bearbeitet. Zu Beginn unserer empirischen Erhebungen »vor Ort« gab es ein aufschlußreiches Erlebnis. Die Geschäftsleitung eines erfolgreichen sächsischen Chemieunternehmens, das inzwischen zu einem internationalen Konzern gehört, erhob Bedenken gegen die Untersuchung. Ihr Haupteinwand war, daß es im Unternehmen fast ausschließlich Führungskräfte gibt, die auch früher im VEB schon eine Leitungsfunktion hatten. Offenbar war man der Meinung, nichts neues vorweisen zu können. Auch eine Art »schlechtes Gewissen« über etwaige Unterlassungen spielte eine Rolle. Auf die sogenannten Erfahrungsträger konnte und wollte man aber bei der Privatisierung nicht verzichten. Alle kompetenten und von der Belegschaft anerkannten Leiter übernahmen auch weiterhin verantwortungsvolle Positionen. Die Konzernleitung gab zeitweilig personelle Unterstützung (hauptsächlich in den Geschäftsbereichen Kaufmännisches und Marketing). Politische Betätigung und Parteizugehörigkeit vor der Wende interessierte sie nicht. Andere Bewerber gab es entweder gar nicht oder sie erwiesen sich als ungeeignet. Entscheidend war die Frage, wer bereit und in der Lage ist, das Unternehmen erfolgreich in die Marktwirtschaft zu führen. Das interessierte die Belegschaft primär. Auch von »Zweck-ehe« war die Rede.

Solche paradoxen Erscheinungen und Unsicherheiten sind keine Seltenheit. Unsere bisherigen Forschungsergebnisse zum ostdeutschen Management widersprechen in wichtigen Aus-

sagen der verbreiteten öffentlichen Meinung. Sie können helfen, Vorurteile auszuräumen. Dafür sprechen viele Fakten. Eine Analyse von etwa 1000 Führungspositionen in 70 Unternehmen ergibt folgendes Bild:

Akzeptanz nimmt zu

Der größte Teil der ostdeutschen Führungskräfte (ca. 75 Prozent) sind ehemalige Leiter. Im Prozeß der Umgestaltung haben sie zwar häufig ihre Position gewechselt, aber insgesamt verringert sich ihr Anteil bisher kaum. Für die meisten ist die Leitungsstufe gleich geblieben (41 Prozent laut durchgeführter Unternehmensumfrage bzw. 57 Prozent in den Fallstudien); ein kleinerer Teil hatte früher eine höhere oder niedrigere Position inne. Der Einsatz von Nachwuchskräften spielt mit 6 bzw. 3 Prozent eine geringe Rolle. Etwas häufiger sind aus dem Mitarbeiterkreis der Unternehmen geeignete Kräfte aufgerückt, meistens 1991 im Ergebnis von Stellenausschreibungen (ca. 9 Prozent). Etwa ein Drittel dieser Neubesetzungen mußte aus fachlichen Gründen später wieder rückgängig gemacht werden. Der Anteil von Führungskräften aus den alten Bundesländern beträgt lediglich 12 bzw. 7 Prozent.

Viele ostdeutsche Manager sind heute überwiegend erfolgreich. Ihre Akzeptanz in den Belegschaften bzw. Arbeitnehmervertretungen nimmt zu. Allgemeiner Stellenabbau und gezielte Evaluation bewirkten auch eine Auslese unter den Leitern. Die heutigen Führungskräfte sind meist hoch motiviert und bewerten ihre Tätigkeit im Verhältnis zu früher als positiver und attraktiver. 75 Prozent der befragten Führungskräfte äußern sich in diesem Sinne. Lediglich 3 Prozent sind geteilter Meinung. Als Gründe für die erlebte Attraktivitätszunahme nennen sie vor allem: mehr Handlungsspielraum, Selbständigkeit und Verantwortung, interessantere und komplexere Aufgaben, gerechtere Leistungsbewertung und Vergütung, Konzentration auf fachliche Probleme bzw. keine politische Arbeit, bessere Realisierungsmöglichkeiten für Aufgaben und Ideen. Solche Bedingungen und Managereigenschaften spielen heute nicht nur eine größere Rolle, sie motivieren auch viel stärker. Die Führungskräfte sind außerdem qualifiziert, erfahren und erweisen sich als lernfähig. 91 Prozent verfügen über einen Hoch- oder Fachschulabschluß. Vor ihrer jetzigen Funktion übten sie im Durchschnitt bereits 1,4 Mitarbeiter- und 2,4 Führungstätigkeiten aus. Zweifellos gibt es noch Defizite, aber sie verringern sich. Die erforderlichen marktwirtschaftlichen Kenntnisse eignen sie

sich (laut Interviews, Mehrfachnennungen) hauptsächlich durch Lernen im Arbeitsprozeß (81 Prozent), Selbststudium (75) und Erfahrungsaustausch (69) an. Selbstorganisiertes Lernen spielt bei ostdeutschen Führungskräften eine dominierende Rolle. Ihre eigenen, teils schmerzlichen Erfahrungen im Transformationsprozeß erweisen sich als bedeutsamer Wissensquell. Ein Geschäftsführer drückte das im Expertengespräch folgendermaßen aus: »Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren ein wichtiger Trainingsprozeß. So haben wir die Spielregeln der Marktwirtschaft am besten kennengelernt... Das Lernen mußte schnell gehen. Für Lehrgangsbesuche war nicht viel Gelegenheit. Den größten Teil haben wir uns autodidaktisch angeeignet. Viel haben wir an »Fällen« gelernt. Die Führungskraft muß selbst erkennen, was ihr fehlt, um erfolgreich zu sein, und wie sie bestimmte Lücken schließen kann. Wenn sie das nicht vermag, kann sie nicht Führungskraft sein«.

Keine Forschungsmittel

Es ist an der Zeit, die überwiegend negative, skeptische und voreingenommene Beurteilung ostdeutscher Führungskräfte zu überwinden. Sie ist nicht nur wirklichkeitsfremd und ungerecht, sondern richtet auch erheblichen Schaden an. »Nieten in Nadelstreifen« gibt es ohnehin auch anderswo. Was wir brauchen, sind Strategien zur Erneuerung des Managements im Osten, aber auch im Westen. Unsere Untersuchungen liefern dafür brauchbare Ansätze. Ostdeutsche Führungskräfte bringen aus der Planwirtschaft nicht nur Mängel mit, sondern auch mancherlei Bewahrenswertes. Zu ihren Positiva gehören unter anderem: starkes Engagement für das Unternehmen, Krisenbewußtsein, hohe Qualifikation, Lernbereitschaft, kooperative und soziale Orientierung, Betriebs- und Leitungserfahrungen, Sparsamkeit, geringes Anspruchs- und Statusdenken, zunehmendes Selbstbewußtsein. Sie benötigen heute nicht nur modernes marktwirtschaftliches Wissen, sondern auch viel Mut, eine neue Legitimation gegenüber der Belegschaft und ein neues Selbstverständnis. Wir sollten sie in ihrem verantwortungsvollen Tun unterstützen, ihnen helfen. Das gilt für Politiker wie Sozialwissenschaftler. Dafür bedarf es auch noch weiterer Forschungen. Umso bedauerlicher ist es, daß neuerdings Forschungsmittel für solche wichtigen Themen kaum noch zur Verfügung stehen, zumindest nicht für ostdeutsche Wissenschaftler. Womit sich der Kreis schließt.

CHRISTINE WAGNER

(K)ein Vertriebenentreffen

Eindrücke vom »Ostdeutschen Kulturtag«

Zum ersten Mal seit der Wende trafen sich in Berlin Kulturschaffende und Intellektuelle aus der früheren DDR zum »Ostdeutschen Kulturtag«. Organisatorin war die Kulturinitiative '89. Der persönlich gehaltene Tagungsbericht unserer Autorin reflektiert viele eigene Erfahrungen.

Ostdeutscher Kulturtag? Gab es das nicht schon mal? Richtig, auch der glorreiche BUND DER VERTRIEBENEN pflegt einen »Ostdeutschen Kulturtag« abzuhalten. 1996 auf dem vierten dieser Art rühmte man sich: »Die Bewahrung der Traditionen ostdeutscher Kultur hat sich gelohnt«. Wollten die in der alten DDR geprägten Intellektuellen eine zweite Variante des Vertriebenenverbandes auf die Beine stellen?

Die »besseren« Ostmenschen

Skepsis blieb beim Lesen des Programmheftes der *Kulturinitiative '89*.

Das Motto des Tages »Der Ostdeutsche als besserer Mensch oder die Nachteile kultureller Überlegenheit« roch verdächtig nach Ignoranz, Larmoyanz, dem Bedürfnis, eigene Schwächen zu kaschieren. Die kulturelle Intelligenz aus Ostdeutschland traf sich in großem Rahmen das erste Mal seit '89. Eine selbstkritische Aufarbeitung der eigenen Geschichte gab es bislang kaum. Die meisten der wenigen ostdeutschen Wissenschaftler, die heute noch den Luxus genießen, ihr Brot mit der Erforschung der Vergangenheit zu verdienen, unterliegen einem starken Anpassungsdruck. Ängste vor dem weiteren Streichen der ohnehin knappen finanziellen Mittel oder gar des eigenen Forschungsgegenstandes erschweren freie Diskussionen. Und die Verlierer, oftmals eng eingebunden in die früheren Strukturen, wehren sich gegen die schleichende Entwertung der eigenen Lebensgeschichte. Eine selbstkritische Phase hat es vor allem bei denjenigen gegeben, die unter starkem Leidensdruck standen – weil sie arbeitslos wurden oder bekannte Bevormundung ein zweites Mal (etwa durch westdeutsche Vorgesetzte) über sich ergehen lassen mußten. Selbst wenn sie nicht daran zerbrachen –, die Chance, in die kulturellen oder Wissenschaftszentren der Bundesrepublik Auf-

nahme zu finden, ist gering. Und da die westdeutsche Siegerseite ihre eigenen Klischees pflegt und sich ihr das andere Lebensgefühl nicht erschließt, gerät das Bild von der früheren DDR und ostdeutscher Kultur oft in Schiefelage.

Der von der SED immer wieder unters Volk gestreute Glaubenssatz »Nur keine Fehlerdiskussion« erschwert es den meisten Ostdeutschen noch heute, souverän mit den eigenen Schwächen umzugehen. Um Konflikte jeglicher Art machte deshalb die Mehrheit sowohl der einfachen Leute wie auch der Intellektuellen in der Regel lieber einen Bogen.

Nur wenige ließen sich nicht erschüttern und kämpften immer wieder gegen die Mauer des Schweigens an. Regelmäßig holten sie sich ihre Verletzungen. Etwas Trost fand man in den schützenden Nischen – gewint aber hat letztlich jeder für sich allein. Gleichgesinnte wollten sich untereinander nicht verletzen, denn sie brauchten die Kraft, um dem System zu widerstehen. Die Illusion, daß alle Menschen gleich sind, war in der DDR selbstzerstörerische Realität. Wer aus dem Mittelmaß ausscherte – egal, ob als »Asozialer«, Hochbegabter oder (politisch) Andersdenkender –, der wurde bevormundet oder gedemütigt. Wer in einer Mangelgesellschaft wie der DDR isoliert von der Gemeinschaft leben mußte, ging schnell psychisch daran kaputt.

Das schizophrene Land der zwei Gesichter offenbarte sich nicht nur bei denen, die der Karriere, Bequemlichkeit, einer widerspruchsfreien Harmonie oder Angst willen zu Hause und im Betrieb (Schule, Universität) verschiedene Masken trugen. Mit der Stasi war es gesellschaftsfähig. Wie sehr sie das Vertrauen der Menschen zueinander untergrub, zeigte sich nach der Wende. Gerade in die kritischsten (Kultur-)Kreise, die das System lediglich reformieren wollten, konnte die Stasi einen besonders hohen Prozentsatz an Spitzeln einschleusen. Auch hinter einigen prominenten Namen der anwesenden Künstler zum »Ostdeutschen Kulturtag«, verbarg sich so mancher inzwischen enttarnte Stasi-IM.

Will die Mehrheit der Ostintellektuellen tatsächlich die grauen Städte zurück? Verfielen nicht viele Häuser, weil die Masse der Menschen gar kein Interesse an gesellschaftlichem Eigentum hatte? Über improvisatorische Fähig-

keiten verfügten die DDR-Bürger sehr wohl, freilich nur, wenn ihr privates Glück danach verlangte. Hinzu kam die Scheinheiligkeit eines verordneten Antifaschismus. Menschen, die damit so voll gepumpt wurden wie die DDR-Bürger in der Schule, verlernten meist, mitzufühlen mit den Schicksalen der Ermordeten.

Als Ostdeutsche empfinde ich die westdeutsche Gesellschaft durchaus widersprüchlich. Schmerzhaft hat sie mir meine eigenen Schwachstellen aufgezeigt, mich gezwungen, eigene Normen und Sichtweisen in Frage zu stellen. Nach Zeiten des Selbstmitleides und Trotzes begreife ich nunmehr, daß es mir nach den Jahren hinter Mauern an Weltoffenheit, Selbstbewußtsein und Flexibilität mangelt. Wer in dieser Gesellschaft nicht Verantwortung für sich übernimmt und entschlußkräftig handelt, ist hoffnungslos verloren. Sind das nicht aber auch Voraussetzungen für ein anderes, reiferes »Wir«-Gefühl? Keiner wird gezwungen, die negativen Seiten der westlichen Welt zu akzeptieren – den Egoismus gegenüber Mitmenschen, den Kaufwahn, den fast schon gesellschaftsfähigen Konsens, daß alles Neue besser sein müsse, das kritiklose »positive Denken« oder der Mangel an Muße. Viele trauern um die verloren gegangene Langsamkeit, beklagen sich über einen Mangel an Mitgefühl und Kommunikation. Doch einen Vorteil haben wir Ostdeutschen. Wir kennen beide Gesellschaften aus eigenem Erleben. Diese Erfahrung läßt sich aber nur nutzen, wenn es uns gelingt, ein wenig Distanz zu den eigenen Biographien schaffen.

Hoffnung aus dem Osten

Die *Kulturinitiative* '89, Veranstalter des »Ostdeutschen Kulturtag«, wurde von Engagierten aus dem Umfeld der Sektion *Ästhetik & Kunstwissenschaften* der Humboldt-Universität gegründet. Kulturarbeiter, Kulturwissenschaftler, Künstler und Kulturpolitiker nahmen sich zum Ziel, die Demokratisierung des kulturellen Lebens zu unterstützen, sozial engagierte Kulturarbeit zu fördern und die Interessen der Kulturschaffenden öffentlich zu machen. Mit dem Berliner Kulturforum, dem »Kulturwissenschaftlichen Institut«, der Herausgabe der »Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung« und der »Blätter für demokratische Kultur« u.a. setzt sie die in der DDR-Nische entstandenen Traditionen des Bereiches Kulturwissenschaft fort.

Als in Westdeutschland noch niemand an das Studium der Kulturwissenschaft dachte, entstanden in der DDR Anfang der 60er Jahre an

den Universitäten in Leipzig und Berlin die ersten Studiengänge. Die Zeit nach Stalins Tod war günstig. Außerdem hatte die alte Oberschicht – ein beträchtlicher Teil der Mittelschicht – mit ihnen der größte Teil der Bildungselite – das Land verlassen. Das sozialistische System wollte nicht nur die kulturellen Verluste ausgleichen. Da Arbeiter und Bauern in der Wirtschaft als führende Kraft galten, sollten sie auch die Höhen der Kultur erstürmen. Neben (und mit) der Förderung der kulturellen Massenarbeit entstanden Einrichtungen, die nur durch qualifizierte Kulturarbeiter quantitativ und qualitativ leistungsfähiger werden konnten. Die in der DDR geborenen Kinder der bislang sozial benachteiligten unteren Schichten studierten und schufen, da die Generation ihrer Eltern über keine eigene Kultur verfügte, neue Milieus.

Es war eine beneidete Minderheit, die Kulturwissenschaften studieren durfte. Die Humboldt-Universität immatrikulierte im zweijährlichen Wechsel mit Leipzig nicht mehr als 40 Direktstudenten. Das Studium war begehrt, weil es, was selten vorkam in der DDR, ein selbständiges, analytisches Denken förderte. Außerdem vermittelte es einen Überblick über die Geschichte der Ästhetik von der Antike bis zur Gegenwart und ermöglichte es, kulturelle Zusammenhänge zwischen philosophischen, historischen und ästhetischen Fragestellungen zu erkennen. Das Studium war nicht nur einseitig – wie sonst üblich – auf politische Klassenkämpfe fixiert, weil es zwischen der offiziellen staatlichen Kulturauffassung und -politik und dem realen Alltagsleben mit all seinen Ausdrucksformen unterschied und den traditionellen Kunstzentrismus überschritt. Es baute auf der Idee aus der Aufklärung auf, daß gemeinschaftsorientiertes soziales Handeln ein bestimmtes Kultur- und Bildungsniveau erfordere. Programm war ein weiter Kulturbegriff.

Die Kulturwissenschaften, die sich an den humanistischen Werten bürgerlicher Kultur (vor allem des 19. Jahrhunderts) orientierten und zugleich die traditionelle Volkskultur beleben wollten, mußten scheitern, weil sie der Utopie der sozialistischen Gesellschaft verhaftet blieben und nicht mit den Machtstrukturen in der DDR brachen. Die Träger der politischen Macht ließen die Entwicklung der Kulturwissenschaften und ihrer Elite mit Mißtrauen zu, schlossen sie aber weitgehend von kulturpolitischen Entscheidungen aus. Diese Intellektuellen waren ihnen suspekt. Tragisch, daß die Kulturwissenschaften nach der Wende die schon einmal erlebten Demütigungen – diesmal

aus Mißverständnissen und Unkenntnis heraus – nochmals erleben mußten. Das Projekt »Arbeiterleben« hatte die Sektion in der DDR mit großer Mühe durchgesetzt. Für Politiker wie Historiker grenzte es an Provokation. Es war vorauszusehen, daß das Bild von der in der DDR heroisch dargestellten Arbeiterklasse durch die Ergebnisse der Forschung zerstört werden würde. Sie betrachtete differenziert die verschiedenen proletarischen Milieus und offenbarte die meist kleinbürgerlichen Bedürfnisse der Arbeiterklasse. Die Geisteswissenschaftler aus dem Westen »dachten dabei sicher: typisch für den Osten, außer Arbeiterkultur kennen diese systemtreuen Kulturwissenschaftler nichts, weil sie lebenslänglich nur das gemacht haben, was die Parteiführung befohlen hat« (*Dietrich Mühlberg*).

Gewachsenes Selbstbewußtsein

Luftgetrocknete Mecklenburger Würste neben Mitropa-Tassen, Pfeffibonbons in Originalverpackung, CDs mit Ostrockhits von Gestern, Flugblätter zur Erhaltung des »Palastes der Republik« – ein Hauch von Nostalgie schwebte im Wonnemonat Mai durch die im sozialistischen Ambiente erhaltenen Räume des Berliner Kulturhauses »Peter Edel«. Doch der äußere Schein trug. Bei den rund 850 Teilnehmern aus Ost und West, die zum ersten »Ostdeutschen Kulturtag« kamen, waren die Bedürfnisse nach Kommunikation größer als der Hang zur Nabelschau.

Schon das erste von 16 Foren und Arbeitsgruppen, das sich der Präsenz der Ostdeutschen in der Medienöffentlichkeit widmete, offenbarte die oft recht unterschiedlichen Empfindungen. Während der als Stasi-IM enttarnte ORB-Moderator Jürgen Kuttner Angst hatte, »wenn sich Ostdeutsche treffen, daß daraus ein Vertriebenentreffen wird«, bescheinigte der abgewickelte Dokumentarfilmer Joachim Tschirner Ost wie West Ignoranz und Arroganz gegenüber der Kultur des anderen. Die Ostjournalistin Heide-Ulrike Wendt, einige Jahre beim STERN, bestätigte: »Immer wenn Ostthemen im Heft waren, sank die Auflage – behauptete der Chefredakteur. Dabei bekam ich auf meine Kolonnen mehr Resonanz von Westdeutschen als von Ostlern.« Die einstige ST-64-Sprecherin Petra Schwarz, jetzt beim SFB, bekannte: »Was man tut, hat nicht mehr viel damit zu tun, woher man kommt«. Einen Zusammenhang zu den »Ressiments gegenüber Ostlern, die nicht geringer als nach der Wende sind«, sah sie nicht. Jutta Voigt, übrig geblieben von der in die WOCHE integrierten WOCHE-

post, machte andere Erfahrungen: »Die Westdeutschen sind durchaus feinfühlig. Sie nehmen Zwischentöne wahr.« Es sind die zwei verschiedenen Menschenbilder, die den Umgang von Ost und West erschweren. Unterschiedlich geprägt ist auch die Intelligenz. Die aus dem Osten orientierte sich an der proletarischen Lebensweise – die im Westen an der bürgerlichen Moderne.

Schade, daß die SUPER ILLUJ als auflagenstärkstes ostdeutsches (Boulevard-)Blatt nicht mit auf dem Podium vertreten war. Die Kollegen hätten die noch immer unter vielen Ostintellektuellen verbreitete Auffassung, daß der Ostdeutsche stets Wert auf anspruchsvolle Lektüre legt, anschaulich zerstören können.

»Ost-westlicher Diwan«

Der »Ost-westliche Diwan« erhitzte die (erotischen) Gemüter besonders heftig. Heide-Ulrike Wendt stellte zunächst eine deutsch-deutsche Gemeinsamkeit fest: »Es muß tragisch aussehen unter deutschen Bettdecken, wenn Filme wie »Alpenglüh in der Lederhose« so hohe Einschaltquoten haben.« Die Publizistin Katrin Rohnstock kritisierte die »Vermarktung des ostdeutschen Sexes in der westdeutschen Presse« und vertrat die These, »daß es eine erotische Kultur gegeben habe, gerade weil sie nicht von einer werbenden Öffentlichkeit diktiert wurde«.

Dagegen wandte die ZEIT-Kolumnistin Barbara Sichtermann ein, »mit einer schönen erotischen Kultur« sei es in der DDR nicht weit her gewesen. Ein Zwischenrufer, der wissen wollte, ob sie die Ostler »aufklären« wolle, entgegnete sie ein selbstbewußtes »Ja!«. Die Autorin, die für eine Vielfalt der Spielarten der Erotik plädierte, endete mit einem Zitat Friedrichs des Großen, das wohl auf alle Lebens- und Liebeslagen anwendbar sei: »Jeder muß nach seiner Façon selig werden.« Hauptorganisator Professor Dietrich Mühlberg wußte das z.T. beleidigte Selbstbewußtsein charmant zu beruhigen, wußte er doch zu verkünden, was wissenschaftlich erwiesen ist: Das erigierte Ostglied ist 4 Prozent länger als der konkurrierende Westpenis.

Der »Ostdeutsche Kulturtag« offenbarte nicht nur die vielzitierte Orientierungslosigkeit der Ostintellektuellen, sondern erfreulicherweise auch ein gewachsenes Selbstbewußtsein. Romantische Anschauungen wie das Harmoniebedürfnis der Ostdeutschen oder die Leugnung von Ost-West-Unterschieden befanden sich in der Minderheit. Der energische Wille zur Differenzierung überraschte.

Thema: Genießen

MICHEL ONFRAY

Der hedonistische Engel

In gewöhnlichen Zeiten bin ich den Priestern nicht sehr gewogen, außer wenn sie sich auf eindeutige Weise im Kampf gegen ihren Berufsstand hervorgetan haben: Wenn man sie also zum Beispiel in den Anthologien des Atheismus findet wie Abbé Meslier, oder wenn sie zur Blüte des Lasters beitragen wie der Abbé Chabert bei Sade. Oder wenn sie sich in der Serenissima als talentierte und verdiente Komponisten hervortun wie Vivaldi, der rote Priester. In solchen Fällen werde ich sogar fromm.

Auch bete ich hin und wieder gern ein paar Rosenkränze für die Benediktiner, die zum Heil unserer Leiber wirkten, indem sie zwischen Prim und Komplet alkoholische Getränke herstellten, die dem Meßwein eindeutig den Rang ablaufen. Unter ihnen die Klosterbrüder von Fécamp wegen ihrer Bénédictine; Pater Jérôme Maubec wegen seines Triumphs in der Kartause; der Kanonikus Kir aus den bekannten Gründen. An erster Stelle in dieser Klerikatur steht jedoch Dom Pérignon, weil er der hypothetische oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, mythische Erfinder des Champagners ist. Neben ihm, wie flankierende Chorknaben, Dom Ruinart und Dom Qudard. Gott Sorge für ihre Seelen; mein Beitrag soll ein Epitaph nach antiker Art sein.

Eine kleine Theorie der Bläschen

Das Jahrhundert Ludwig XIV. ist das des Champagners, zumal der Monarch und unser Benediktinermönch im genauesten Sinn Zeitgenossen sind: 1638 in der Wiege, 1715 im Grab. Der Mönch versteht seinen Dienst im Takt der Gigue, Courantes, Sarabandes von Lully und als Prolegomenon zu Watteaus *Einschiffung nach Kythera*, dem emblematischen Bild des Hedonismus jenes Jahrhunderts, bevor er von der Guillotine

eingeholt wurde. Es ist nicht uninteressant, der Frage nachzugehen, mit wem Dom Pérignon in Zeitgenossenschaft stand, denn im Champagner, den er erfindet, ist – wie bei kommunizierenden Röhren – etwas vom Jubel, von der Freude, von der Heiterkeit und Leichtlebigkeit, die man in der Musik und in der Malerei der Besten jener Epoche findet. Der Geist, der Genius der Zeit ist nicht zuletzt der Stil, also das, was die Künste und Werke durchdringt und ihre gemeinsamen Wurzeln zum Ausdruck bringt. Im Pokal des neuen Getränks findet man die Sinneslust wieder, an deren Stelle später die Zerknirschung trat, die in Gestalt von Saint-Just und seinesgleichen Geschichte wurde. Aber so weit ist die Epoche noch nicht, einstweilen nährt sie sich vom Prunk dessen, was man heute das Große Jahrhundert nennt.

Dom Pérignon ist unter anderem Zeitgenosse Newtons: Während der eine sich um die Äpfel kümmert, kümmert der andere sich um die Trauben. Dieser erzeugt Getränke mit aufsteigenden Bläschen, jener induziert Formeln ausgehend von fallendem Obst. Die allgemeine Gravitation ist die Hauptsorge dieser Zeit: Der Wissenschaftler erstellt eine Theorie, die eine Revolution ermöglicht, da seine Teilchenphilosophie zweierlei behauptet: erstens die Identität von Licht und Materie, zweitens die Zusammensetzung des Universums aus festen, unteilbaren Partikeln, die ständig einem Kräftesystem von Anziehung und Abstoßung unterworfen sind. Newton ermöglicht die Existenz von Himmelsräumen, die ein extrem feiner, granulär strukturierter Äther erfüllt. Weiter sinnt er dem Ursprung der Kometen nach, erforscht die Bewegung der Gestirne, die Anziehungskräfte, die Statik der Sterne im Kosmos – alles poetische Fragen, die eine Metaphysik induzieren. Um es ironisch zu sagen: Mir scheint, daß der



Von den Äpfeln des Paradieses kosten, oder von den Trauben...

Foto: Cinetext, Frankfurt

Beweis der Welt der Champagner mit seinen Bläschen ist, die den Weltraum queren, der Champagner mit seinen im Kosmos flackernden Sternen, die den Himmel im Glaspokal riffeln und zum Funkeln bringen. Die mythischen Kosmographien haben diese Hypothesen von Entsprechungen keineswegs abgelehnt, die einer Epoche Ausdruck gaben, zugleich aber auch die Dauerhaftigkeit mentaler Strukturen erfassen.

Indem Dom Pérignon ein alkoholisches Getränk ermöglichte, dessen gasförmige, unablässig nach oben strebende Komponenten die Existenz eines Himmels beweisen, der immer noch und immer weiter über uns schwebt, zeigte er den Widerstand der Geistlichkeit gegen eine Wissenschaft, die nicht mehr die Dynamiken in Richtung auf die Ideenwelt rechtfertigte, sondern die sinnlichen Kräfte, die die Schwere, die Masse, die Beziehung der Materie zu einer Physis zum Ausdruck bringen. Der Physiker will verstehen, warum die Körper fallen, der Benediktiner, wie man die Begierde der Bläschen im Zaum hält.

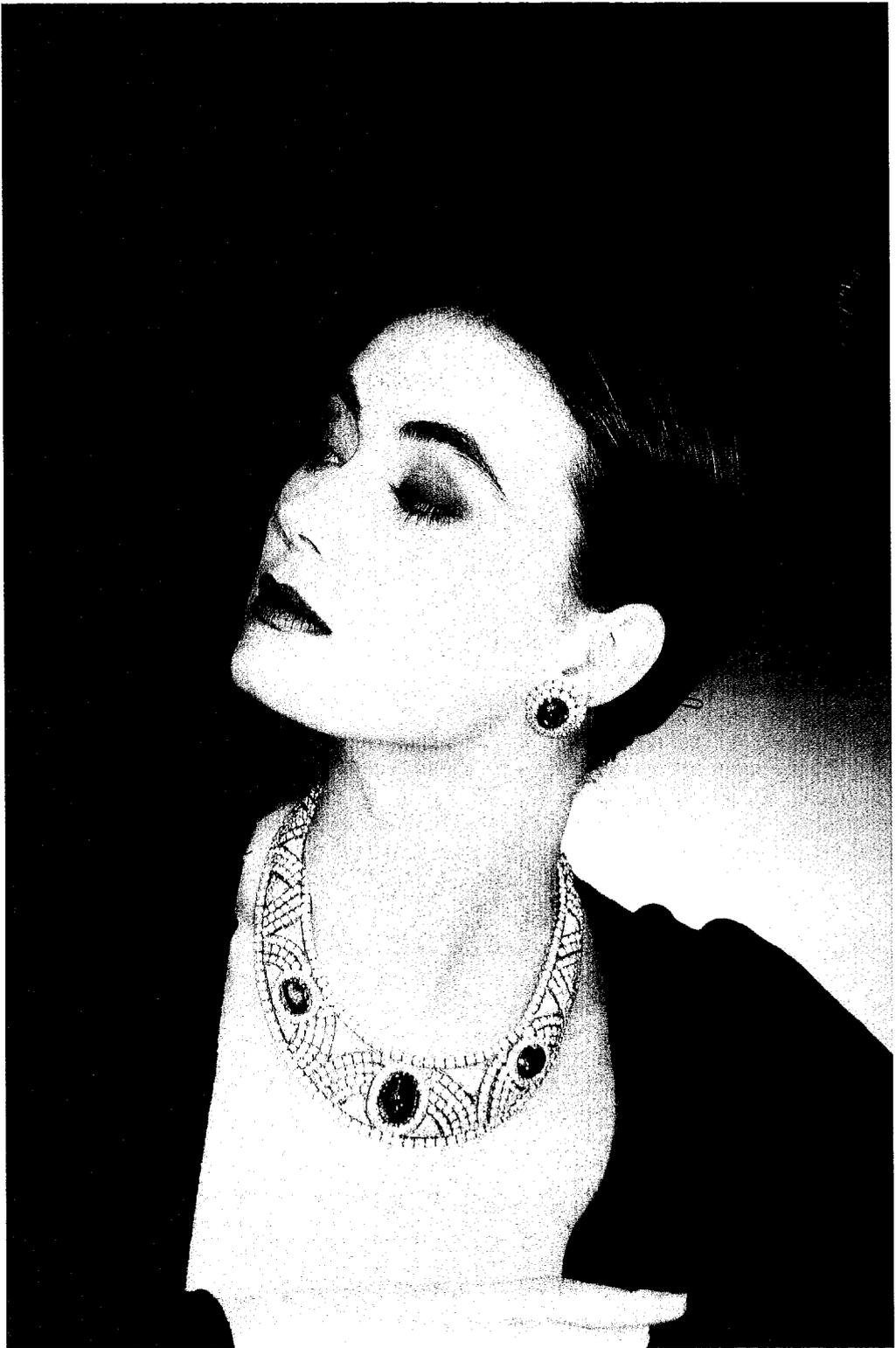
Zur selben Zeit denkt Denis Papin, auch er mit der Zähmung von Energie beschäftigt, über die Bedingungen mechanischer Kräftebeherrschung nach. Er behandelt auf seinem Gebiet dasselbe Problem wie Dom Pérignon, der sich die Frage stellt, wie er eine Maschine erfinden kann, die den Champagner beherrscht, diese bacchantische Naturkraft, die nach der Erntezeit die Flaschen immer wieder zur Explosion bringt. Der fromme Mann widmete sich mit Talent und Ausdauer seinen Beobachtungen. Dann bestimmte er den günstigsten Moment für die Abfüllung in eine Flasche, die besonders robust und widerstandsfähig zu sein hatte – eben die heutige Champagnerflasche. Schließlich besiegelte er das Todesurteil für den ölgetränkten Hanfwerg, der damals zum Stopfen der Magnum-Flasche diente, und ersetzte ihn durch einen Korkpfropfen, der besser geeignet war, den Bestrebungen des unruhigen Getränks entgegenzuwirken. Das Problem wurde nun rasch gelöst, die Methode ist noch immer dieselbe: Man zelebriert bis heute den benediktinischen Ritus.

Inwiefern ist der Champagner eine Ausnahme unter den Weinen? Warum ist er der Wein der Weine, die Quintessenz dessen, was die Vorzüge von Noahs Getränken ausmacht? Wahrscheinlich, weil er alle Vorzüge der anderen Weine besitzt, ohne einen einzigen ihrer Fehler zu haben. Er ist fein, subtil, unverwechselbar, kräftig, würzig, leicht, er bringt Heiterkeit, festliche Stimmung, Freude, leichte Trunkenheit. Es gibt keine Räusche, die man ihm anlasten könnte, keine Derb- und Grobheiten oder noch Schlimmeres in seinem Gefolge. Weder fade noch schwer, weder Bürger noch Volk, sondern Aristokrat, kann man ihn zu allen Speisen trinken, und die Saucen, die sich mit seiner Hilfe herstellen lassen, sind nicht dick und nicht breiig: Seine Anwesenheit verwandelt die Komposition, indem er ihr eine ewige Dosis Leichtigkeit beibringt. Denn die Bläschen sind bei Tisch wie der Stein der Weisen. In ihnen liegt der Stil, liegt die Identität dieses Weines.

Ob er aus den Bergen von Reims kommt oder von der Côte d'Avize; ob er kraftvoll, würzig, stark duftend, abgerundet und körperreich ist, weil von der Côte d'Ambonnay stammend, oder zart, feminin, frisch, weil aus der Gegend von Graves; ob er trocken ist, herb, aus roten Trauben hergestellt oder aus weißen, Blanc de blanc – Champagner ist vor allem diese seltsame Poesie von vergänglichem, leichten, freien Bläschen, die mich an jene anderen Bläschen auf den flämischen Vanitas-Bildern erinnern, die voll Anmut und Gefahr aus der Schale eines Gelegenheitsmetaphysikers aufsteigen. Bei den Malern illustrieren sie eine eigentümliche Metaphysik, die zur Zeit des Barocks blüht, der Epoche Dom Pérignons. *Homo bulla*, so die Botschaft diverser Gemälde: Der Mensch ist nicht mehr als eine Luftblase, er ist weiter nichts als ein Bläschen. Auf den Vanitas-Bildern begleiten sie die Zeichen des Ephemerem, des Vergänglichen, Flüchtigen, das der Tod bedingt: eine Blume, die verwelken wird, ein Rauch, der nicht bleiben wird, Instrumente zur Messung der Zeit, eine Taschen- oder Sanduhr, Gebein, vom Oberschenkel bis zum Schädel, Insekten,

Messer an einer Tischkante, die im nächsten Augenblick fallen werden, Schmetterlinge, angeschlagene oder ungeworfene, zerbrechliche Trinkgläser. *Quis evadet?* kann man auf anderen Bildern lesen. Wer vermöchte zu fliehen? Wer entkäme diesem Schicksal? Niemand, niemals. Vor dem Tod, sagen die Bläschen, sind der König und der Bauer, der Fürst und der Rüpel gleich. Das Dasein dauert nicht länger als die Bläschen. Simon Luttichuys, Hendrik Andriessen, Simon Renard de Saint-André in ihren Vanitas-Bildern, oder Karel Dujardin in seiner Allegorie, alle samt Zeitgenossen Dom Pérignons, huldigen dieser metaphysischen Lehre: *Homo bulla*.

Das Bläschen bezeichnet die Isolierung in einem Milieu – die Vollkommenheit, die Autonomie, die Entelechie, um es in der Sprache der Philosophen zu sagen. (Es ist eine eigene Welt innerhalb einer Welt). Seine Bewegung ist der Beweis der Unterwerfung unter die philosophische Notwendigkeit, unter die Macht des Schicksals, wenn man so will. Ich denke an den Brief Spinozas an Schuler – ein Schriftverkehr, der zu Lebzeiten unseres Önologen stattfindet –, in dem Spinoza seinem Korrespondenten erklärt, daß es keine Freiheit gebe, es sei denn im Gehorsam gegenüber der Notwendigkeit. Nur der- oder dasjenige ist frei, der (oder das) der Kraft zustimmt, die ihn (oder es) belebt. So ist etwa ein in die Luft geworfener Stein der allgemeinen Gravitation unterworfen, dem Gesetz vom Fall der Körper – (ja, bis zum heutigen Tag. Seine Bewegung, sein Aufstieg, sein Langsamerwerden, der Beginn seines Falls und der Fall selbst, all das ist Notwendigkeit, gegen die man nichts machen kann, denn »jeder einzelne Gegenstand ist tatsächlich notwendig durch einen äußeren Grund dazu bestimmt, einem genau bestimmten Gesetz entsprechend zu existieren und sich zu verhalten«. Weiter. Angenommen, dieser Stein verfügt über ein Bewußtsein: Kein Zweifel, daß er glauben wird, seine eigene Bewegung, die Verlangsamung und den darauf folgenden Fall zu wählen, während er offenkundig nichts anderes tut, als der physi-



Schön ist nur, was überflüssig ist. Schmuck und Modell von Cartier.

Foto: C. Majani

kalischen Notwendigkeit zu gehorchen. Das Bewußtsein der Strebungen ist, zusammen mit der Unkenntnis der Ursachen, die sie determinieren, der Grund unserer Unschuld: Wir glauben frei zu sein, während wir doch Spielbälle der Notwendigkeit sind. Dieses Bild des Elends, in dem wir verharren, ist zwar weniger pathetisch als die Darstellungen Pascals, eines anderen Zeitgenossen Dom Pérignons, dafür aber metaphysischer; es beschreibt unsere *condition humaine*. Die Champagnerbläschen sind Metaphern, Metaphern sowohl des pascalschen Elends des Menschen ohne Gott, als auch der spinozistischen Theorie des Determinismus. Kaum gesehen, schon verschwunden: das Schäumen und Brausen ist Analogon der Existenz.

Der Gott des Champagners ist naturgemäß Tänzer, vergleichbar den Meistern des barocken Balletts, die Musik, Gesang und Tanz miteinander verbinden, Chassé, Déchassé, Balancé, Volte, Dérobée: der Feind ist in allen Fällen die Erdschwere. Der Champagner liebt den Himmel, während andere Weine zur Erde hingezogen sind; er verehrt das Luftige, Ätherische, und macht das Gasförmige zu seinem Verbündeten; er ist ein Komplize der Zeit mehr als des Raums, denn der Heimatboden ist nicht sein bevorzugtes Reich. Der Champagner kann der Musik verglichen werden – während der Bordeaux wie Malerei ist, der Burgunder wie Skulptur.

Übrigens ist der Champagner der einzige Wein, der wirklich singt. Es genügt, außer dem trockenen Knall des Korkens, der allein schon ein Versprechen glücklicher Musik ist, das Zerplatzen der Bläschen des lebendigen Getränks an der Oberfläche zu hören. In der zufälligsten Abfolge, die man sich denken kann, erzeugen sie kleine, feine, trockene Explosionen, sie knallen, prasseln, erfreuen das Ohr. Von neuem der Luft vermählt, moduliert der Champagner mit der Zeit seinen Gesang, je nach dem, ob man ihn sofort trinkt oder noch wartet. Die Wallungen werden schwächer, der Abstand zwischen ihnen größer: der Rhythmus hat sich verändert, die Kadenz ist nicht

mehr dieselbe. Sein Ungestüm hat einem anderen Konzert Platz gemacht: vom Fortissimo zum Piano, vom Allegretto zum Adagietto. Es verhält sich hier ähnlich wie beim Genre der Fantasie in der Musik...

Die anregenden Religionen

Die Menschen machen aus den natürlichen Zwängen ein großartiges Experimentierfeld der Ideologie: Entweder sie verfluchen alles, was an das Tier im Menschen erinnert, um es vollkommen und endgültig in Mißkredit zu bringen, oder sie gehen damit um und errichten weniger kastrierende Gesellschaften. Hat das Tier Durst, trinkt es. Es trinkt das Wasser der Flüsse oder der Sümpfe, der Tümpel oder der Gebirgsbäche. Hat es Hunger, ißt es, und zwar das, was es findet, was am nächsten ist, Wurzeln, Beeren, erjagte Beute. Empfindet es ein sexuelles Bedürfnis? Es kopuliert, nachdem es sich ein wenig zur Schau gestellt und ein paar Kämpfe geschlagen hat.

Von jeher versuchen die Menschen alles zu komplizieren; das ist ihre Stärke. Haben sie Durst, brauen sie komplexe Getränke zusammen, bringen Säfte zur Gärung, stellen Carabi her, indem sie Cidre und Wein mischen, erfinden den Populo, indem sie Zucker, Gewürznelken, Pfeffer, Anis, Koriander, Ambra oder Muskat in den Schnaps geben, heben den Melicrat aus der Taufe, indem sie Milch und Honig vermählen, fabrizieren Mulsum oder Oxymel, Hypokras oder Malvasier Wein. Egal was, wenn es nur schwierig ist.

Haben sie Hunger, kochen, fabrizieren, erfinden sie Lotussamen in Gelee, Klebereisbällchen, Fugufilet (das todbringend ist, wenn man es falsch zubereitet), Enryalencremesuppe mit Stärkemehl, farnzierte Vulva oder Zitze vom Mutter-schwein, Pfauenzungeln oder in Wasser gekochte Fischaugen. Wünschen sie ihren Sexualtrieb zu befriedigen, glänzen sie ebensosohr durch Erfindungsreichtum wie in der Küche und wählen zwischen Masturbation und Ehe, was zuletzt allerdings doch auf dasselbe hinaus-

kommt, sie erfinden den Strumpfhaltgürtel und die Sexparty, die Pornographie und den Godemiché, die aphrodisische Konfitüre und die Lederkleidung. Das alles haben die Tiere nicht: Man trinkt keinen Whisky bei den Amphibien, man kocht nicht bei den Gastropoden, und bei den Arthropoden schenkt man sich keine Spitzen.

Erotismus und Gastronomie unterscheiden den Menschen ebenso vom Tier wie Religion, Kunst und Metaphysik. Die Natur fordert, die Kultur formt. Es geht weniger darum, die Bedürfnisse zu beseitigen (wie man in der Tradition des asketischen Ideals meint), als vielmehr darum sie umzuformen, sie zu verwandeln. Der Körper hat seine Gründe und zeigt sein Begehren. Eine Philosophie, die dieses Namens würdig ist, richtet ihr Augen-

merk auf die kulturellen Formen, die man den natürlichen Forderungen geben kann. Der Hedonismus ist die Antwort auf diese gebieterischen Rufe, er ist eine notwendige Theorie des Künstlichen für den Bereich, in dem die verwünschten Teile drängen. Erst dieser Kulturaufwand erzeugt das eigentliche Vergnügen: Das Begehren ist die Voraussetzung jeder Sinnesfreude...

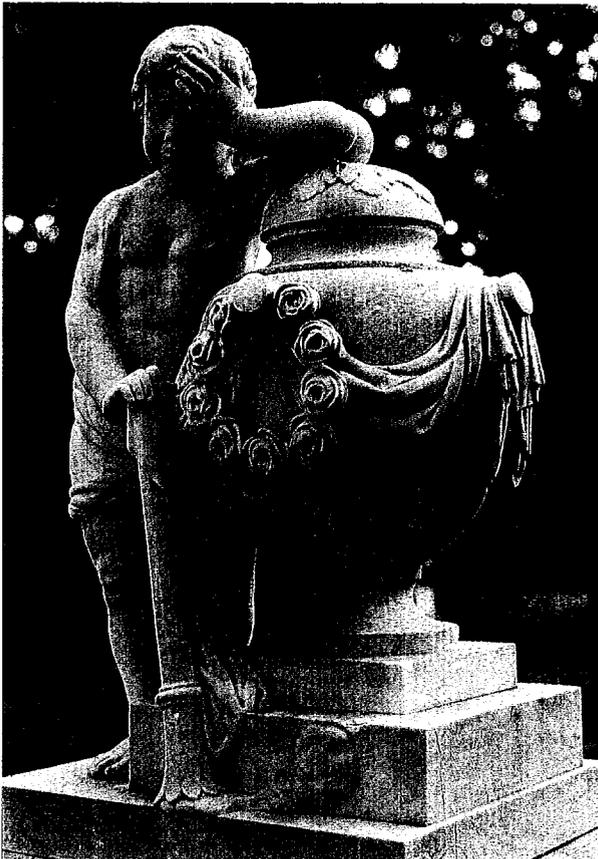
Wo Tee und Kaffee die geistigen und intellektuellen Fähigkeiten anregen, schreibt die Schokolade den Erotismus – im weiten Sinn des Wortes – auf ihr Banner, also die Mächte der Energie und der Kraft. Die Einnahme von Schokolade führt in die Richtung der Grenzerfahrungen und der verwünschten Teile, die Georges Bataille feierte: Erotismus, Tod, Reproduktion, Mord, Jagd, Krieg, Opfer,

Prostitution, Orgie, Verausgabung, Verzehr, Souveränität, Exzeß und all das, was bei ihm mit der allgemeinen Ökonomie zu tun hat. Wenn ich denke, aus welchen Gewürzen die prähispanische Schokolade besteht, neige ich zu der Annahme, daß sie das Getränk ist, um das herum sich die Religion organisiert – Religion im Sinne Batailles, verstanden als Suche nach der verlorenen Vertrautheit mit den Urkräften, Grundsätzen, Energien, nachdem das Fleisch der Menschen auf gewaltsame Weise von dem der Welt getrennt wurde, um daraus zwei antithetische Materialien zu machen; Streben nach klarem Bewußtsein, um ein volles und souveränes Selbstbewußtsein zu erlangen; Verzehr des Mehrwerts, um das Dasein zu verklären, damit Grenzerfahrungen möglich werden, Erkenntnis durch Abgründe und Wollüste, die das Kosten vom Mahlstrom gewährt.

Religion bedeutet in dieser Gedankenwelt Mobilisierung von Fähigkeiten, nach denen man tief im eigenen Inneren

Trauriger Todesgott Thanatos

Foto: AKG/Jost Schilgen



gräbt, um auf die ungezähmten Zonen zu stoßen, die im Schoß der Materie der Körper liegen und die manchmal der Tee, der Kaffee und die aztekische Schokolade ans Tageslicht bringen. Dort, wo man sie trinkt, spürt man stets ein freudiges Begehren, mehr zu sein, jenseits der Grenzen zu existieren, jenseits von dem, was der Körper gewöhnlich erlaubt, um eine gesteigerte Wachheit, einen Überschuß an Energie, einen Zusatz an Kraft und Klarheit zu erfahren. In der Mitte zwischen Nektar und Nepenthes, eröffnen diese drei Getränke eines dionysischen Gottes, der nichts vom Alkohol weiß, einen Zugang zu mehr Ausdauer, mehr Festigkeit, mehr Begeisterung: sie sind metaphysisch und meliorativ, spirituell und strukturierend. Die Gottheiten waren immer nur dazu nütze, uns Menschen zu zeigen, daß es jenseits der Grenzen, die ein ausgelaugter Körper errichtet, einen Bereich von Stürmen gibt, die immer noch und immer wieder entfacht werden können. Der stimulierende Traum zielt darauf ab, einen Zustand ohne soporöse Schwere zu erreichen. Die transzendenten Religionen beruhen auf ähnlichen Absichten; und auch die Religionen der künstlichen Paradiese verleihen Kräfte, die uns, obschon auf glückliche Momente begrenzt, den Göttern gleich machen, die nicht schlafen, die keine Müdigkeit kennen und alles daran setzen, Hypnos gefangenzunehmen, um ihn auf dem Altar ihrer Leidenschaften zu opfern und dabei zu vergessen, daß sie Thanatos, seinen Bruder, den ewig siegreichen, niemals zu fassen kriegen werden...

Die genießerische Vernunft

Und wo bleibt bei alledem der hedonistische Engel? Ich hoffe, daß man seine Gestalt nun besser sieht, diese Mischung aus Kyniker und Condottiere, die nach einer Veränderung des Diskurses der klassischen Angelologie verlangt, denn er ist halb Dichter, halb Bote, halb Philosoph und halb Künstler. Fleischlich, sinnlich und sexuell, raffiniert, zart und elegant, praktiziert er die Aufmerksamkeit und die Sorge um den anderen. Als hyper-

ästhetisches Modell will er dasjenige steigern, was die Sinne vermögen, was die Wahrnehmung liefert, was die Gefühle strukturiert. Durch seine Stärke genießt er die Kraft ebenso, wie er die Gewalt verabscheut, denn er weiß, welches das einzige Instrument ist, mit dem er seine Existenz, sein Geschick, seinen Körper formen kann wie ein Kunstwerk. Allwissend weiß er um die Wirksamkeit der Erdbeeren im Garten eines Vaters ebenso wie um die eines ersten Fläschens Yquem. Überall, wo eine Mutter kocht, singt, in den Schlaf wiegt, überall, wo ein Vater die Haut seines Kindes berührt und dessen Körper liebkost, ist er anwesend. Wo sich Hände oder Münder berühren, wo Zeichen, Gesten der Zuneigung, der Fürsorge, der Zärtlichkeit, der Rührung gezeigt und ausgetauscht werden, ist auch er. Er wacht bei Tisch, an den Herden, in den Küchen, in der Vorratskammer.

Vom Weihwasser weiß er nichts, er zieht den Wein vor. Er fürchtet den Weihrauch und kostet besonders gern den Duft eines geliebten Körpers. Der Himmel gefällt ihm nur, weil er es ihm ermöglicht, sich rasch zwischen zwei Punkten auf der Erde zu bewegen, auf der Erde, wo sich das Leben entfaltet und also das Wesentliche ist. Wir verdanken ihm den Augenblick der superlativen Gefühle, die wohlige Berauschtigkeit, die prächtigen und vergänglichen Speisen, die formgewordenen Energien, die Feier des Raffinements, die gesteigerte Vitalität, die ersehnte Sinneslust. Als einer, der Äpfel in Paradiesen kostet, die nicht von Dauer sind, hält er sich an die Devise: *Carpe diem*.

Ich glaube, wir sollten ihm unser Leben widmen, damit Thanatos, wenn er schließlich den Sieg davontragen wird, nur einen bis zum letzten Feuer verbrannten Körper in seinem Quersack zu verstauen braucht.

Der vorliegende Text bietet Auszüge aus Onfrays Buch »Die genießerische Vernunft«. Mit freundlicher Genehmigung des Elster Verlags, bei dem das Buch 1996 erschien.

»Ersatz, they call it«

Über O-Saft, Gyrospizza und Salamibrötchen

*Express-UBIK hat den belebenden
Geschmack von frisch aufgegossenem
Filler-Kaffee. Ihr Mann wird sagen:
Donnerwetter, Sally, ich fand immer,
dein Kaffee schmeckt so-so-la-la.
Aber dieser hier, alle Achtung!
Nur ungefährlich bei Anwendung
nach Vorschrift.*

Philip K. Dick

England, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Kein Paradies für Genießer, aber dennoch. George Bowling betritt eine Milchbar, und er tut dies ohne große Erwartungen. Bowling bestellt einen großen Kaffee und ein Paar Frankfurter Würstchen. Als erfahrener Mann beginnt er mit dem Brötchen, das so nichtsagend aussieht, daß er es zunächst gar nicht erwähnt hat. Und dann beißt er ganz gedankenlos in seine Frankfurter . . .

. . . später tut Bowling sich schwer zu sagen, was dann geschah. Die Frankfurter hatten eine Art Gummihaut und sein Gebiß saß nicht mehr so recht, so daß er einige sägende Bewegungen vollführen mußte, bis ihm die Wurstfüllung – »pop!« – plötzlich wie eine verfaulte Birne in den Mund hineinplatzte und sich über seine Zunge ergoß. Am unvergeßlichsten erschien ihm freilich der Geschmack: »Es war Fisch! Ein Würstchen, ein Ding, das sich selbst Frankfurter nannte, gefüllt mit Fisch!«

Während George Bowling fluchtartig das Lokal verläßt und also nie erfahren wird, wie sein Kaffee geschmeckt hätte, fällt ihm ein, in der Zeitung von jenen Lebensmittelfabriken in Deutschland gelesen zu haben, wo alles aus etwas anderem gemacht ist. »Ersatz« nannten sie es; sie würden dort Würstchen aus Fisch und Fisch aus etwas anderem machen. Und der Protagonist von George Orwells *Coming up for Air* (1939) verläßt unsere Einleitung mit dem Gefühl, er habe in die

moderne Welt gebissen und entdeckt, woraus sie gemacht sei.

Niemand soll also behaupten, er hätte von nichts wissen können: Der Geschmack der modernen Welt, das heißt oft Genießbarkeit anstelle von Genuß. Und »genießbar« heißt zunächst nicht mehr als »für den menschlichen Verzehr geeignet« – zumindest zeitweilig und ganz im Sinne der dänischen Einzelhandelskette Brug Brugsen, die ihren Kunden vor Jahren auf den Etiketten bestimmter Billig-Lebensmittel vom Verzehr derselben abriet.

Dem Massentourismus, der seine Eroberungen mit Beton- und Strandburgen markierte, folgte die Massenkulinarik auf dem Fuße. Der Geschmack der großen weiten Welt, eingedost und tiefgekühlt, verwandelte sich in eine allgegenwärtige Heimsuchung, gemischt aus Imitaten, Surrogaten und Hybridformen. Und mit der gleichen Unverdroffenheit, mit denen man Trockenmilch in Dürregebiete verschickt, mit der wohlmeinende Westler fettes Frühstücksfleisch (jenes »Spam«, dessen Erfolg Paul Theroux auf sein Menschenfleischaroma zurückführt), Käsebällchen und Fischkonserven in die Südsee exportieren, bringen sich die einheimischen Armen mit Tiefkühlpizza Hawaii in Form.

Die Pizza-Kultur

Dabei kommt es zu seltsamen Metamorphosen, Denaturierungen und Systemwechseln. Über den Umweg der Pizzeria-Kultur wurde die Pizza zum Standardgericht jener Armen, denen es an Geld, Kochkenntnissen oder Zeit fehlt. Die Ananas, jene fleischgewordene exotische Versuchung, verlor ihren unvergleichlichen Duft unter einer Glocke aus Schmelzkäse. Produkte einst bodenständiger Kochkunst wandern inzwischen über die Lebensmittelfabrik und die Kühlkette di-



Gourmet-Food »Wuppertal«

Foto: Meisterstein/Voller Ernst

rekt in die Mikrowelle, bevor sie schließlich den Weg allen Fleisches gehen.

Solche Wandlungen wurden semantisch begleitet. Ende der sechziger Jahre, als große Teile der Welt noch nicht voneinander und nicht einmal von Coca-Cola wußten, tauchte im Volksmund der »O-Saft« auf. Er schmeckte nach Apfelsinensaft, hieß aber nach Orangen, von deren Namen hier nur noch soviel übriggeblieben war, wie von den echten Früchten im sogenannten »Nektar«, bei dem großzügige Wasserzusätze durchaus rechtens sind. Noch weiter von der Natur entfernte sich der Begriff »Orangenlimonade«, hinter der naive Logiker eine Limonade, also etwas Limonenhaftes, -artiges oder -verwandtes aus Orangen oder mit Orangen vermuten würden. Neben Wasser und Zucker steht dort an dritter Stelle jedoch ein sogenannter »Orangenlimonadengrundstoff« nicht näher erläuterter Provenienz...

Benennungsversuche wie K-Saft, A-Saft, B-Saft und Q-Milch wurden seinerzeit bereits in der Testphase abgebrochen. Der O-Saft blieb in aller Munde, denn er entsprach so recht dem Geschmack der

neuen Zeit, die zunächst mit exotischen Genüssen lockt, um sie dann nach und nach durch natürliche und naturidentische Aromastoffe zu ersetzen. Sang Heines Knecht des Abends in der Schenke noch gern ein Freiheitslied, so träumt sein Nachfolger; vom Energiedrink in süßen Wahn versetzt, von milden Südseeabenden unter hohen Vierfruchtpalmen und rauschenden Multivitaminbäumen.

Kaum ist ein neuer Geschmack zu uns gelangt, wird er sofort in einem Fruchtcocktail ertränkt. Dies hat Methode. So wie Amsfelder Rotwein immer gleich schmecken mußte, so duldete auch die Ananas- oder Orangensaftindustrie keine Variationen, die den Verdacht von Qualitätsunterschieden hätten aufkommen lassen können. Je vielfältiger das Angebot, desto einfältiger der Geschmack des Menschengeschlechts.

Dessen Erziehung vollzog sich schrittweise. Mit einem Seesack voller »Serbischer Bohnensuppe« in Friedensqualität auf dem Campingplatz am Ostseeufer angekommen, wurde man in den Siebziger Jahren von gleichgesinnten jungen Billigessern noch mit offenen Armen begrüßt.

Zukunftsorientierte Menschen griffen da lieber schon zur Soja-Sauce, mit der sich – zumal auf Campingreisen – abwechselnd Nudeln naturell (in einer leichten Salzwasserlake gegart) oder »Nazi Goering« aus der Dose aromatisieren ließen. Aroma wurde immer wichtiger, je mehr das natürliche sich verflüchtigte. In Werbespots verzogen Hausfrauen und Hundehunde genußvoll ihre Mienen, sobald ein Glas mit Instantkaffee oder eine Dose Chappy geöffnet wurde. Traditionelle Genußmittel wie tote Katze oder handgefilterter Kaffee (»Hab ich jenommen alte Socke von Leitnant«) wurden auch hier zunehmend verdrängt.

In Studentenkneipen wurde es enger, »Croque Monsieurs«, die keine waren, sondern mit Käse überbackene Baguettes, die keine waren, sondern Meterbrote, die mit Schinken, Tomaten, Zwiebeln etc. gefüllt waren, schwenkten aus und schleuderten Soße in die Menge. Angehörige der älteren Generation verzehrten derweil in sogenannten »gutbürgerlichen Gaststätten« (»Die Gardine hängt hier noch von meinem Großvater her«) wahlweise Traditions- (Roulade mit Rotkohl und Salzkartoffeln) oder Innovationsgerichte (»Zigeunerschnitzel«). Letzteres bestach durch eine herzhafteste (Zigeuner-) Sauce, deren Clou darin bestand, daß sie so lange zubereitet worden war, bis aller Geschmack der Zutaten sich in penetranten Nachgeschmack verwandelt hatte.

Salamibrötchen in der Mikrowelle

In den sich rapide ausbreitenden griechischen Lokalen sank der Ölpegel bald merklich, und der Wirt ließ sich aus Athen ein martialisch anmutendes Gerät kommen, auf dem man Fleisch senkrecht grillen konnte. *Incipit vita nova*. Die Griechen nannten es Gyros, die Türken Döner und versuchten, den Pizzabäcker von gegenüber damit plattzumachen. Und für eine Zeitlang sah es auch so aus als ob . . .

. . . aber eben nur für eine Zeitlang, denn in den achtziger Jahren entdeckten die Italiener das Pfannengyros, die Gyrospizza und den Pizzaservice, und daß der griechische Schafskäse aus Ost-

friesland herkommt, wußte doch ohnehin jeder.

Die wahre Revolution auf dem Eßsektor brach aus, als findige Menschen entdeckten, daß man die alte, aber wenig geschätzte Sitte des Aufwärmens von Speisen umso besser aufwerten kann, je höher dabei der Technikeinsatz ist. Dank Tiefkühlkost und Mikrowelle müssen wir jenen exquisiten Hauch von Kantinenatmosphäre jetzt auch in den heimischen vier Wänden nicht mehr missen. Doch hat diese Neuerung auch etwas Gespenstisches. Während seiner Arbeitspause in der Kantine eines Hamburger Fernmeldeamtes beobachtete der Verfasser seinerzeit, was geschieht, wenn man versucht, ein Salamibrötchen in der Mikrowelle zu erhitzen. Zweifellos können wir auf solche Spitzentechnologie auch im Ernährungssektor nicht verzichten, aber was er damals mitansehen mußte, geht ihm noch heute nach. Der Geschmack mag dabei übrigens weitgehend unverändert geblieben sein, nur hatte er sich als eine fettglänzende Pfütze um die Überreste des Brötchens verteilt. Menschliches Versagen?

Während sich unser Essen in den Strahlungen einer neuen Zeit aufbäumte, entdeckten findige Lebensmitteldesigner Wege, uns an den Busen der Natur zurückzuführen. Zunächst war man freilich ein wenig erstaunt, feststellen zu müssen, daß der »Blut-Orangendrink« der Molkerei Alois Müller (»gut schütteln für den vollen Fruchtfleisch-Genuß«) neben 60 Prozent Fruchtgehalt auch 10 Prozent Süßmolke enthält. Es lag also nicht am Gin, daß die Cocktails so seltsam schmeckten.

»Milch« wiederum läßt sich derweil längst kuhlos auf Sojabasis herstellen, und in den Kühlfächern großer Lebensmittelabteilungen wird schon seit langem eine chemisch äußerst träge Substanz namens »Tofu« angeboten, mit der man nahezu alles machen kann, ohne daß sie dabei Geschmack annimmt. Da sich der Flüssigkeitsspiegel hebt, wenn man einen Tofu-Würfel in eine Suppentasse wirft, findet sie in den Küchen vieler Vegetarier Verwendung. Doch was, außer Fleisch, täte das nicht?

Während sich die Ausbreitung des Tofu als Placebo-Effekt erklären ließe, handelt es sich bei den vegetarischen »Bratlingen« um ein Surrogatphänomen. Zwar ist alles Fleisch des Teufels, doch den atavistischen Charme der Frikadelle (in deren Idee der sukzessive Fleischverzicht ja bereits angelegt ist) möchte man nicht missen. Das Fleischpflanzerl wird gewissermaßen zum Pflanzfleischerl umkonstruiert.

Auf Grillparties, jener säkularisierten Schwundform antiker Brandopfer, debütieren schon seit Jahren die ersten vegetarischen Grillwürste und das gleich in mehreren Farbrichtungen. Doch niemand will sie grillen und niemand will sie mitgebracht haben. Vielleicht sind es immer dieselben.

Die Japaner stellen angeblich aus pürierten Fischleibern eine Allzwecksubstanz von unbegrenzter Formbarkeit namens »Surimi« her, aus der dann wiederum falsche Krabben, Hummer und Langustenschwänze geformt werden, die dann wiederum in die Nahrung von Menschen gelangen, die noch nie echte Krabben,

Hummer- oder Langustenschwänze gegessen haben und ihr Fischformfleisch also genausogut in der Gestalt von Tannenbäumchen oder Cheeseballs zu sich nehmen könnten.

Seitdem die meisten Kaffee Geschäfte sich auf den Vertrieb von Mountain-Bikes und Heimcomputern umgestellt haben, seitdem ein beträchtlicher Teil der abendländischen Brotproduktion von Tankwarten erzeugt wird, sind auch die Bäcker in eine Identitätskrise gefallen. Viele von ihnen haben sich in Auf- und Überbäcker verwandelt, die allen erreichbaren Industrieblättereig mit Käsekrusten überziehen oder mit Schokolade füllen. Sie nennen es Croissants. Ihre Konditorkollegen wiederum verwandeln – vermutlich unter dem Druck der internationalen Kiwi-Mafia – den guten alten Kopenhagener in eine Art eßbaren Fruchtkorb.

Selbst die bodenständige Kartoffel erhält ein Hightech-Gewand. Bei der sogenannten »Baked Potatoe« nämlich handelt es sich keineswegs um das erdgeborene Pendant zu jenen Baked beans, deren Verzehr Generationen anglo-ameri-

Spaghetti naturale genießen, gegart in Salzlake

Foto: Langer/Voller Ernst



Weinprobe

kanischer Puritaner inneren Auftrieb verliehen hat, sondern um die Antwort der Aluminiumkocher auf das traditionelle Kartoffelfeuer, aus dessen Asche man sich früher halbverbrannte Erdäpfel zu klaben pflgte.

Auch die »Baked-Potatoe« schmeckt noch immer irgendwie angebrannt – weshalb man ihr eine Quarkfüllung beigibt –, in der eigentlichen Substanz aber nicht mehr nach Kartoffelfeuer, sondern wahlweise nach Brandbeschleuniger, Herdreiniger, oder nach jenen vielen anderen Halbfertigprodukten (»wenn der Käse geschmolzen ist, ist das gar«), mit denen zusammen sie in jener Hälfte ehemaliger Fleischkühltheken gelagert hat, die dem eiligen Kunden versprechen, was sie nicht halten können.

»Sie können nicht kochen? Macht nichts«, triumphiert ein Anbieter von Fertigprodukten. Macht sehr viel. Der alte Förstermeister, dem man bei Kesseltreiben nur noch Wildschweingyros-Pizza *Hubertus* vorsetzt, wird auf Dauer ebenso melancholisch werden wie der alte Südseehauptling, dessen täglich »Spam« zwar nach Menschenfleisch, aber auch nach Bindemitteln, Geschmacksverstärkern und naturidentischen Aromastoffen schmeckt. . .

Vor meinen Augen markiert eine Packung »Linde's Kornkaffee mit Zichorie« das Orwell-Zitat mit dem Geschmack der modernen Zeit. Ganz züchtig ist sie, blau mit weißen Punkten, und darauf steht: »Linde's enthält nur die gesunden Zutaten: Malz, Gerste, Roggen und Zichorie.« Und: »Er ist von Natur aus ohne Koffein und daher sehr bekömmlich.« Für solche Sachen haben die Deutschen ein Wort. »Ersatz, they call it.« Und dieser Ersatz, der so bekömmlich ist, weil das, weswegen man Kaffee zu trinken pflegt, nicht drin ist, wird als »das zeitgemäße Getränk für die Bedürfnisse der heutigen Zeit« angepriesen.

Als was aber bezeichneten die Alten Kaffee mit Koffein? Als »Genußmittel«, und das klang irgendwie tadelnd, aber auch vielversprechend. Zumindest probieren hätte George Bowling ihn doch können!

Als Jesus am Ende seines Lebenswegs, am Gründonnerstag, dem Vorabend seiner Kreuzigung, seine Jünger zu Tische bat und ihnen Brot und Wein bot, da ging es nicht um Sinnlichkeit, nicht um Geschmack. Keiner der Jünger wird den Wein prüfend ans Licht gehoben haben. Es ging um den Sinn, es ging um Realpräsenz, um das Opferblut Christi, das im Saft der Rebe gegenwärtig war, jetzt und für immer, liquide Nahrung, in der, differenzlos, alles und eines, der Leib als Zeichen gestiftet wurde: die Welt aus dem Sündenfall, der Menschensohn, der die Erbschuld heilt, die Eucharistie.

Als Jesus, am Anfang seiner Laufbahn, auf Drängen seiner Mutter das erste Wunder wirkte: die Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit zu Kana, ist es der Speisemeister, der zum Herrn der Differenz, zum ersten Weinprüfer der christlichen Kultur wird. »Jedermann«, sagt er vorwurfsvoll zum Hauswirt, »kredenzst zuerst den guten Wein und erst, wenn die Gäste trunken sind, den geringeren. Warum hast du den guten Wein bis jetzt aufbewahrt?« (Joh. 2,10).

Die Hochzeit zu Kana setzt die Geburt der Kultur aus der Differenz in Szene. Ihr Gegenbild, das Gründungsmuster am Gründonnerstag, stiftet Eins und Alles einer Heilsreligion, die Fleisch und Blut des Gottessohnes als Lebensnahrung ohne spezifischen Geschmack, als Elixier der Versöhnung aller Differenz, dem Erlösungsbedürftigen Menschen gewährt.

Als Tintoretto 1562 seine »Pariser Hochzeit zu Kana« malte, stellte er Christus den Erlöser – der im Zentrum des Bildes am »Abendmahlstisch« sitzt – dem ein wenig aus der Mitte gerückten Speisemeister und Weinprüfer, der das Weinglas ans Licht hebt, gegenüber: Dem Unikat des Erlöserbluts antwortet, kulturdiagnostisch gesprochen, die Distinktion eines Spitzengewächses. Es ist das Tableau einer Hochkultur, der venezianischen nämlich, in der der Künstler Tintoretto das



Paolo Veronese: »Hochzeit zu Kana« (1562)

Foto: Gerhard Neumann

heikle Gleichgewicht zwischen Einheit und Differenz, zwischen Eucharistie und Luxusmahl als Zivilisationsmuster vor Augen stellt: und zwar im sozialen Ritual der Weinprobe, eines elaborierten, alle Künstlichkeit in sich enthaltenden Distinktionsereignisses.

Das Ritual der Weinprobe bezeichnet den Punkt, in dem Kultur generiert, das Universum sukzessiver Verfeinerung gegründet, die Wahrnehmung und Unterscheidung im Wunder des Geschmacks zum Bildungsgeschehen selbst von Ich und Welt erhoben wird. Die Weinprobe ist der Ort, wo das wahrnehmende, das erkennende, das sich artikulierende und das verstehende Subjekt als das eine und unverwechselbare geboren wird: Identität aus der Erfahrung der Differenz, die dem Einen und Unteilbaren göttlicher Realpräsenz gegenübergestellt wird, ein Zwillingsgeschehen, aus dem der Prozeß der Kultur hervorgeht.

Man könnte sich vorstellen, daß der Bildungsroman des europäischen Subjekts sich als Folge von Geschmacks- und Unterscheidungsproben (am geistigen Getränk) entwickelte, wie derjenige des Japaners aus der Teezeremonie, sozusagen als »Lebensläufe in aufsteigender Linie«; männliche Lebensläufe übrigens weithin in der patriarchalischen Welt – das weibliche degustierende Subjekt beginnt ja eben erst zu erwachen.

Da wäre zum Beispiel der Achtjährige, der in zeremoniellen Augenblicken einen Tropfen aus des Großvaters Weinglas probiert (auf dem Glas hebt, sorgsam geätzt, ein röhrender Hirsch sein Geweih auf rubinrotem Grund), und der in einer Familie aufwächst, die von keinem Alkohol weiß, trüber Natur.

Da ist der Student, der in badischen Weindörfern das »Leiterle« kennenlernt, auf dem kleine Gläser – wie Laubfrösche im Glas, den Barometerstand anzeigend – Differenz eskalieren, vom bescheidenen Guttedel über den Silvaner bis hoch hinauf zu Weißburgundern und opulenten Ruländern.

Da ist, ein Schrittelchen weiter, ein geselliger Kreis von Professoren, die von einem Börsenspekulanten zu Weinproben gebeten werden: einem Kulturquiz höherer Art in heikler Differenzierung des gesellschaftlichen Niveaus. Der mit dem Universalsignifikanten Geld (der säkularisierten Eucharistie) operierende Broker ist zugleich der Herr der Nuance. Einer, der dem Zirkel jener Gelehrten beisitzt, die auf die Differenz von Haus aus verpflichtet sind – freilich nur bis zum finalen Fallissement des Weinprüfers, seinem Sturz in differenzlose Schwärze. Was war da zu lernen? Höchste Raffinesse des Schmeckens; wenn sich da auch nur Mineralwasser oder Brot zwischen die prüfenden Schlückchen drängen – ein Geschmacksbankrott; die Kühlung im Schnee – naturtemperiert; der körnige Kalk im Mergel des Rheingaus, die bittere Spur in den Weinen von Lac Lemán, St.

Saphorin, Epesses und Aigle – lauter Lügen des Defraudanten?

Da ist die Fahrt durch Burgund, das helle Land, korngelb, und die dunklen Kronen der Bäume, die Wärme des Sommernachmittags, der ländliche Schloßhof mit Kastanien und Eichen (wird aus ihnen das Holz der Fässer gewonnen, Tannin, aber auch Vanille und Karamel, die Bitternote?); und der Kellermeister, der in der dunstigen Kühle kleine Proben in bauchige Gläser spendet, nur drei oder vier - purpur oder rubin, braunrot, mahagoni, »la bruna notte« der Petrarkisten, die kostbar öligen blutigen Tränen innen am Glas – Betäubung oder Feingschmack? Wie auch immer, die gehütete Beute, ein Zukunftsversprechen von Lakritze und Veilchen, »In zehn Jahren...«: Château de Pommard, Jean Louis Laplanche, propriétaire, braun, rötlich und schieferschwarz der Aufdruck, 1982 – ein Jahr der Rekordernte, wie man später wissen wird, aber kein Spitzengewächs, nur kleine Erträge führen zu großen Weinen (noch einmal die Stimme des Bankers) – und auch das nur zuweilen.

Da gibt es die große, die professionelle Degustation: Einkäufer aus ganz Europa, entsandte Weinprüfer zum Beispiel von begüterten Colleges, wie dem Bischofsbesitz Magdalen in Oxford, Kenner oder Gelehrte?, die, Jahr für Jahr, in Frankreich Lagen, Jahrgangsqualität und Preisniveau testen, weitblickende Einkäufe tätigen; Experten aus Japan, aus den Vereinigten Staaten, äugelnd, schnüffelnd, schlürfend, dezent den Mund in ein Schälchen entleerend; die Prüfung durch Blick (im Gegenlicht und in Silberschalen), durch Geruch, Geschmack und Berührung, in strenger Folge – der »Körper« des Weins. *Le moelleux* – auf der Zunge das Spiel von Zucker und Tannin (erdig, bitter, Feuerstein); das Flügel-Weiten des Aromas, der Fruchtigkeit, den Trauben selbst geschuldet, »schwarze Johannisbeeren« im Cabernet Sauvignon, »Litschi« im Gewürztraminer; das sanfte Wehen des Buketts, der Reifung im Eichenfaß zugeschrieben: Leder, Vanille oder Karamel.

Da gibt es aber – zuerst und zuletzt – den glücklichen Zufall! Ein später Vormittag in Basel, der Weg durch die St. Alban-

Vorstadt zum Rheinweg hinunter, Treppen, Kastanien, Glyzinien, die Rheinfähre lautlos auf glitzerndem Wasser, der *Gasthof zum goldenen Sternen*, das älteste Gasthaus der Schweiz, aus der Äschenvorstadt hierher versetzt, ein kleines enharmonisches Fälschungsspiel der Kultur, ein Nuancentrug. Im zart beschlagenen Zehntel-Glas ein Chasselas »Médinette« von Luis Bovet, »Le plus fin des vins suisses«, ein Grand cru von 1995, aus dem Dézaley, genauer: dem Dörfchen Cully am Nordufer des Genfer Sees. Ein Grand cru im Probenglas? Das Déjeuner zugleich als Degustation, Mahl und Weinprobe auf unbegreifliche Weise in eins gesetzt? Es ist die Technik, die es ermöglicht, das »Weinvakuumiersystem *Vinojet le verre du vin*«, wie man im Lokal zu wissen gibt, ein »einzigartiges elektronisches Gerät, welches entkorkte Weine wieder in den ursprünglichen Zustand versetzt« – Wiederherstellung also der Unschuld des Paradieses, der Unwiederholbarkeit der Nuance! Chasselas, das ist die Gutedel-Rebe, von den Zisterziensermönchen vor bald tausend Jahren in den Abteien Hautcrêt und Montheron (neben vielen anderen) kultiviert, ein verachtet-bescheidenes Gewächs neben den Nobelreben Riesling und Silvaner, hier zur Vollkommenheit gediehen. Ist dies nicht die höchste Verdichtung des kulturellen Prozesses in einem Augenblick: das Simpelste, »Natürlichste«, zu größter Vollendung »ausdifferenziert« (wie Luhmann sagt), »la nuance pure« der Kultur? Hier, im *Goldenen Sternen*, kann man sie prüfen, die Gutedel-Rebe, die in der Schweiz zu schönster Namenvielfalt und Geschmacksfülle erblühte – Fendant, Perlan, Dorin. Man kann sich an ihrer Eigenschaft entzünden als Begleiterin zu gegrilltem Hummer, zu Meerfischgratin, zu Turbotpavé und zu Forellen »aux amandes«. Louis Bovards »Médinette«: ein Dufttraum nach Mandeln und geröstetem Brot, nach Tee und Honig; im Abgang ausladend und nachhaltig, spät sich entfaltend ein Bukett mit Noten von Haselnuß, Bienenwachs und eingemachten Früchten. »So viel...« – um mit Botho Strauß in seinem jüngsten Buch *Die Fehler des Kopisten* zu

reden – »So viel zu Lehr- und Wanderjahren der Geschmackspapillen...«

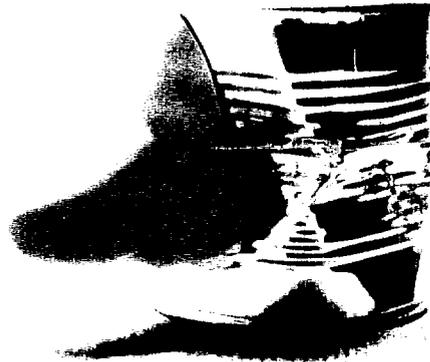
»Weinproben sind Sprachräusche«

Der vollkommene Mensch, ein Schmecker der Differenz: Es war Nietzsche, der in einer seiner Basler Vorlesungen aus den siebziger Jahren den Philosophen in seinem Wesen nicht durch Askese und Kontemplation definiert wissen wollte, sondern durch Sinnlichkeit und Geschmack, »am Leitfaden des Leibes«. Nur aus diesem Persönlichsten des unveräußerbaren Geschmacks lasse sich seine Vollkommenheit erfahren, »wie man von einem Gewächs auf den Boden schließt«, der es hervorgebracht. »Das griechische Wort, welches den ›Weisen‹ bezeichnet, gehört etymologisch zu *sapio* ich schmecke, *sapiens* der Schmeckende, *sisyphos* der Mann des schärfsten Geschmacks; ein scharfes Herausmerken und -Erkennen, ein bedeutendes Unterscheiden macht also, nach dem Bewußtsein des Volkes, die eigentümliche Kunst des Philosophen aus...«

Verkostungen von Wein: Es sind die Mikrozellen des Zivilisationsgeschehens. An

ihnen wird ablesbar, was Kultur ist und sein kann, was der Prozeß der Kultur. Es ist die Verwandlung materialer Wahrnehmung in den Rausch und in die Ordnung der Sprache, die erst Gesellschaft bildet. Weinproben sind Sprachräusche – das Chaos der Sinne, das zur Poesie wird, zum Erschaffen der Welt. Ethnologisch und psychoanalytisch gesprochen: Es ist die Inszenierung von Welt aus dem Konflikt von ›first contact‹ und ›déjà vu‹, von ungekannter Naturberührung und erinnerten Kulturmuster, aus dem Spiel zwischen dem Wein auf der Zunge und dem Wort im Kopf. Es ist ein Geschmack-Theater auf der Bühne der Differenzierungen, ein Drama der Produktion sozialer Energie. Ist es nicht auch so mit Prousts Madeleine, dem in Tee getunkten zarten Gebäck, aus dem die Erinnerungskathedrale der *Recherche*, ein Wunderwerk der Sprache und des Weltverstehens, hervorgetrieben wird, ein Wunderwerk der Selbstbildung eines Subjekts in seiner unverwechselbaren Eigentümlichkeit? Die Weinprobe – ein jährlich sich wiederholendes Frühlingsopfer, aus dem die Kultur immer von neuem entspringt.

Foto: Gerhard Neumann



RAUCHEN SIE KEINEN SINN.
SONDERN GESCHMACK.

BENSON & HEDGES SIMPLY GOLD

Die EG-Gesundheitsminister: Rauchen gefährdet die Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 10 mg. Nikotin und 13 mg. Kohlenstoffdioxid. Durchschnittswerte nach ISO.

Genießen lernen

Lernen Sie genießen!« Der uns das aus den Tiefen des ZEFF-Magazins zuruft, heißt Wolfram Siebeck und gilt hierzulande als der Nestor der professionellen Gourmets. Haben wir richtig gehört? Genießen lernen? Sollen wir schon wieder etwas lernen, ist es denn immer noch nicht genug? Warum, fragen wir uns, dürfen wir nicht so bleiben wie wir sind: träge, gutmütig, geschmacklich ungebildet, aber im großen und ganzen mit uns selbst und dem Leben zufrieden?

Ach, wenn wir nur so wären: trotz unserer offenbaren Mängel im Einklang mit uns selbst und mit unserem Los zufrieden! Aber längst ist das unglückliche Bewußtsein nicht mehr das unbestrittene Vorrecht der gebildeten Stände. Die quälende Erkenntnis des eigenen Ungenügens verdüstert heute auch Durchschnittsgemüter, hat sich tief ins Mark der breiten Mittelschicht gefressen. Uns treibt der Verdacht um, daß was uns schmeckt, uns eigentlich nicht schmecken sollte, daß wir, uns selbst überlassen und ohne professionellen Beistand, nur allzu oft auf beklagenswert niedrigem Niveau genießen.

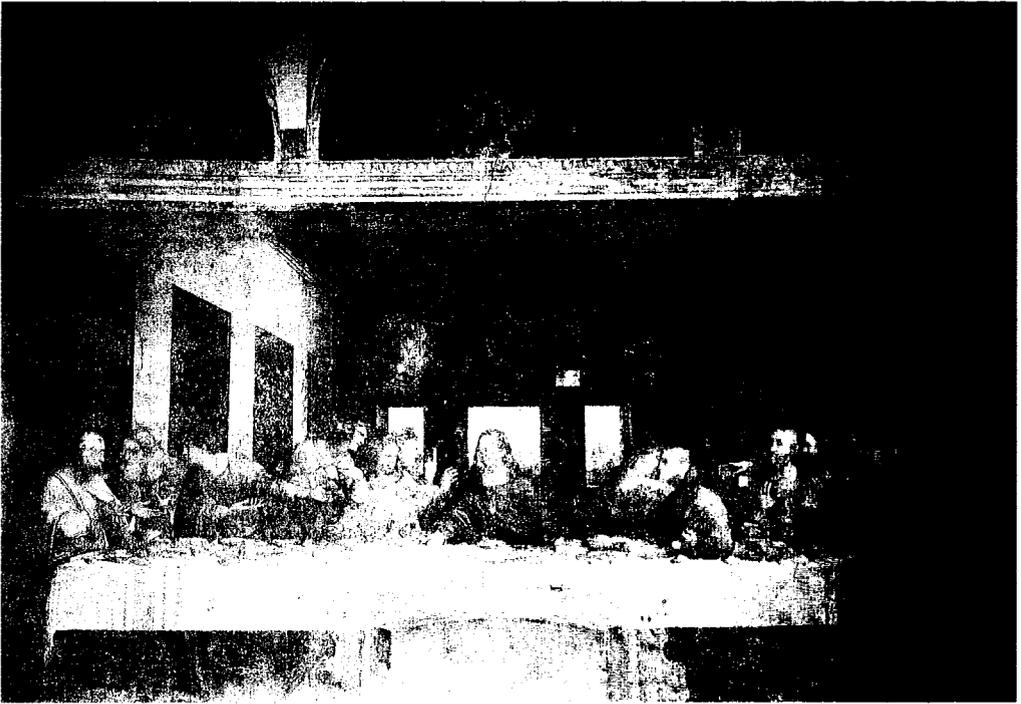
Biersche drinke, Kotlett esse, Nümmerche maache – wem genügte diese volkstümlich-rheinische Anleitung zum Lebensgenuß heute noch? Wir wollen, nein, wir müssen höher hinaus, auf die Gipfel des Genusses, die bisher nur von feinnervigen Ästheten und durchtriebene Schwerenöttern erklimmen wurden. Voller Mißtrauen gegenüber unseren groben Begierden, arbeiten wir unermüdlich an unserer Verfeinerung. Nach Trauer- und Liebesarbeit nun auch noch die Geußarbeit.

N. gilt in meinem Bekanntenkreis als Gourmet, wahrscheinlich sogar zurecht. Die wenigen Male, die ich bei ihm eingeladen war, haben mich jedenfalls gelehrt, daß ich noch einen weiten Weg zum kultivierten Genießer vor mir habe. Wenn ich bei ihm eintreffe, ist der Burgunder Jahr-

gang 83, »direkt vom Erzeuger«, bereits dekantiert und leuchtet mir aus bauchiger Karaffe verführerisch entgegen. Aber weil in diesem Haus nicht einfach Durst gelöscht, sondern kultiviert genossen wird, muß ich mich noch gedulden, was mir an sich nicht allzu schwer fällt, denn ich habe früh gelernt, um höherer Werte, nicht unbedingt um des größeren Genusses willen die unmittelbare Befriedigung meiner Gelüste hinauszuschieben.

N. schwenkt also die Karaffe, schnüffelt an ihrem Inhalt, nickt versonnen, als bestätige sich ihm eine lange gehegte Vermutung, und beginnt mit den Erläuterungen. Nur das Allernotwendigste, versteht sich: Lage des Weinguts, Lage der Lage, daß die Fässer aus bretonischer Eiche nach einmaliger Benutzung an zweitrangige Weingüter weiterverkauft werden, ein paar klärende Worte zur Bodenbeschaffenheit und zum Kleinklima, eine knappe Schilderung der kuriosen Umstände, unter denen N. – »Na, das ist nun auch schon wieder fünfundzwanzig Jahre her« – das Weingut des Monsieur S. in den Hügeln südlich von Beaune entdeckte, und schließlich – das auszulassen, wäre unverzeihlich – die köstliche Geschichte von dem verrückten amerikanischen Millionär, der in jedem Hotel der Welt, in dem er abzusteigen gedachte, vorab einige Flaschen 1926er Grand cru aus den Kellern des Monsieur S. deponieren ließ, weil er ohne diesen aphrodisischen Beistand den Ansprüchen seiner Mal um Mal jünger werdenden Gemahlinnen nicht zu genügen vermochte...

Ich weiß, daß es gegen mich spricht: aber immer wenn wir schließlich anstoßen und ich, N. folgend, den Wein sich über Zunge und Gaumen bedächtig ausbreiten lasse, habe ich das Gefühl, dem mir gebotenen Genuß nicht gewachsen zu sein. Ich sehe, wie N. für einen kurzen Moment die Augen schließt, wie er prüfend innehält und dann ein tief innerliches Strahlen sein Gesicht erleuchtet, und



Letzte Blicke, heiliges Brotbrechen. Leonardo da Vincis »Das Abendmahl«.

Foto: AKG, Berlin

weiß, daß ich nie jene Gipfel des Genusses erreichen werde, die ein Gourmet von seinem Schlag im Handstreich nimmt.

Am guten Willen liegt es nicht. Geradezu streberhaft versuche ich der höheren Genüsse teilhaftig zu werden. Ich lese die einschlägigen Zeitschriften, halte mich an Siebecks Ratschläge, meine spontanen Regungen habe ich nahezu vollständig unter Kontrolle, den Griff nach der Bierflasche zum Beispiel, die ich nur allzu gern direkt an den Mund setzen würde, wenn ich durstig nach Hause komme. Kann es sein, daß ich aufgrund meiner bäuerlich-kleinbürgerlichen Herkunft für die raffinierteren Genüsse einfach zu grob gestrickt bin? Oder sollten gar – zumindest für mich – die einfachen Genüsse die wahren Genüsse sein?

Seit eh und je wird das Abendland von zwei gegensätzlichen Thesen in Atem gehalten: die eine besagt, daß das Heil allein im Raffinement zu suchen sei, die andere empfiehlt edle Einfachheit, Schlichtheit und Natürlichkeit. Der Haken ist freilich, daß auch Schlichtheit und Natürlichkeit, erst

recht edle Einfachheit, erarbeitet werden müssen. Wir sind viel zu weit vom Ursprung entfernt, zu sehr durch das Gift der Zivilisation verdorben, als daß wir uns einfach gehen lassen, einfach drauflos essen und trinken könnten, wie uns der Schnabel gewachsen ist.

Das Glück früherer Menschheitstage

Mein Freund B. hat ein Haus im Norden Umbriens, ein einfaches Haus, am Hang über einem Dorf in den Pinien gelegen, karg möbliert, Steinfußböden, die Wände weiß gekalkt. Am Abend gibt es Brot, Käse und Wein. Alles aus der Region, wie er mir beiläufig erklärt: Bauernbrot, Bauernkäse, Bauernwein. Der Wein kommt im Steinkrug auf den Tisch, ist gelblich und wird in großen Schlucken getrunken. Der Käse, ein harter Schafskäse von bröckeliger Konsistenz, wird in Stücke zerteilt aus der Hand gegessen. Das Brot...

Man muß gesehen haben, wie B. den Brotlaib mit dem Messer in dicke Schei-

ben zerlegt, um zu ahnen, was das heißt: Natürlichkeit. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Es ist eine heilige Handlung. Mit vollendeter Grazie hält er den Brotlaib mit der einen, führt er das Messer mit der anderen Hand, sein andächtiges Gesicht durchströmt vom Glück früher Menschheitstage. Nie habe ich meine Unzulänglichkeit deutlicher empfunden, als in diesem Augenblick. Diese Hingabe, dieses selbstverständliche In-der-Welt-Sein, dieses schlichte, naive Glück – dergleichen, ich ahne es, ist mir für immer verwehrt.

Den höheren Ehrgeiz hat mir meine holländische Mutter eingepflanzt, auch wenn sie dabei nicht unbedingt an Höchstleistungen im Genießen dachte. Mein Vater war Österreicher und somit eher einer gewissen Schlampigkeit verpflichtet. Ob er in seiner elegisch getönten Antriebsschwäche vielleicht der glücklichere war? Wenn ich im Fernsehen die ständig positiv denkenden jungen Menschen sehe, die laufend neue Genußrekorde aufstellen, dann kommt mir gelegentlich dieser ketzerische Gedanke.

Aber natürlich weiß ich, daß das im Grunde nichts als eine ziemlich primitive Retourkutsche ist, mit der ich nur vom eigenen Versagen ablenken will. Und außerdem ist es Kulturpessimismus, der nun wirklich nicht in unsere Zeit paßt. Also wird mir wohl nichts weiter übrig bleiben, als mit Wolfram Siebeck das Genießen zu lernen. Denn bei aller elementaren Unsicherheit weiß ich doch eins ganz gewiß: daß ich so, wie ich bin, nicht bleiben kann.

Ich werde also fortfahren, an meiner Verfeinerung zu arbeiten, oder im Gegenteil versuchen, schrittweise die ursprüngliche Natürlichkeit zurückzugewinnen. Wahrscheinlich wird es dabei nicht ohne Rückschläge abgehen. Vermutlich werde ich zwischendurch, weil man ja gerade in Genußdingen so schwer aus seiner Haut kann, immer mal wieder heimlich eine Bratwurst mit Pommes vom Pappsteller essen und ein Bier aus der Flasche trinken – aber immer mit schlechtem Gewissen. Und vielleicht erhöht das sogar den Genuß.

GESPRÄCH MIT
JEAN-CLAUDE BOURGUEIL

»Geschmack ist wie ein
Computer...«

Mit dem Düsseldorfer Drei-Sterne-Koch Jean Claude Bourgueil (»Zum Schiffchen«) unterhielt sich Michael Köhler; selbst ausgebildeter Koch, über Theo Waigels Genußfeindlichkeit, über grand cuisine und Schweinskopfsülze, über Politik und Essen.

NG/FH: Den Deutschen sagt man nach, sie seien genußfeindlich. Sie sind lange im Geschäft und einer der prominentesten französischen Köche in Deutschland. Waren die Deutschen möglicherweise immer schon Genießer und wußten es nur nicht?

Bourgueil: Was ich den Deutschen vorwerfen kann, ist diese Geradlinigkeit, diese Sturheit, diese Gründlichkeit von der Mentalität her. Das überträgt sich überall. Man weiß ja, daß in Deutschland das Beamtentum sehr ausgeprägt ist, ausgeprägter als anderswo. Deswegen hat das zu größeren Problemen geführt, in der Geschichte und auch in der Küche. Man sieht es jetzt an den Steuerhinterziehern, daß die Deutschen, die früher mal über die Italiener gelacht haben, es heute fast genauso machen. Sagen wir mal so, sie sind kreativer geworden in ihrem Leben. Das finde ich schon einmal sehr gut. Sie kommen den südlichen Ländern näher in ihrer Lebensgestaltung.

NG/FH: Das Wort ›Genuß‹ hat in der deutschen Sprache einen etwas unsittlichen Klang. Bei Schiller heißt es z. B., erst komme die Sittlichkeit und dann die Sinnlichkeit. Und Genuß assoziiert man, wie sie zurecht sagen, mit den mediterranen Völkern. Bei uns hat Genuß immer etwas mit schlechtem Gewissen zu tun.

Bourgueil: Ich glaube nicht, daß das zutrifft. Genuß gab es in Deutschland immer. Es gibt in allen Ländern der Welt immer eine Schicht, auch schon vor 500 oder 1.000 Jahren, die genossen hat. Die

Reichen, die Adelligen, die Kaufleute, diese Leute haben immer genossen. Genuß kostet nun mal Geld.

NG/FH: Ist die Küche im 20. Jahrhundert, was Schiller im 18. Jahrhundert war, eine ästhetische Erziehung, eine Erziehung zum Genuß?

Bourgueil: Ästhetik gehört auch zum Genuß, wie alles. Genuß betrifft ja nicht nur den Gaumen, sondern auch die Augen, das Hören von Musik, das Betrachten der Malerei. Ich glaube, der Genuß hat sich sehr verbreitet durch die Medien. Sehr viele Menschen in Deutschland kochen zu Hause und nicht nur unbedingt wohlhabende Leute.

NG/FH: Einer Ihrer Kollegen, Vincent Klink aus Stuttgart, hat mir vor drei Jahren mal gesagt: »Im Grunde ist unsere Küche verarmt. Wir können keine Innereien mehr servieren, weil es Hemmschwellen und Tabus wegen

der Schadstoffbelastung gibt. Wir können nur noch ein bißchen Geflügel, Taube, Filets, ein bißchen Fisch servieren und dann ist Schluß.« Er sieht also eine gewisse Verarmung typisch regionaler und deutscher Traditionen. Sehen Sie das ähnlich, oder würden Sie dem widersprechen?

Bourgueil: Also ich kann da im Ganzen nicht zustimmen. Es ist richtig, daß man-

che Gäste z. B. Angst vor Kalbsbries oder ähnlichem haben. Aber das ist die negative Seite der Medien. Das ist genauso, als wenn ich sage: Rauchen ist ungesund. Aber wenn Sie eine Zigarette pro Tag rauchen, ist das sicher nicht negativ.

Das Problem unserer Gesellschaft ist es, zuviel zu konsumieren. Das ist der Unterschied zwischen Massenkonsum

und Kultur. Die kultivierten Leute haben früher in Maßen genossen. Man hat eine Zigarre geraucht, aber nicht drei hintereinander. Man hat nicht eine Zigarre angezündet und dann zur Hälfte in den Aschenbecher gedrückt. Das war ja zu wertvoll. Unabhängig vom Preis gibt es einen gewissen Respekt vor der Materie. Der beste Tabak der Welt, ob man will oder nicht, kommt aus Kuba. Nicht einmal aus ganz Kuba, sondern es gibt in Kuba zwei Lagen, also wie Weinlagen, wo dieser beste Tabak herkommt. Es gibt

dort ein spezielles Mikroklima, und der liebe Gott hat wahrscheinlich die Finger dran. Ich finde auch, daß dies eine handwerkliche Arbeit ist, die Zigarren per Hand zu rollen. Das erfordert Respekt. Das ist wie ein Gemälde, ein besonderes Gemälde.

NG/FH: Es gibt eine Unterscheidung, die geht auf Jean Anthelme Brillat-Savarin zurück und ist 150 Jahre alt. Er schrieb



Seit Eva in den Apfel biß, hängt viel vom Essen ab: Drei-Sterne-Koch Jean-Claude Bourgueil

damals: »Man wird Koch. Zum Bratkünstler ist man schon geboren.« Man sagt: In Frankreich wird gekocht, in Deutschland gebraten. Ich meine, das trifft immer noch zu. Wie sehen Sie das?

Bourgueil: Man kann kochen lernen. Braten ist eine technische Sache und erfordert sehr viel Gefühl. Und entweder man kann braten oder nicht.

NG/FH: Ich meine nicht die technische Seite, sondern den kulturellen Unterschied. Es gibt in Frankreich sehr viele Terrinen, Suppen oder Eintöpfe, auch einfaches bäuerliches Essen. In Deutschland sehe ich das nicht so. Sind wir eine Schweinefleischkultur?

Bourgueil: Schweinefleisch kann auch sehr schön sein, wenn sie ein gutes Schwein haben. Heute werden nur Massen produziert. Sie sehen das ja mit dem BSE-Fleisch. Die Menschen sind selber schuld. Man will nichts bezahlen. Da werden die Tiere noch mit den eigenen Knochen gefüttert, weil es Geld bringen muß, und es darf nichts kosten. Das ist das Problem. Das ist schon tragisch, aber ich bin der Meinung, es gibt in Deutschland auch eine Eßkultur, nur anders.

Es gibt in Frankreich im Endeffekt zwei parallele Eßkulturen. Es gibt die haute cuisine, es gibt aber auch die einfache regionale Küche, wie es sie in Deutschland auch gibt, Sauerbraten z. B. und Labskaus, Cassoulet in Frankreich. Diese Küche gibt es in der ganzen Welt. Sie haben in Brasilien chili con carne. Das sind Produkte, die von den armen Leuten früher geschaffen wurden, um besser zu essen. Weil sie ja wenig hatten. Die Menschen hatten ja kein Kino, kein Fernsehen, sie hatten gar nichts. Der Spaß des einfachen Volkes war es, am Tisch zu essen, am besten zu Hochzeiten oder so etwas. Das war praktisch der Luxus der kleinen Leute.

NG/FH: Ein uraltes Vorurteil, Sie werden es hundert mal gehört haben: Kommen nur die Wohlhabenden zu Ihnen?

Bourgueil: Bei uns gibt es schon eine Mischung, was Gäste anbetrifft. Es kommen sehr reiche Leute; Leute aus dem Mittelstand. Und manchmal – wie bei uns in Frankreich – kommen allmählich auch

in Deutschland Gäste, die sich das einmal zum Hochzeitstag leisten wollen. Und das finde ich sehr schön. Das ist unsere Stärke. Bei uns gibt es keinen Unterschied zwischen Stammgästen und normalen Gästen. Es gibt keinen Unterschied zwischen einem Milliardär und einem normalen Bürger. Jeder wird gleich gut bedient. Es ist aber ein Irrtum zu glauben, daß ein Milliardär, weil er sehr viel Geld hat, das Geld auf den Tisch schmeißt und die teuersten Weine trinkt. Das ist total falsch. Das habe ich hier im Beruf gelernt, daß die Milliardäre sehr bescheiden leben.

NG/FH: Bescheiden oder geizig?

Bourgueil: Ich denke, daß sie sehr bescheiden leben. Die freuen sich über Kleinigkeiten, freuen sich auf schmackhafte Sachen. Man könnte glauben, daß diese Leute jeden Tag Kaviar essen. Das stimmt so nicht. Diese Leute sind ja meistens streng erzogen worden. Die ganze Familie sitzt am Tisch und solange Vater nicht anfängt zu essen, rührt da keiner den Löffel an.

Doch lassen Sie mich noch einmal auf die zweite Küchenausrichtung in Frankreich zurückkommen. Die Parallelküche zum regionalen Essen, die weltberühmt wurde, das ist die Küche Auguste Escoffiers. Sie hat angefangen mit Antonin Carême, der damals für Talleyrand gekocht hat. Diese Leute haben eine Parallelküche entwickelt für die gehobene Klasse. Eine geschnörkelte Küche mit sehr viel Präzision, sehr viel feinen Sachen. Meine Mutter hat noch nie Escoffier gekocht und noch nie Escoffier gegessen. Also man darf nicht denken, die Franzosen essen Luxus zu Hause. Das ist falsch. In Deutschland hat der Krieg auch sehr viel Tradition kaputtgemacht. Nach dem Krieg wurde so schnell alles amerikanisiert, daß die ursprüngliche deutsche Tradition verlorengegangen ist. Aber schauen Sie mal, Sie haben heute in jeder Stadt in Deutschland mindestens zehn Griechen, sie haben asiatische Restaurants und alles mögliche. Aber keiner ist in der Lage, ein anständiges deutsches Restaurant zu betreiben. Aber ich mache mit Ihnen eine Wette: Ich mache eine

Gaststätte auf, da suche ich mir das Bier aus, da mache ich meine Schweinskopfsülze selbst mit anständigen Bratkartoffeln. Der Laden ist jeden Tag voll. Nur die deutschen Wirte sind meistens zu faul, nicht alle, aber im allgemeinen. Sie sind schlechte Handwerker. Sie kaufen am liebsten alles fertig. Das Handwerk geht ja sowieso verloren, nicht nur in der Gastronomie.

NG/FH: Ich mache manchmal einen Test mit Freunden. Ich frage: »Nenn mir mal fünf Fette« oder »Worin machst Du Eier speisen?«. Dann weiß schon keiner mehr, was los ist. Das hat auch etwas mit Tradition zu tun oder mit Freude am Material.

Bourgueil: Das ist die grüne Küche, da fängt die Kochkunst erst an, wenn Sie eine Verbindung zur Natur haben, Respekt vor der Materie. Wenn ich z. B. einen Steinbutt bekomme, der nicht nach meiner Auffassung ist, wenn also der Händler versucht, mir zweite Qualität anzudrehen, dann bin ich für den ganzen Abend sauer. Da bin ich empfindlich. Das hat auch mit dem Alter zu tun. Nach einer gewissen Zeit werden Sie sauer. Und dann muß man das irgendwie zurück-

schicken und wir haben das Produkt nicht da. Wenn Sie jeden Tag mit diesem Produkt arbeiten, wenn Sie gute Produkte haben und kochen, dann ist das Hobby, das ist Spaß. Und wenn ein Lieferant seine Arbeit nicht gut macht, verdirbt er Ihnen den Spaß.

NG/FH: Es gibt jemanden, der Ihnen auch den Spaß verdorben hat, und der heißt Theo Waigel.

Bourgueil: Ich glaube nicht, daß Theo Waigel selbst ein Genußmensch ist, das sieht man ihm an. Theo Waigel hat selber viele Probleme und versucht mit Methoden, überall Geld zu plündern, die an das Mittelalter erinnern. Letztes Jahr hatten wir eine Steuerprüfung ohne jeglichen Grund. Das war wirklich wie eine Inquisition. Ich weiß nicht, vielleicht haben die etwas gegen Drei-Sterne-Restaurants. Und dann haben sie bei der Prüfung nichts gefunden. Das war die zweite Prüfung in drei Jahren, und sie haben nichts gefunden. Dann haben sie mich belastet, und nicht nur mich, das ist auch noch eine Beleidigung für mein Personal. Sie verlangten von mir, daß ich 15 Prozent Mehrwertsteuer auf die Trinkgelder zahle, be-

Kulinarisches Stilleben mit Koch, Dieb, Frau und Liebhaber aus dem Film von Peter Greenaway

Foto: Cinetext, Frankfurt



vor sie versteuert werden mit den Löhnen. Das ist doch übertrieben. Wissen Sie, in Frankreich könnte man das nicht machen. Das ist ein Eingriff in die Privatsphäre. Wenn sie einem Kellner oder einer netten Bedienung fünf Mark auf den Tisch legen, und der muß davon die Mehrwertsteuer abführen und das noch mit dem Lohn versteuern, ist das nicht sozial. **NG/FH:** Womit muß ich rechnen, wenn ich zu Ihnen komme?

Bourgueil: Sie müssen pro Person mit zweihundert Mark rechnen für ein sechsgängiges Menü mit einem guten Wein. Wir sind schon preiswert, deswegen ist der Laden auch voll. Die Produkte, die wir verarbeiten, die gibt es ja nicht irgendwo zu kaufen. Wir kaufen schon allein für dreitausend Mark Käse im Monat. Ich sprach vorhin von diesem bretonischen Steinbutt, da kostet ein Tier von zehn Kilo fünfhundert Mark. Sechzig Prozent ist Abfall. Das kostet viel Geld, das ist Luxus. Wenn sie bei mir ein Stück Steinbutt essen, das kostet zwar viel, aber kalkulationsmäßig ist es preiswerter als eine Bockwurst. Wenn ich das so kalkulieren würde wie eine Bockwurst, nach dem was drin ist und nach der Gewinnspanne, dann wäre der Laden hier leer. Aber das war immer so. Die Leute, die teurer essen, essen im Endeffekt immer am preiswertesten.

NG/FH: Soviel ich weiß gibt es in Tours, an der Loire, seit kurzem eine Geschmacksschule, weil man nämlich in Frankreich festgestellt hat, daß die Kinder in der Schule eine frische Ananas von einer Dosenananas nicht unterscheiden können.

Bourgueil: Hätten Sie das mit sechs Jahren unterscheiden können? Also ich nicht. Heute wird so viel PR und Blabla gemacht in der Presse. Ein Kind heute will einen Big Mac oder geht Spaghetti essen, und dann irgendwann ißt es ein Lammcarré irgendwo. Und wenn das Kind dreißig oder vierzig ist, kommt es zu uns. Das war immer so. Sie sehen selten Leute unter fünfzig in Sterne-Restaurants. Es wird sogar von Fachzeitschriften geschrieben, in den Sterne-Restaurants gibt es keine jungen Leute. Die haben ganz

andere Interessen. Wir haben junge Leute, die kommen mit ihren Eltern. Wenn die einen Hochzeitstag haben, kommen die Kinder mit. Warum gibt es Kunstgenießer erst ab einem gewissen Alter? Es gibt keinen Zwanzigjährigen, der zwei Stunden im Louvre in Paris vor einem Gemälde sitzt. Aber ein Siebziger oder ein Fünfziger, der sitzt gerne eine Stunde vor einem Gemälde. Das ist das gleiche. Der Gaumen eines Kindes ist zwar total rein, aber das muß ja geschult werden. Ein Kind hat einen reinen Geschmack und hat auch reine Gedanken. Deswegen bringen Kinder manchmal Sätze, daß die Eltern staunen, weil sie praktisch noch auf neutralem Boden sind. Sie sind noch nicht so beeinflusst vom Leben.

Das ist eine philosophische Sache, das hat mit der Küche nichts zu tun. Der Geschmack ist wie ein Computer. Wenn er zuviel belastet wird, dann stürzt er ab.

WIELAND FREUND

Thanatos' Kraut

Erst Feuer, dann Asche. Genuß ist gefährlich. Maß zu halten, predigen nur die Mittelmäßigen. Am exzessiven Ende des Genießens lauern Leberzirrhose, Lungenkrebs, Fettleber und Karposi-Sarkom. Genießen heißt verbrennen. Genuß ist Verschwendung. Die Zigarre mit einem großen Geldschein zu entzünden, ist schlicht konsequent, wenn auch wenig subtil. Die abbrennende Zigarette ist das Emblem des Genießens. Von ihr bleibt ein wenig verbrauchte Luft, die der Wind ebenso vertreibt wie er die Asche fortträgt, den ungenießbaren Rest. Genuß ist nicht natürlich. Wer ihn mit Natürlichkeit verwechselt, etwa indem er Bauernbrot und Landwein für ursprünglich verklärt,



Rauchen ist wunderbar dekadent...

Foto: Arens/Voller Ernst

arbeitet totalitären Puritanern und hysterischen Asketen in die Hände. So jemand weiß nichts vom Tabak.

Tabak wird künstlich gefeuchtet, gelöst, gemischt, gesoßt, geschnitten, geröstet und flavorisiert. Tabak ist ein Kulturprodukt. Sein Genuß ist so wenig natürlich wie der Jahrzehnte alten, dekantierten Weins oder marinierten Lammrückens. Doch während Grand cru, gehobelter Trüffel und die Missionarsstellung wenigstens ihren Ursprung im Zweck der Erhaltung des einzelnen oder der Sippe finden, war das Rauchen immer schon zweckfrei. Es ist deshalb die konsequenteste Form des Genusses, weil es kein Objekt hat. Gourmets können sich zumindest einreden, sie genossen eine Speise oder ein Getränk. Zigaretten kann man nicht genießen. Wer raucht, genießt den Genuß. Rauchen ist objektflos. Es meint sich selbst und ist mithin Kunst. Mit einer Hoyo de Monterrey Epicure Nr. 2 unter der Nase mag das auch dem Bildungs-

bürger einsichtig werden. In Wahrheit aber vollendet sich die Kultivierung des Tabaks in der maschinellen Fertigung der Zigarette. Erst mit ihr, natürlich einem Kind des Jahrhunderts der Eisenbahn und der Fotografie, komplettiert sich die Künstlichkeit. Wer raucht, löst sich von der Natur, auch indem er sie und sich damit verbrennt. Vor allem aber, indem er ihr eines unwiderrufliches Gesetz leugnet, das der allesvernichtenden Zeit.

Die Zeit der Zigarette

Der Tabak kommt mit dem selbstbewußten Menschen in die Welt. Gleichzeitig mit der menschlichen Selbstermächtigung in der Renaissance beginnt die Geschichte des Rauchens. Die entfremdende Moderne beginnt mit zwei Revolutionen. In Frankreich kämpft man für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Tabak. In Virginia erheben sich die Tabakhändler. Im Juni 1848 zerschießen rauchende Revolutionäre die Uhren der Stadt Paris. Baudelaire hat das ebenso beobachtet wie er die Nutten im Neunten Arrondissement beobachtete, »in verzweifelten Haltungen der Langeweile, träge mit männlichem Zynismus Zigaretten rauchend, um die Zeit totzuschlagen«. Das ist genau gesprochen: Man raucht nicht, um die Zeit zu vertreiben, sondern um sie zu töten. Der Raucher rebelliert gegen die Uhr. Eine Zigarette dient der Gewinnung von Eigenzeit. Solange man sich ihrer bewußt ist, hält sie als Anker die Zeit an. Kontraproduktiv dagegen die Zigaretten, die der Kettenraucher überhaupt erst bemerkt, wenn es Zeit wird, sie auszu-drücken. Doch der Weg aus diesem Dilemma führt nicht zurück ins Mittelmaß. Wenn jede von vielen täglichen Zigaretten die Aura des Besonderen braucht, braucht es einen Trick. Der Dandy und Romancier Italo Svevo mag als sein Erfinder gelten. Wie seine Romanfigur Zeno rauchte er täglich mehrfach seine letzte Zigarette. Ein verstohlener Blick in sein Tagebuch, für eine Geliebte geführt: 11. Februar 1896: »Während ich warte, will

ich dir sagen, daß ich nach vielen, so vielen Versprechungen jetzt, in diesem Augenblick, meine letzte Zigarette geraucht habe.« Später am selben Nachmittag: »7 Minuten vor 4, rauche immer noch, immer noch und immer wieder zum letzten Mal.« 13. Februar 1896: »Gestern habe ich Livia versprochen, nicht mehr zu rauchen.« Später am selben Nachmittag: »Dank dieses Ausbruchs, mit deiner Erlaubnis, habe ich zum letzten Mal geraucht, und laß uns nicht mehr darüber sprechen.« 19. Februar 1896: »Die Zigarette, die ich gerade rauche, ist die letzte Zigarette!« Letzte Worte, letzte Küsse, letzte Blicke: Zufälle der Zeitlichkeit. Anders letzte Zigaretten. Man inhaliert sie im festen Wissen um ihre einmalige Bedeutsamkeit, um das grausige Gesetz des Niemals-wieder und profaniert dieses unumstößliche Gebot in der steten Wiederholung des eigentlich Einmaligen. Der Raucher letzter Zigaretten löscht die Zeit, indem er als Raucher immer schon an ihrem Ende steht und doch eigenmächtig über ihr neuerliches Beginnen befindet. Tabak ist ein Zeitzauberkraut.

Am Anfang vom Ende der Götter

Wie Prometheus den Göttern das Feuer stahl, stiehlt der Raucher den Tabak dem eigentlichen Gebieter über die Zeit. Tabak ist ein Nachtschattengewächs. Es gehört den Zwillingssöhnen der Nacht zu: Thanatos, dem Tod, und Hypnos, dem Schlaf. Der Raucher ist keck genug, es gerade deshalb gegen diese unheilvollen Brüder zu wenden. Denn die Zigarette entgegnet der aufkommenden Müdigkeit ebenso wie der Anwandlung von Todesgedanken. Rauchen ist eine karnevaleske Geste. Diese besondere Zigarette nach einem opulenten Mahl, die, von der jeder Raucher schwärmt, ist nichts anderes als die Fortsetzung eines oralen Triumphs. In ihm hatte der Esser die Welt verschlungen, der er sich sonst unterlegen weiß, schlicht weil er sterblich ist. Nun aber



... und macht »unverwundbar«

Foto: AKG

war es ihm gelungen: Er triumphierte, weil er aß und nicht gegessen wurde. Ein Triumph, den die Zigarette in einem Akt der Tollkühnheit krönt. Denn mit ihr beginnt der vermessene Raucher, Thanatos zu provozieren. Jeder Raucher weiß um die tödlichen Folgen seiner Sucht. Wer 300 000 Zigaretten geraucht hat, weniger als fünfzig am Tag über zwanzig Jahre, erkrankt todsicher an Krebs. Zu rauchen bedeutet schlichtweg, dieses Gesetz so wenig zu akzeptieren wie seine schließliche Begründung, die Endlichkeit überhaupt. Der heimliche Glaube an die irdische Unsterblichkeit ist die *conditio sine qua non* des Rauchens. Deswegen beginnt die Geschichte des Rauchens am Anfang vom Ende der Götter. Kopernikus und Galilei: sie müssen Freunde des Tabaks gewesen sein. Darwin wird bereits Zigarette geraucht haben. »Von einer, die vom schwarzen Rauche raucht, / Weiß man: sie ist jetzt auf das Nichts vereidigt«, dichtet Bert Brecht, der nur deshalb die Erd-

beben, die da kommen werden, nicht fürchtet, weil er seine Virginia nicht ausgehen lassen wird.

Das Zutrauen der Mönche, die Geste der Huren

Wo der Tod nah ist, braucht es den Tabak. Gegen Thanatos hilft nur Thanatos' Kraut. Sir Walter Raleigh schritt rauchend zu seiner eigenen Hinrichtung. Die Pfeife fiel erst in dem Moment aus seinem Mund, als sein Kopf zu Boden fiel. Remarque berichtet, daß, wenn Zigaretten verteilt wurden, die Schlacht bald begann. Der General John J. Pershing antwortete dem Kriegsminister auf die Frage, was es brauche, den Krieg zu gewinnen: »I will tell you, we need tobacco, more tobacco – even more than food.« Der Krieg fördert den Zigarettenkonsum nicht, weil im Vergleich zu seinen Gefahren ein wenig Nikotin sich harmlos ausnimmt. Soldaten rauchen vielmehr, um sich unverwundbar zu machen. Wer es wagt, Thanatos' Kraut zu inhalieren, was soll dem Thanatos selbst noch anhaben können, geschweige denn eine tiefer angesiedelte Autorität: 1631 verbot das Pariser Parlament den Häftlingen, Kandidaten zur Besserung, das Rauchen.

Ein zynischer Aphoristiker jüngst vergangener Tage, Emile Cioran, der aufgrund seiner beispiellosen Gottlosigkeit Thanatos wie nichts auf der Welt zu fürchten hatte, bewunderte in früher Jugend jene Mönche Ägyptens, die sich derart in ihr Schicksal zu fügen vermochten, daß sie zu Lebzeiten ihr eigenes Grab aushoben. Er eilte, weil er den Mönchen nicht nacheifern konnte, zu den irdischen Engeln in die Hurenhäuser. Sie konnten ihm nicht wirklich helfen, denn auch in ihren Armen lauerte nur die Endlichkeit. Dennoch wiesen sie ihm den Ausweg. Denn wie bereits zu Zeiten des Tabakfreundes Baudelaire rauchten sie, während sie sich auf den Trottoirs feilboten. Und so lernte unser Aphoristiker das Zutrauen der Mönche mit der Geste der Huren zu verbinden. Er imaginierte, sein Grab auszuheben, nur um eines Aktes der Verachtung willen: Er wollte seinen Zi-

garettenstummel hineinwerfen. In dieser Geste liegt vielleicht die Essenz des Rauchens verborgen: die Verächtlichkeit. Ihr Meister kam zeitgleich mit dem Tabak ins Abendland. Sein Name war Don Juan. Als Thanatos ihn in Gestalt des Komturs holen kam, das läßt sich beim Zeugen Molière nachlesen, sprach er, nichts bereuend: »Mein ganzer Körper wird ein flammender Scheiterhaufen!« Der Mythos von Don Juan ist ein Mythos vom meisterhaften Rauchen. Vor ihrer Zeit trat die erste Zigarette auf das Theater. Thanatos entzündete sie. Mit Don Juan brannte sie ab.

MAREN KEBBEL

In Morpheus' Armen

Über den Schlaf

Kann man der Wirklichkeit den Zauber abgewinnen, den die Phantasie uns gewährt? Die Übergangsphase zwischen Wachen und Schlafen läßt Konturen verschwimmen. Gewohntes stellt sich in Frage – wie im Zwielficht am Strand, wenn plötzlich der eigene Schatten schwindet. Trotzdem bleibt das Ich noch materiell, die Auslöschung des Raumes währt vielleicht eine halbe Stunde, bis die Dunkelheit wieder klare Tatsachen schafft. Man kann die Ungewohntheit des Einswerdens mit der Umwelt gerade deswegen genießen, weil man um die zeitliche Begrenztheit weiß. Wäre der Zustand real, würde er panische Angst auslösen...

Auch das Genießen selbst ist nur von kurzer Dauer, ein Ausnahmezustand wie Freude und Angst. Will man Genießen als Dauerzustand künstlich herbeiführen, so zerrinnt es wie Sand zwischen den Fingern. Der Märchen-Kaiser Allmacht feierte so gerne seinen Geburtstag, daß er in

seinem Reich ausrufen ließ, er habe ab sofort jeden Tag Geburtstag. Nach einem Jahr – sein Leben bestand nur noch aus Sahnetorten und Luftballons – ward er der ewigen Wiederholung so überdrüssig, daß er sich das Leben nahm. Gewöhnung ist der Feind des Genusses.

Die wohl berühmteste Langschläferin sollte eigentlich durch böswilligen Zauber getötet werden. Eine gute Fee jedoch wandelte den Bannspruch in 100jährigen Schlaf um. Langer, komatöser Schlaf als Abmilderung des Todes, der das Bewußtsein gänzlich auslöscht, wird hier nicht als unendlicher Genuß, sondern als hohe Strafe verstanden.

Die Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod in bezug auf die Ausschaltung des Bewußtseins wird auch in der Apologie des Sokrates deutlich. Sokrates, von den Bürgern Athens wegen angeblicher Verlotterung der Jugend zum Tode verurteilt, stellt in seiner Rede dar, daß der Tod für ihn gar nicht das Strafausmaß habe, das von seinen intriganten Gegnern für ihn vorgesehen war. Entweder, so Sokrates, komme er in den Hades und könne dort die Bekanntschaft der Personen machen, die er immer schon befragen wollte – wie Homer –, oder er fiele in einen immerwährenden Schlaf. Und was sei schöner, als ein erholsamer Schlaf, ein Zustand der ewigen Entspannung, in dem es weder Höhen noch Tiefen gibt.

Spätestens seit Sigmund Freud weiß man, daß der Mensch im Schlaf Höhen und Tiefen empfindet. In den Träumen verarbeitet das Unbewußte Tageseindrücke und lange Verdrängtes. In Morpheus' Armen kann man sich so wohl fühlen, daß man nicht mehr in die triste Wirklichkeit auftauchen möchte. Man



Ruhe sanft. »Iris und Morpheus« (1811), der Gott des Schlafs und der Alpträume, von Pierre-Narcisse Guérin. Foto: AKG/Erich Lessing

kann aber auch von vielköpfigen gefräßigen Monstern durch dunkle, nach Schwefel riechende Labyrinth gejagt werden, die frappierende Ähnlichkeit mit Universitäten oder Zahnarztpraxen haben. Schweißgebadet schreckt man aus dem Schlaf hoch, tastet über die Bettdecke und läßt sich von der Digitalanzeige des Radioweckers beruhigen. Nur ein Traum. Oder vielleicht doch nicht? Der Geruch scheint noch in der Luft zu liegen, tagsüber erschrickt man, wenn man von hinten angesprochen wird. In so einer Situation wird man die Frage, ob Schlafen ein Genuß sein, nur müde lächelnd beantworten mit einem »Manchmal«.

Fragt man einen aus dem Koffer lebenden Topmanager oder eine berufstätige

Das Meer-Genießen

Mutter, die sich im Dauerstreß befindet, was sie unter den Alternativen Konzert, stilvolles Candlelight-Dinner oder garantiert ungestörter 10-Stunden-Schlaf wählen würden, so würden sie sich für das letztere entscheiden. Gibt es einen höheren Genuß als die Vorfreude auf Ruhe, das Gefühl, wenn der Körper sich entspannt und der gestreßte Geist die Last des Alltags abwerfen kann?

In unserer hochtechnisierten Leistungsgesellschaft, in der der einzelne, um seinen hart erkämpften Platz nicht zu verlieren, ständig produktiv sein muß – nach der Maxime: »Time is cash, time is money« –, ist der Schlaf schon seit längerem als überflüssig gebrandmarkt. Clevere Erfinder haben in der Zeit, die man verschläft, ein Potential entdeckt, das es gewinnbringend auszunutzen gilt. Sie appellieren an das schlechte Gewissen des modernen Menschen mit dem Horror-szenario, er verschlafe im Schnitt 25 Jahre seines Lebens.

Als Abhilfe werden die Methoden des »Powerschlafs« angepriesen: »Holen Sie sich durch den fünfminütigen Büroschlaf die Energie, für die Sie sonst etwa drei Stunden Nachtschlaf benötigen.« So ließe sich ein Wachzeitgewinn von durchschnittlich 15 Prozent erzielen. Hat man mittags partout keine Zeit oder Gelegenheit, so kann man den Nachtschlaf nutzen, um spielend Fremdsprachen zu lernen. Setzen Sie sich einen Kopfhörer auf und erleben Sie selbst: In nur einem Monat werden Sie eine Sprache Ihrer Wahl fließend verstehen und sprechen können...

Die Notwendigkeit des Schlafes ist uns zwar heute bekannt, trotzdem gönnt man sich das Ruhevergnügen immer seltener. Wird Schlafen zum Luxus? Dann sollte man es erst recht genießen, da das Wissen um den Ausnahmezustand das Vergnügen noch vermehrt, und eintauchen in seine eigene phantastische Welt. Abgeschottet durch Daunendecken und Kissensburgen, die Ruhe genießend, spannt – so Marcel Proust – der Schlafende »in einem Kreise um sich den Ablauf der Stunden, die Ordnung der Jahre und der Welten aus.«

Unter dem Schlagwort »Genuß und Gewinn« notiert Heimito von Doderer 1946 in sein *Repertorium*: »Wenn wir sagen: ah, das war einmal wirklich gut – dann suchen wir uns über die rasche Vergänglichkeit eines Genusses zu trösten und über die verbleibende Leere hinwegzukommen, wohl wissend, daß uns ein Gewinn, wie wir ihn da anscheinend buchen, in keiner Weise verblieben ist.«

Und weil Doderers *Repertorium*, eine Sammlung alphabetisch geordneter »höherer und niederer Lebens-Sachen«, als *offenes Kunstwerk* konzipiert war, als Buch mit leeren Seiten, die für Einträge des jeweiligen Lesers bereitgestellt werden sollten, ist es nur legitim, wenn im folgenden die eben zitierte Bemerkung ergänzt, kritisiert, nivelliert, destruiert, dekonstruiert oder sonstwas wird.

Zunächst drängt es sich auf, der negativen Definition, die Doderer gibt (Genuß ist das, was keinen Gewinn bringt), eine ebenso sparsame Bemerkung des Psychoanalytikers Jacques Lacan zur Seite zu stellen: Das Genießen ist das, was ohne Nutzen ist. Der Genuß und das Genießen wären also ohne ersichtlichen Gewinn oder Nutzen. Eine solche Bestimmung legt es nahe, im Genießen eine bloße Dreingabe zu sehen, ein probates Mittel, um die innere Leere zumindest zeitweilig auszufüllen und vergessen zu machen. Das Genießen wäre nichts weiter, als die Kompensation des vielbeklagten Wertelerativismus. Und, so müssen wir dann fragen, könnten wir nicht vielleicht ernsthafter werden, disziplinierter sowieso, und dem Genuß, der Genußsucht entsagen? Können wir nicht die innere Leere mit Werten füllen, liberalen, sozialen, humanen oder anderen leichtverdaulichen Wert-Gegenständen, und so den Hedonismus besiegen? Der bereits subjektivierte Teil in uns, der Ich sagt, glaubt: ja, das können wir. Der Teil in uns, der macht, daß dieses Ich nicht »Herr im eigenen Haus ist«, das Es, sagt: nein, das

können wir nicht. Und das Über-Ich schließlich sagt: ja, das sollten wir. – Aber halten wir einen Moment inne und klären ein paar Begriffe und Begriffskonstellationen.

Es gibt eine Klimax der »Lust«barkeiten: Die Lust (unterschieden in Lust auf und Lust an), das Genießen, das Mehr-Genießen und schließlich das Meer-Genießen. Diese Aufzählung stellt keine notwendige Abfolge oder gar Aufeinanderfolge dar, sondern ist eher Bruchstück einer möglichen Taxonomie menschlicher Verhaltensweisen. Beginnen wir bei der Lust: Sie wurde von Sigmund Freud zu einem Prinzip, dem Lustprinzip, erhoben, das nichts anderes kann als wünschen, und das nach Lustgewinn strebt. Das Lustprinzip ist zunächst in der Entwicklung des Subjekts übermächtig und wird erst allmählich durch sein Pendant, das Realitätsprinzip, immer mehr verdrängt. Fleischliche Lustbarkeiten oder die intensive Auseinandersetzung mit einem burgundischen Grand cru (Jahrgang '89, '85 oder '69) sind facettenreiche Zufluchtsorte des Lustprinzips. So, wie das Lustprinzip danach strebt, Lust zu erlangen und Unlust zu vermeiden, trachtet das Realitätsprinzip danach, dem Schädlichen auszuweichen, allein dem Nützlichen Geltung zu verschaffen. Sobald das Individuum mit jenem Außen, das die Realität nun einmal darstellt, mehr und mehr konfrontiert wird, sobald es sich in immer größerem Ausmaß vergesellschaftet, beginnt sich eine Rivalität zwischen Lustprinzip und Realitätsprinzip auszubilden. Die Grenze, die der Lust gesetzt wird, bildet – abstrakt gesprochen – das Gesetz, der *nomos*. Die Realität ist strukturiert, eingeteilt, sie bildet ein System. Doch die Grenzen, welche die Realität der Lust setzt, bestehen deshalb nicht aus der Negativität von Verboten. Mag sein, sie bestehen aus Verboten, doch es ist eine produzierende, positive Kraft, die diesen Verboten innewohnt; die Verbote funktionieren als »Wunschmaschinen«. Sie fordern gleichsam, überschritten zu werden, und verwandeln so die Lust in den Genuß. Das ist es, was Lacan meint, wenn er von der Obszönität des Genießens und vom Exzeß spricht.



Foto: Dostal / Voller Ernst

Der christliche Genuß

An dieser Stelle ist es notwendig, auf das seltsame Phänomen des Christentums einzugehen, dem namentlich Paulus eine bis dahin unbekannte Dimension des Genießens abgewinnen konnte. Paulus geht vom Gesetz, in seinem Fall vom jüdischen Gesetz aus, und er schreibt, daß wir durch die Werke des Gesetzes nicht gerecht werden könnten. Das Gesetz muß überschritten werden, um gerecht zu sein. Hier zeigt sich das politische Genießen des Christentums sehr deutlich: Das Gott-Genießen des Christen setzt ein, wo er das Gesetz mißachtet und aus dem Glauben lebt. Sehr deutlich kann man auch erkennen, wie die Gerechtigkeit als

Überschreitung des Gesetzes und daher als Genießen bestimmt wird. Wenn Lacan als Leitsatz des Genießens das christliche Paradigma der Gerechtigkeit zitiert (»Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«), trägt er diesem Paradox des Genießens Rechnung. Nach Lacan ist es dann auch das Über-Ich (bei Freud noch als Instanz des Gewissens thematisiert), welches unablässig fordert: Genieße! Das Über-Ich, ebenso wie das Gesetz, setzt in Gang, eher, als daß es verbietet. Es treibt das nüchterne, rationale Denken mit wahren Feuereifer an, hetzt es in sein Begehren hinein und ruft, ja befiehlt unauslässig: Genieße! Das unterscheidet es, das Über-Ich, vom Trieb. Auch der Trieb treibt (wie Herr Heidegger sagen möchte), alleine der Trieb treibt zu Triebbefriedigung und mündet daher im schalen Geschmack des Morgens danach.

Anders der Befehl des Über-Ich: Genieße! Er stellt einen uneinholbaren Anspruch. Sein aufdringlicher Ruf ist ein Imperativ, dem vollständig zu genügen dem Subjekt nicht möglich ist. Die Forderung ist immer größer als die mögliche Entsprechung. Aus dieser höchst kantischen Konstellation folgt, daß statt des schmalen Geschmacks sich ein Versagen einstellt. Doch dieses Versagen, weit davon entfernt, in ernüchternder Niedergeschlagenheit zu enden, übersteigert das Genießen sogar noch und wird zum *Mehr-Genießen*. Die Kluft zwischen dem Imperativ des Genießens und dem tatsächlich erreichten Genuß wird vergrößert, indem der Genuß möglichst gar nicht eintritt, ohne deswegen negiert zu werden. Mit anderen Worten, er muß aufgeschoben werden.

Hedonismus und Askese

Wir kommen hier zum neuralgischen Punkt, der den Hedonismus von der Askese trennt, und dann doch wieder nicht trennt, sondern so anordnet, daß die Askese das Mehr des Hedonismus darstellt. Seinen ökonomisch und kulturhistorisch gültigen Ausdruck fand das Mehr-Genießen ebenfalls durch das Christentum, dort nämlich, wo das Leiden am abwe-

senden Gott, am *deus absconditus* mit der Idee des Auserwähltseins, der Prädestinationstheorie, sich verbindet. Max Weber hat in seinen Studien zur protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus sehr deutlich hervorgehoben, daß die innerweltliche Askese es den Gläubigen nicht untersagt, nach wirtschaftlichem Gewinn zu streben, wohl aber nach dem »Genuß des Reichtums«.

Der Gewinn muß seinerseits wieder investiert werden, muß in Handlungen und nicht in der Muße münden. Aus der Kasteiung, welche die Askese bedeutet, und der unablässigen Wiedereinbringung des Gewinns, zieht der Christ den Mehr-Genuß des Gottwohlgefällig-Seins.

Nach dieser *tour de force* bleibt nun noch die Aufgabe, das Meer-Genießen zu bestimmen. Dazu scheint es sinnvoll, die »graue Theorie« zu verlassen, und zwei literarische Beispiele anzuführen.

Das erste ist die Erzählung von D.H. Lawrence *The man who loved islands*, über den Mann, der Inseln liebte, aus dem Jahr 1928. Darin schildert Lawrence die zwanghafte Liebe eines Mannes zu Inseln. Sein Begehren treibt ihn dazu, eine Insel zu kaufen, zu besiedeln und mit Hilfe einiger Angestellter wirtschaftlich zu nutzen. Doch genau diese Nutzhaftigkeit der Insel erfüllt ihn schließlich mit Ekel, er gelangt nicht in den Bereich des Genießens, sondern bleibt in jenen Grenzen gefangen, von denen er sich gerade zu befreien gesucht hatte (zumal die Insel sich als wenig rentabel erweist). Er zieht daher auf eine zweite, kleinere Insel. Sie wird ihm vergällt, als eine seiner Angestellten ein Kind von ihm gebiert. Das Kind ist ihm zuwider, die Nachkommenschaft, suchte er doch ein Eiland, auf dem nur »ein einziges Ei« Platz hätte, nämlich er selbst, um die Insel mit seinem Wesen zu erfüllen.

Schließlich zieht er auf eine noch kleinere Insel, die mit einem Mal jede Nacht von enormen Schneefällen heimgesucht wird. Der Mann räumt Schnee, unablässig, vor seiner Hütte, er schaufelt einen Weg zu seinem Boot, um danach wieder in seine Hütte zurückzukehren. So arbeitet er bis zur vollkommenen Erschöp-

fung. Die Erzählung endet damit, daß er – nach einem an die Grenzen seiner Kraft gehenden Arbeitstag wieder in seine Hütte zurückgekehrt – im Rollen des unermüdlischen Donners das Herannahen des nächtlichen Schnees erkennt. Schon in der Ausgangssituation wird deutlich, daß es sich hier nicht um eine geo-libidinöse Sublimierung von Lust handelt, sondern um den angestregten Versuch des Protagonisten, ein Mehr-Genießen zu erlangen. Die Momente, die auf den ersten beiden Inseln zum Scheitern führen, sind ebenso klar erkennbar: auf der ersten Insel verdrängt das Realitätsprinzip in Form von ökonomischen Anstrengungen das Genießen, der sich nicht einstellen wollende Gewinn das protestantisch-asketische Mehr-Genießen. Auf der zweiten Insel ist es das Lustprinzip, das seinem Streben nach Mehr-Genuß ein Ende macht. Auf der dritten Insel schließlich erreicht die Askese einen Grad, der zwar ebenso das Genießen versagt, darum aber umso sicherer im Mehr-Genießen mündet. Es ist sogar so, daß sich im offenen und doch andeutungsreichen Schluß der Erzählung

das ankündigt, was als Meer-Genießen bezeichnet werden könnte.

Um dieses, das Meer-Genießen zu erläutern, bedarf es eines anderen literarischen Beleges. Und zwar das schöne Drama Franz Grillparzers *Des Meeres und der Liebe Wellen*. Seinen Anfang nimmt das Stück in einer paradigmatischen Situation des Mehr-Genießens: Die junge Hero soll zur Priesterin geweiht werden. Sie hat sich für die Versagung irdischer Begierden entschlossen, um einen höheren Genuß aus dem Dienst an den Göttern zu empfangen. (Zurecht wurde oft bemerkt, daß Grillparzers Schilderung des klassischen Griechenlands nur allzu deutlich christliche Züge trägt. Und tatsächlich ist jene Form des Gott-Genießens, wie sie das priesterliche Zölibat darstellt, eine typisch christliche Erscheinung.) Doch just beim Fest ihrer Weihe entbrennt sie in unbändiger Liebe zum Jüngling Leander. In der Ordnung der »Lust«barkeiten wird an dieser Stelle das Mehr-Genießen vom Genießen abgelöst. Das Gesetz, das als Barriere für die Ausschließlichkeit der Gottesliebe die iridi-

Schiffer, Mac Pherson und Campbell genießen ihr »Fashion Cafe«

Foto: dpa



sche Liebe untersagt, verwandelt diese in den Genuß. In der darauffolgenden Nacht durchschwimmt Leander das Meer und verbringt eine Nacht mit der geliebten Hero. Der Oberpriester, der von der Sache Kunde bekommen hat, läßt das Licht am anderen Ufer, das Leander als Orientierungshilfe dient, löschen, so daß dieser bei seinem Heimweg im Meer sich verirrt und umkommt. Als Tags darauf sein Leichnam fortgebracht werden soll, stürzt Hero nieder und verstirbt ebenso. Trotz des Gesetzes sind die Liebenden erneut vereint, und diesmal nachhaltiger als je zuvor.

Grillparzer schreibt, daß eben das Meer (wie auch der Tod) die Macht besitze, zu trennen und zu vereinen. Diese eigentümliche Macht der Vereinigung ist die Dimension des Meer-Genießens. Das Meer ist die letzte Ausformung der Liebeswellen, das Meer-Genießen der Vorgang der Vereinigung mit dem Meer, der dem Menschen sein Menschsein nimmt. So steht auch bei Nietzsche zu

lesen, es sei das Meer, welches den Menschen lehrt: »aufhören, Mensch zu sein«. Hier enden die Genuß-Strategien des Christentums, so daß selbst Kritiker der christlichen Genuß-Praktiken wie Michel Foucault sich des Meer-Genießens bedienen. Etwa, wenn am Ende des Buches *Die Ordnung der Dinge* zu lesen ist, daß der Mensch verschwinden wird, wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand.

Er wird verschwinden, weggespült vom regelmäßigen Hin und Her einer genießerischen Brandung. Transhumane Ausformung des Genießens: Meer-Genießen.

Zuletzt: Der Begriff des Mehr-Genießens wurde von Jacques Lacan in Analogie zum Begriff des Mehrwerts bei Karl Marx gebildet. Und wie beim Mehrwert, ist auch beim Mehr-Genießen eine Steigerung möglich. Diese Steigerung nannte ich Meer-Genießen. Aufgabe einer strukturalen Ökonomie wird es nun sein, ein letztes zu bestimmen: den Meer-Wert.

Foto: Dostal/Woller Ernst



Kontrovers

LUTZ RATHENOW

Die PDS als Partner?

Bürgerrechtler und die SPD

Wer zur Regierungspartei wechselt, braucht sich um den Spott nicht zu sorgen. Und über ihn nicht zu wundern.

So nutzte Dieter Hildebrandt kurz vor dem Jahreswechsel im Fernsehen (*Scheibenwischer*) das Thema ausgiebig. Hildebrandt ist nicht die SPD – und ist sie doch auf innigere Weise als der statistische Durchschnitt der Parteimitglieder. Er verkörpert witzig ein Milieu, das unter Brandt und Schmidt faktisch zum dominierenden im Staate wurde: Die SPD mit aufklärerischem Antlitz und dazu noch witzig. So wäre die Partei gern. Hildebrandts Häme verriet einiges über die Verspotteten und mehr über den Spötter. Was war der Grundtenor des Hildebrandtschen Spottes? Da hatte der CDU-Hintze mal wieder einen genialen Coup geleistet und geschickt abgeworben.

Das ist schwach. Mit Hintze und seinen Ambitionen haben die Parteienwechsler wenig im Sinn. An anderer Stelle jedoch braut sich sehr wohl einiger Konfliktstoff innerhalb der CDU zusammen, weder von den SPD-Beobachtern noch von einigen in der CDU wahrgenommen, die auch einfach so weiter machen wollen wie bisher. Ein von DDR-Dissidenten betriebener Erneuerungsversuch der Gesamt-CDU hat sein Zentrum in Sachsen und wird von Leuten betrieben (und unterstützt in der Partei), die nicht nur an den nächsten Wahlkampf denken.

Die Arroganz der (West) SPD reizt: im Prinzip alles richtig gemacht zu haben, nur wegen der dummen, manipulierten Wähler nicht regieren zu dürfen. Auftritte wie der von Hildebrandt vertreiben Leute wie Vera Lengsfeld (die in der DDR mehr tat, als sich von ihrem Mann bespitzeln zu lassen) aus dem SPD nahen Milieu. Und das dominiert auch im Osten.

Der Übertritt zur CDU bedeutet maximale Opposition zu dem Milieu, das auch die Parteienwechsler umgibt. Unter politisch aktiven Leuten ist die CDU hier keineswegs »in«. Sie wird von denen gewählt, die keine (sozialistischen) Experimente der Politik wollen. Nur eine funktionierende Bundesrepublik mit sozialstaatlichem Antlitz. Ruhe und Ordnung und Aufschwung. Der Übertritt geschah aus Trotz, aus Enttäuschung, nicht aus Ehrgeiz. Den werden sie jetzt entwickeln, es den Kritikern zu zeigen.

Zugespitzter ausgedrückt: Das DDR-kritische Milieu in der DDR war weitgehend sozialdemokratisiert. Von den in der DDR tätigen Bundesbürgern warben nur SPD nahe Diplomaten und Journalisten offen für ihre Partei. Eine andere als diese Politik schien vielen in der DDR gar nicht vorstellbar. Der sozialdemokratische Sieg bei Wahlen in der DDR war klar – so lange es keine Wahlen gab. Hier irrte auch vor kurzem Peter Glotz in seiner Kolumne in einer Wochenzeitung. Er war der Ansicht, die DDR-Opposition sei ein Sammelsurium verschiedener Kräfte – ähnlich wie in der ČSSR. Dort sei ein Drittel der oppositionell Tätigen katholisch-bürgerlich orientiert gewesen. Und er möchte diesen Tatbestand auf die DDR übertragen wissen.

Vor allem auch, um das Nicht-zurecht-kommen mit den Bürgerrechtlern zu erklären. Eine – wie ich meine – zu bequeme Variante. Natürlich lebten in der DDR zahlreiche Menschen mit bürgerlichen, rechtsliberalen bis rechtsradikalen Vorstellungen. An einer aktiven politischen Opposition innerhalb oder außerhalb der Kirchen beteiligten sie sich wenig. Die aktive Opposition in der DDR war mehrheitlich links, es gab kein anderes osteuropäisches Land mit einer so orientierten Grundhaltung. Die Gründe sind vielfältig. Es reichte, für Verständnis mit antikommunistischen Nicht-Intellektuellen aus der DDR in einigen Punkten zu werben, um an den Rand des Diskurses gedrängt zu werden. Eine Nicht-Linke sah in der Bundesrepublik die Alternative. Und ist bis heute enttäuscht, wie wenig ihre Lebensmaxime des Ausharrens von der altbundesdeutschen Intelligenz verstanden worden ist.

Die SPD muß wohl mit dem Vorwurf leben, sich potentielle Verbündete zu Feinden gemacht zu haben.

Dann, im Frühjahr '90, ereilte sie dasselbe Schicksal wie ARD und ZDF: die Einschaltquoten der privaten Sender im Osten stiegen. Es gab ein gehöriges Bedürfnis nach Erneuerung, nach »über-Bord-werfen« des alten DDR-Lebens. Das wird jetzt oft vergessen: die Gier nach neuen Produkten, die Ablehnung des bisherigen Systems. Zu den vermeintlich erledigten Produkten gehörte öffentlich-rechtliches Fern-

sehen. Und die Deutschlandpolitik der SPD in gewisser Weise auch.

Dankward Brinksmeier (SPD) führt in seinem zu aufgeregten Artikel genau jene Arroganz vor, die SPD-Genossen immer herzustellen verstehen. Bürgerrechtler versuchen, aus ihrer »schillernd aufgemotzten« Vergangenheit eine immerwährende Gegenwart zu machen? Das wirft er Günter Gaus vor. Aber tut er nicht genau das auf sich bezogen – durch den Versuch, die Richtigkeit einer Politik unbedingt fortzuschreiben?

Ich möchte nicht in einen polemisch ungenauen Ton verfallen. Nur ein Beispiel: 1987 demonstrierten ca. 3.000 meist junge Leute am Brandenburger Tor (soweit man an die Absperrmannschaften herankam). Aus dem Interesse an einem Rockkonzert entwickelte sich eine eindeutig staatsfeindliche Demonstration. Ich war dabei und hörte am nächsten Tag aus dem Mund von Günter Gaus etwas von Jugendkrawallen, die es überall gäbe. Und habe dann später in seinem Buch etwas über die Patienten des nahegelegenen Krankenhauses gelesen, denen die Musik so mißfiel. Solches Wegreden von oppositioneller DDR-Aktivität empfand nicht nur ich als feindlich und peinlich. Zum Glück gab es auch andere SPD-Genossen...

Heute die Entspannungspolitik undifferenziert als Erfolgsmodell vorzuführen, ist der späte Sieg der Ideologie über die Realitäten. Die CDU-Leutechen (im Osten) sind manchmal einfach ruhig und halten den Mund, das kommt als Geste der Bescheidenheit an. Dankward Brinksmeier erweckt wie zu viele Spieler den Eindruck, alles zu wissen. Dabei wäre das schlimmste, was der SPD passieren könnte doch, daß sie die politische Macht jetzt bekäme und nicht in der Lage wäre, etwas besser zu machen.

Die historische (und dann erst politische) Analyse der Vergangenheit bleibt eine erstrangige Aufgabe. Die Prinzipien sozialdemokratischen Denkens und Handelns haben gute Karten in diesem Jahrhundert, die dominierende Praxis in der SPD der 80er Jahre nicht ganz so. Es geht nicht um Heldenbilder oder Anti-Heldenbilder vom Herbst '89. Es geht um die in den Jahren (Jahrzehnten?) vorher praktizierten Veränderungsversuche hin zu oppositionellen Realitäten.

Was will der Autor damit sagen? Es ist leicht, durch die Gegenwart zu surfen und über die Zukunft zu schwafeln. Eine wirkliche Herausforderung ist die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Alle Einflußmöglichkeiten der Politik entstammen bereits praktizierten Vorbildern. Seriöse Zukunftsgestaltung

reguliert die Gegenwart auf der Basis genauer Analyse des Bisherigen. DDR-Oppositionellen wird vorgeworfen, sie kümmerten sich zu wenig um gegenwärtige Probleme. Sollte das Gegenteil richtig sein? Eine Fernsehmoderatorin meinte, es käme auf jene Menschen an, die bereit seien, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Das klingt gutherzig. Was erblicken sie da? Was sie (aus der eigenen Geschichte) zu sehen gelernt haben.

Eine neue, schmerzhaft, kontroverse Debatte über die DDR und ihre Vergangenheit ist nötig. Plus aller Vergleiche und Forschungen, die diesen Teil Geschichte der westlichen Welt berühren. Nur so schärft sich der Sinn für die Wahrnehmung von Realitäten. Vierzig Jahre DDR waren keine Spieluhr, die – einmal von den Russen aufgezogen – einfach abließ. Es macht sehr viel Sinn, über alternative Handlungsmöglichkeiten in konkreten Situationen nachzudenken. Gerade DDR-Oppositionelle verfügen über verdichtete Erfahrungen, die nach '89 zu rasch auf einfache Konstellationen politischen Mutes reduziert worden sind. Diese widersprüchlichen Erfahrungen vorstellbar zu rekonstruieren, die Berührungen mit den scheinbar ganz normalen Alltagserlebnissen herauszufiltern, sind kompetente Aufgaben. Geschichte ist kein Supermarkt, aus dem Anekdoten und Gefühle bei Bedarf zur Garnierung gegenwärtiger Ansprüche zu erwerben sind. »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber drauf an, sie zu ändern.« Eine Wiedergabe der These des Klassikers des Marxismus/Leninismus aus dem Kopf.

Und wenn zu viele selbsternannte Philosophen die Welt nun unaufhörlich ändern wollten? Käme es darauf an, die Welt in ihrer Verschiedenheit zu erkennen? Zu erzählen?

Das kann dem Politiker nicht reichen. Er muß verändern wollen. Welche praktischen Bezugspunkte sollte die SPD im Osten wählen? Sie sollte sich erstens in einer unsichtbaren Koalition aller demokratischen Parteien begreifen und nicht aus altbundesdeutschen Enttäuschungen gespeiste Anti-CDU-Kampagnen weiterführen. Was jetzt bei den Reaktionen auf den Parteienwechsel wieder auffiel: das unangemessene Aufblähen der »Blockflötenfrage«. Die CDU hatte in der DDR nur einen Bruchteil der Mitglieder der SED. Kein Offizier des MfS durfte zum Beispiel einer Blockpartei in der DDR angehören. Diese Blockparteien waren vor allem eins: relativ unwichtig. Die CDU allerdings hatte eine spezielle Aufgabe: Einfluß auf die Kirche in der DDR zu nehmen. Insofern ist es schon richtig, daß in sie Leute hineingün-

gen, die mitunter links (scheinlinks) die SED überholen wollten. Die traten 89/90 aus. Bei den anderen war es oft gleichermaßen »innere Emigration« und eine Bereitschaft zur Anpassung, die sie zur CDU tendieren ließen. Dazu kommt die bürgerliche Anfangsphase der CDU in den 40er Jahren. Auch der Staatsbesuch von Honecker bei Kohl ist ein mehrdeutiges Thema, nicht geeignet zur Parteipolemik. Oder ist die eine Tischrede von Kohl vergessen, die fast brüskierend gegenüber Honecker wirkte?



Kanzler Kohl zu Besuch bei ehemaligen Bürgerrechtlern, 1995

Foto: dpa/Bernd Settnik

Die SPD darf nicht zur Partei der über die deutsche Einheit Schimpfenden werden. Momentan hat es die CDU einfacher, weil ihr eine erfolgreiche parteipolitische Neutralisierung aller rechtspopulistisch bis rechtsradikalen Kräfte gelang. Daß die Deutschland trotz wirtschaftlicher Krise im Parlament momentan erspart bleiben, hat schon mit dem Geschick von CDU / CSU zu tun. (Den mir 1996 verliehenen Konrad-Adenauer-Preis für Literatur der Deutschland-Stiftung interpretiere ich auch in diese Richtung.)

Die SPD sollte die Erfolge der CDU anerkennen und um so deutlicher ihre sozial-ökonomischen Defizite analysieren. Mit mehr Gelassenheit und exakteren Darstellungen der Probleme und ihrer Lösungsmöglichkeiten wäre einiges im Osten zu gewinnen. Keinesfalls darf die PDS zum Maßstab der Diskussionen und des Handelns werden. Eine Anzahl weitgehend seriöser Mitglieder ergeben noch keine seriöse Partei. Die PDS hütet und konserviert Strukturen, Vermögen, Mentalitäten und Mobilisierungsmöglichkeiten, die in jeder künftigen Krisensituation die Partei zu einer aktiven antidemokratischen werden lassen.

Übrigens könnte sehr phantasievoll, differenziert und flexibel mit der PDS umgegangen werden, wenn diese vom Ausgangspunkt her als Gegner begriffen würde. Und nicht als potentieller Verbündeter wie in der merkwürdigen *Erfurter Erklärung*, dieser Mischung aus Klassenkampf und Appell an das soziale Gewissen. Das Geld zum Umverteilen kommt durch Steuerehrlichkeit? Nein, daher wird es nicht kommen. Was wäre, wenn alle ihre Ersparnisse abheben würden? Wieviel wäre die vorher noch gigantische Summe

wert? Es wird in der Politik entschieden zuviel in Zahlen und zu wenig an Wissenschaft, Forschung und Lehre gedacht. Vielleicht sollte die SPD ihre Tradition der Arbeiterbildungsvereine neu beleben (unter anderem Namen), etwas wirtschaftspolitische Schulung und Kenntnis wären nicht nur für Parteimitglieder wichtig.

Die PDS droht im Osten die SPD zu vertreiben: und zwar von links und rechts gleichzeitig. Frank Bogisch wertete den »latenten Konservatismus« bei vielen PDS-Mitgliedern als Zeichen der Demokratiefähigkeit. Das ist problematisch. Eher konserviert die Partei links- und rechtsextreme Haltungen gleichermaßen – in Krisensituationen tauen sie dann sofort auf. Man kann es der PDS heute als positiv anrechnen, daß sie Wähler der Republikaner im Osten bindet, Zeichen für Demokratiefähigkeit ist das aber nicht. Überhaupt wird sich die Zukunft der Politik auch im Osten außerhalb der Parteiprogramme entscheiden. Allein die Ausstrahlungen einer Fähigkeit, wirtschaftspolitische, soziale und andere Fragen zu beeinflussen, schafft oder mindert Sympathien. Ich plädiere für mehr Neugier auf alle im Osten aktuellen Fragen. Samt der Diskussion über das Anliegen der Arbeiterbewegung in der Geschichte und den Folgewirkungen in der DDR. Dazu sind und wären DDR-Oppositionelle wichtige Dialogpartner. Sie können am ehesten einer Ideologisierung und abstrakten Überfrachtung der Debatte entgegenwirken. Es muß um mehr gehen als um die Forderung: Stimmt ja für uns bei der nächsten Wahl. Denn nicht der PDS-Wähler ist die Zielgruppe eins im Osten, sondern der Nichtwähler.

Zusammen mit den Grünen (die aufgrund ihrer ökologischen Schwerpunkte im Osten lange Minderheitenpartei bleiben werden) muß die SPD um Ausweitung ihrer Akzeptanz ringen. Sie kann gewissermaßen Minderheitenforderungen der Grünen in eine allgemein akzeptierte Sprache und in die Politikfähigkeit übersetzen. Denn der Hauptfeind im Osten darf nicht die CDU sein, sondern eine Gleichgültigkeit vor Politik, die bis zur Politikfeindlichkeit reicht. Aus diesem rot-grünen Selbstbewußtsein (offen für flexible Zusammenarbeit mit CDU, FDP und den Grünen) könnten sich dann auch Versuche ergeben, einzelne Mitglieder anderer Parteien (auch der PDS) auf die eigene Seite zu ziehen. Zu massenhaften Übertritten in die SPD wird und darf es nicht kommen. Wer weiß, wie zufällig sich manche 89/90 einer Partei zuordneten, versteht das Plädoyer um Offenheit für Bündnispartner in faktisch allen politischen Gruppen.

Am letzten Tag des Jahres 1996 wurde ein Interview mit dem Schriftsteller Erich Loest vom Deutschlandfunk übertragen. Wirklich einer, der nach sozialdemokratischem Denken und gewerkschaftlichem Engagement förmlich riecht, der Jahre dafür im DDR-Gefängnis einsaß und jetzt dem gesamtdeutschen Schriftstellerverband (VS) vorsteht. Er erzählte von seinem Vortrag vor der Bundesfraktion der SPD. Zum ersten Mal seit Heinrich Böll redete wieder ein Schriftsteller. Doch, so Loest, sie hätten ihn schlecht behandelt. Hätten die ganze Zeit gequatscht, nicht zugehört – es habe viele wohl nicht interessiert.

Wahrscheinlich, denke ich, waren sie wieder mit Wichtigerem beschäftigt und meinten, ohnehin alles zu wissen. Und was ist so ein Thema gegen neue Arbeitsplätze? Ein Thema, bei dem die Leute hier mitentscheiden, wer eigentlich welche Kompetenz hat. Wer was wie wahrnimmt.

Es stellt eine Täuschung dar zu meinen, die Leute interessierten sich nicht für die DDR-Vergangenheit. Sie reden lieber gar nicht davon, weil sie sonst von nichts anderem sprechen würden. Sie ist ihnen viel zu nahe, um Interesse daran zu zeigen. Und sie achten sehr genau darauf, wem die DDR-Vergangenheit gleichgültig ist. Diese (bei der SPD viel zu oft spürbare) Gleichgültigkeit wird von Wählern im Osten intuitiv bestraft.

Dagegen scheint mir Frank Bogischs Konzept richtig. Ostdeutschland als das Experimentierfeld anzunehmen, auf dem sich »am Ende des 20. Jahrhunderts ... ein realistischeres Szenario« für alle Probleme entwickeln läßt, »als in den meisten *links-rheinischen* Diskursen«.

RAINER GRIES

»Die Besten bleiben weg«

Wie gefährdet ist der deutsche Wissenschaftsstandort?

Die Zahlen ausländischer Studenten und Nachwuchswissenschaftler an deutschen Hochschulen entwickeln sich im Verhältnis zur Gesamtzahl der Studierenden langsam, bei einigen und wichtigen »Entsenderländern« sind sie schon rückläufig. Auch die Medien sehen den Wissenschaftsstandort Deutschland in Gefahr: »Die Besten bleiben weg - Ansehensverlust deutscher Universitäten bei Ausländern« titelte der KÖLNER STADT-ANZEIGER schon im Februar 1996. Zu einer ähnlichen Erkenntnis kam die FRANKFURTER RUNDSCHAU schon im Mai 1994: »Abkehr ausländischer Studenten - Deutsche Hochschulen verlieren weltweit an Attraktivität«. Wie gefährdet ist der Bildungs- und Wissenschaftsstandort Deutschland?

Nicht, daß in den letzten Monaten Dramatisches geschehen wäre, daß etwa die internationalen Kontakte unseres Hochschul- und Wissenschaftsbetriebes vor dem Zusammenbruch stünden! Das Bemerkenswerte an der aktuellen Debatte ist zunächst, daß die sich seit Jahren abzeichnenden Entwicklungen und Mißstände – rückläufige Zahlen ausländischer Studenten und Nachwuchswissenschaftler, zunehmende Schwierigkeiten für ausländische Studenten: vom Ausländerrecht über die finanzielle Unterstützung bis zu Zugangs- und Anerkennungsproblemen an deutschen Hochschulen – lange von der zuständigen Öffentlichkeit nicht ausreichend wahrgenommen wurden.

Auswärtige Kulturpolitik

Die wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit anderen Ländern, Auslandsstudium und Ausländerstudium sind zentrale Felder transnationaler Beziehungen – angesichts der Entwicklung neuer Technologien, der Informations- und Kommunikationstechnologien, der Globalisierung der Wirtschaftsbeziehungen, aber auch angesichts zunehmender nationaler und nationalistischer Strömungen in einigen europäischen, besonders osteuropäischen Ländern von stark zunehmender Bedeutung.

Auswärtige Kulturpolitik hat als »dritte Säule« der deutschen Außenpolitik einen eigenständigen Auftrag, kulturelle und wissenschaftliche Kommunikation und Austausch mit anderen Ländern sowie die Lernbereitschaft und

Lernfähigkeit hier wie dort zu fördern. Dieser grundlegende Auftrag wird von einem breiten politischen Konsens getragen.

Angesichts dieser Bedeutung der auswärtigen Kulturpolitik erscheint es bemerkenswert, daß Vorschläge zur Verbesserung der wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung von ausländischen Nachwuchswissenschaftlern sowohl in der Politik wie in den Hochschulen eher eine geringe Resonanz gefunden haben. Haben Befürchtungen mit Blick auf den (offiziell verneinten) Status der Bundesrepublik als »Einwanderungsland« hier Denk- und Handlungsblockaden ausgelöst?

Offiziell besteht zwar ein breiter Konsens, daß das Studium von Ausländern in Deutschland – ebenso wie das Studium Deutscher im Ausland – ein wesentliches Element der internationalen Hochschulbeziehungen und Ausdruck der Weltoffenheit des deutschen Hochschulsystems ist.

In der Praxis sind es häufig (zu) wenige Engagierte in den öffentlichen Verwaltungen, insbesondere den akademischen Auslandsämtern, in den Mittlerorganisationen und Förderwerken, die den erklärten Zielen Leben geben. Selten wird die Förderung ausländischer Nachwuchswissenschaftler zur Chefsache gemacht.

Breite Zustimmung finden folgende Ziele der auswärtigen Kulturpolitik: das *außenpolitische Ziel*, Multiplikatoren, Botschafter zwischen den Gesellschaften zu fördern, die über Wissenschaft, Politik, Kultur und Wirtschaft in Deutschland in ihren Ländern berichten und eine Brücke bilden zwischen ihren Heimatländern und Deutschland; außerdem das *wissenschafts- und gesellschaftspolitische Ziel*, über internationale Wissenschaftskooperation nicht nur die eigene Position im internationalen Wettbewerb zu sichern, sondern auch der Abwanderung von Wissenschaftlern – aktuell aus den osteuropäischen Ländern – entgegenzuwirken und durch den Austausch von Wissenschaftlern die allgemeinen Entwicklungsimpulse des Wissenschaftsbetriebes in den Herkunftsländern zu verstärken. Schließlich das *kulturpolitische Ziel*, durch kulturellen und wissenschaftlichen Austausch auch wichtige Impulse für die Entwicklung von Kultur und Wissenschaft in Deutschland zu erhalten – gerade in einer Zeit der gesellschaftlichen Umbrüche in vielen Ländern.

Wenn wir die Praxis des Austausches von Studenten und Wissenschaftlern betrachten, stellen wir noch einen erheblichen Umsetzungsbedarf im Verhältnis zur aktuellen programmatischen Debatte fest.

Ausländische Studenten

Zunächst unterscheidet die offizielle Statistik zwischen *Bildungsinländern* – Ausländern, die Deutschen gleichgestellt sind (z. B. Kinder ausländischer Arbeitnehmer, die ihre Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland erworben und ihren Lebensmittelpunkt hier haben) – und *Bildungsausländern* – »echten« Ausländern aus westlichen und östlichen Industrieländern sowie Ländern der Dritten Welt.

Für die Beurteilung des tatsächlichen Austausches ist wichtig, daß erst ab 1992/93 *Bildungsinländer* in der amtlichen Statistik gesondert ausgewiesen wurden: ca. 46 Prozent der ausländischen Studenten – mit steigender Tendenz, so die 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes. Danach hatten 1992/93 alle ausländischen Studenten einen Anteil von 7,0 Prozent an allen Studenten – die *Bildungsinländer* 2,7 Prozent und die *Bildungsausländer* 4,3 Prozent (2,4 Prozent aus Ländern der Dritten Welt und 1,9 Prozent aus Industrieländern). Während der Austausch mit west- und osteuropäischen Industrieländern zugenommen hat, ist insbesondere die Zahl der Ausländer aus der Dritten Welt eher rückläufig. Auffällig geringe oder rückläufige Zahlen sind für Süd- und Südostasien sowie Lateinamerika festzustellen. Hervorzuheben ist, daß Studierende aus der Dritten Welt fast ausschließlich ein Vollstudium anstreben, was die Probleme von der Anerkennung deutscher Studienabschlüsse bis zur Finanzierung des Studiums für diese Gruppe besonders bedeutsam erscheinen läßt. Seit Ende der siebziger Jahre stagniert der Anteil ausländischer Studenten insgesamt zwischen 6 und 7 Prozent (bei steigendem Anteil der Bildungsinländer) – im Unterschied besonders zu Großbritannien und Japan, wo er wesentlich stärker angestiegen ist. Zudem konzentriert sich der Anteil der ausländischen Studenten auf eine begrenzte Zahl von Ländern.

Die Verteilung der ausländischen Studenten nach Ländern: *Bildungsausländer* aus Ländern der Dritten Welt und östlichen Industrieländern: Türkei (10,1 Prozent), Iran (9,0 Prozent), ehem. Sowjetunion (7,6 Prozent), VR China (7,1 Prozent) und Polen (6,3 Prozent); *Bildungsausländer* aus westlichen Industrieländern: Frankreich (13,8 Prozent), Griechenland (12,1 Prozent), USA (7,0 Prozent), Luxemburg (6,6 Prozent), Spanien (5,7 Prozent); *Bildungsinländer*: Türkei (24,4 Prozent), ehem. Jugoslawien (10,4 Prozent), Österreich (9,9 Prozent), Griechenland (7,4 Prozent), Italien (6,4 Prozent).

Ausländische Studenten und Wissenschaftler

Ausländische Studenten und Wissenschaftler sind von allen Problemen der deutschen Hochschulen betroffen, die gegenwärtig mit dem Ziel von Reformen in einer kontroversen Diskussion sind: und zwar in verschärfter Form! Der Massenbetrieb an deutschen Universitäten, die Unübersichtlichkeit von Studiengängen und Prüfungsordnungen sind für einen ausländischen Studenten eine ungleich größere Hürde.

Das Ausländerrecht stellt in seiner verschärften Form ein umfassendes Abschreckungsinstrumentarium dar und erinnert in seiner Ausführung häufig an Schilda: Eine ausländische Studentin, die zunächst eine Aufenthaltserlaubnis in Verbindung mit einer Arbeitserlaubnis hat, kann von der Ausländerbehörde einer deutschen Stadt zum Zweck der Beantragung eines Studienvisums auf die deutsche Botschaft in ihrem Heimatland verwiesen werden – auch wenn sie zum Studium zugelassen werden kann und eine Stipendienzusage hat!

Der große zeitliche Aufwand zum Erlernen der deutschen Sprache, die unterschiedliche Anerkennung der schon erworbenen Studienleistungen und eine vergleichsweise geringere internationale Wettbewerbsfähigkeit deutscher Studienabschlüsse sind schwerwiegende Hürden.

Lange und schwer kalkulierbare Studienzeiten, unzureichende Betreuung und Beratung an den Hochschulen wie auch unzureichende Informationen in den Heimatländern über die wissenschaftliche Aus- und Weiterbildung in Deutschland begründen weitere Wettbewerbsnachteile des deutschen Wissenschaftsbetriebes.

Diesen Nachteilen stehen gegenüber: ein hoher und international anerkannter Standard von Forschung in Deutschland, ein Studium ohne Gebühren und die teilweise Teilhabe am sozialen Sicherungssystem gegen einen vergleichsweise geringen Beitrag (z.T. relativiert durch hohe Lebenshaltungskosten in Verbindung mit langer Studiendauer sowie die Wechselkursentwicklung der DM, falls der Student finanzielle Unterstützung aus dem Heimatland erhält) sowie die Förderangebote der unabhängigen Mittlerorganisationen und Förderwerke.

Zur Lagebeschreibung gehört, daß ausländische Studenten und Wissenschaftler von vielen unabhängigen deutschen Mittlerorganisationen gefördert werden: DAAD, Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Goethe-Institut, die politischen Stiftungen und einige mehr. Die Mittlerorganisationen sind wichtige – unabhängige – Akteu-

re der auswärtigen Kulturpolitik, sie vermitteln nachdrücklich das Bild einer pluralistischen Gesellschaft und machen nach außen deutlich, daß auswärtige Kulturpolitik nicht Öffentlichkeitsarbeit der jeweiligen Regierung ist.

Alleine der DAAD förderte 1996 24.380 Ausländer und wendete dafür über 110 Mio. DM auf. Die Alexander-v.-Humboldt-Stiftung fördert den Austausch von jährlich rund 500 Wissenschaftlern und alle politischen Stiftungen haben 1996 über 1.000 ausländische Stipendiaten gefördert. 1996 unterstützte auch das Auswärtige Amt die Stipendienprogramme der Mittlerorganisationen mit über 160 Millionen DM.

Perspektiven

Wenn auch kein Anlaß besteht, den »Wissenschaftsstandort« »herunterzuroden«: die auswärtige Kulturpolitik muß in der politischen und hochschulpolitischen *Paris* einen höheren Stellenwert erhalten. Die Qualität der wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung wie auch das finanzielle Fördervolumen sind schon beachtlich – auch im Vergleich zu anderen Ländern – aber ein Verbesserungs- und Ausbaubedarf ist dringlich.

Geeignete ausländische Studenten und Wissenschaftler sollten im Rahmen von Austauschprogrammen gezielt in die Bundesrepublik eingeladen werden. Hochschulpartnerschaften können durch ein vermehrtes Angebot von auch für Ausländer geeigneten Aufbaustudiengängen und international (auch in der Lehrsprache) ausgerichteten Studiengängen attraktiver werden. Hier sind wichtige institutionelle und curriculare Rahmenbedingungen zu schaffen! Die gegenseitige Anerkennung von Studienabschlüssen in der EU und entsprechenden Verhandlungen mit weiteren Ländern, vor allem in Mittel- und Osteuropa, müssen in der EU-Priorität erhalten – vor der Befassung mit dem Krümmungswinkel von Bananen und Gurken.

Ein regionaler Schwerpunkt werden die Nachbarländer in Mittel- und Osteuropa bleiben. Angesichts der äußerst schwierigen Situation an den russischen und anderen ost- und mitteleuropäischen Universitäten reicht es nicht, die Verzögerungen von Reformen zu beklagen. Nicht die zeitaufwendige Ausarbeitung von schon in der Startphase reibungslosen Austauschprogrammen, sondern der *sofortige* Beginn von praktischer Kooperation und Studenten- und Wissenschaftler austausch ist das richtige Signal – auch um der zunehmenden Abwanderung von Wissenschaftlern aus diesen

Hochschulen zu begegnen. Die Förderprogramme müssen Rückkehr und Arbeit in den Heimatländern zum Ziel haben – und unterstützen! In diesem Zusammenhang muß die Nachbetreuung der Geförderten gezielter im Sinne von *Austausch* eingesetzt werden.

Die unabhängigen Mittlerorganisationen müssen organisatorisch und finanziell besser in die Lage versetzt werden, mit ihrem *know how* und Förderinstrumentarium diese erweiterten Austauschprogramme durchzuführen. Eine stärkere internationale Orientierung des deutschen Hochschul- und Wissenschaftsbetriebes hat neben der quantitativen (vor allem finanzielle und personelle Ausstattung) auch eine qualitative Dimension: Die Programme bieten ergänzend zu der fachwissenschaftlichen Ausbildung Einblicke in und Erfahrungen mit der Kultur, dem Sozial- und Wirtschaftssystem, den Konflikt- und Konsensmechanismen einer zivilen Gesellschaft in Deutschland. Nicht nur die Vermittlung von Fachwissen, sondern auch die Förderung einer gesellschaftspolitischen Kompetenz sollten Ziel der Austauschprogramme sein! Daxner spricht mit Blick auf Europa von »kontraktuelle[r] Mobilität«: »Partnerschafts- und Austauschbeziehungen, vielfältig gefördert und vernetzt, schaffen oft dünne, aber zunehmend belastbare Netzwerke zwischen den Hochschulen in Europa. Europa bedeutet in diesem Konzept Rahmen und nicht Formbestimmung.«

Wenn auch Demokratie und Zivilität von den politisch einflußreichen Staaten recht willkürlich bewertet werden, so Daxner, »so sollte man nicht auf die Anstrengung verzichten, demokratische und republikanische Vorstellungen zum Maßstab für den Umgang mit anderen politischen Systemen zu machen. Für den Bereich der Hochschulpolitik bedeutet das, daß die »lokalen Gerechtigkeiten«, auf die jede internationale Wissenschaftszusammenarbeit auch abzielt, an diesen Maßstäben gemessen werden müssen. Auf der Programmebene bedeutet dies, daß es nicht nur darauf ankommt, daß Mittel effektiv verwendet werden, sondern daß gefragt werden muß, wie und für welchen Zweck sie verwendet werden und welchen Einfluß die Ebene der wissenschaftlichen Europäisierung auf den Rest des jeweiligen Gesellschaftssystems hat.«

Förderangebote

Hier können vor allem die politischen Stiftungen mit ihrer Förderpolitik strategische Akzente setzen. Sie bieten über ihre gesellschaftspolitisch orientierte Arbeit und Erfahrungen im

In- und Ausland optimale Voraussetzungen für ein breit gefächertes Förderangebot auch für ausländische Studenten und Nachwuchswissenschaftler. Politische Stiftungen helfen, im »gemeinsamen Haus Europa« (und zu den »Nachbarhäusern«) *Brücken zu bauen*, über die sich kultureller und wissenschaftlicher Austausch mit einer gesellschaftspolitischen Akzentuierung entwickeln kann.

Studenten sind keine »Wissens-Container« – neben der Verbesserung der fachwissenschaftlichen Qualifikation leisten die politischen Stiftungen aufgrund ihres breiten Förderinstrumentariums auch einen Beitrag zur beruflichen Orientierung und zur Entwicklung der gesellschaftspolitischen Kompetenz ihrer Stipendiaten.

Die Stiftungen begegnen den häufig von *Bildungsinsländern* wie *Bildungsausländern* genannten Beratungsdefiziten an den Hochschulen mit Konzepten individueller Förderung und Beratung, unterstützt durch eine große Zahl von Vertrauensdozenten an den deutschen Hochschulen.

In Schwerpunktprogrammen für Nachwuchswissenschaftler – vor allem aus den mittel- und osteuropäischen Nachbarländern – können die politischen Stiftungen in Kooperation mit Hochschulen, ergänzende Veranstaltungsangebote z. B. zur Hochschuldidaktik oder zum Universitäts- und Wissenschaftsmanagement in ihre Förderprogramme aufnehmen, ebenso Praktika in Hochschulverwaltungen vermitteln und fördern.

Um die Wirkung der EU-Austauschprogramme für Studenten und Nachwuchswissenschaftler in Europa gezielt zu ergänzen, sollten die politischen Stiftungen ihre Förderungsinstrumente auch im Rahmen dieser europäischen Austauschprogramme zur Verfügung stellen können. Es gibt eine Vielzahl von Ansatzpunkten, welche die politischen Stiftungen eine aktive und wirkungsvolle Rolle im Bereich der auswärtigen Kulturpolitik spielen lassen. Die Debatte über die Orientierung der auswärtigen Kulturpolitik muß fortgeführt, die Förderinstrumentarien im Rahmen des kulturellen und wissenschaftlichen Austausches müssen weiterentwickelt werden.

**Brot
für die Welt**
Hilfsbank Köln 500 500 500

Freu(n)de
gewinnen ...

ESTHER DISCHERET

Max Liebermann

Die Schwierigkeiten der Nachkommen, eines Sportvereins und der Politik

Persönlich von einer schockierenden Offentlichkeit, die ihm andere als Fehlen von Allüren zugute halten. Ich sehe in die Augen des alten Mannes. Der Blick wie er zu Männern gehört, die gewohnt sind zu entscheiden, in der Mitte erfüllter Leben zu stehen – aus Familien kommen, in denen man den Tisch hat decken lassen und das Mädchen an die Tür ging zum Öffnen. Allerorten gehen die Lobreden über ihn herum, den »heimlichen« Kaiser von Berlin: wegen mangelndem Opportunismus gegenüber dem letzten deutschen Kaiser, Wilhelm II., bzw. wegen unverhohlener Respektlosigkeit; wegen seinem Eintreten für die Kunst und für die Sache der jungen Künstler, auch wenn ihre Ideen nicht die seinen waren. Persönlich war er voller Bewunderung für die Holländer. Mit Jozef Israels verband ihn eine tiefe persönliche Freundschaft, die ihn nachhaltig beeinflusste.

Ein deutscher Patriot, Jude, Mann, Weltbürger stellt sich hier dar in der Würde seiner Stellung, seiner Familie, seines gesellschaftlichen Ansehens, des Wohlstands, mit persönlicher Integrität und Untadeligkeit, und malt und malt und hört nicht auf zu malen. Vielleicht ist es auch einfach Neid, mein Neid gegen den, der auf einem Sonnenplatz geboren ist. Tilla Durieux, die berühmte Schauspielerin, die einmal verheiratet war mit dem Kunsthändler Paul Cassirer, dem bedeutenden Förderer der Berliner Sezession, fand ihn arrogant, unangenehm. Ihre Bemerkung war für mich befreiend. So viele Vorzüge sind erstickend. Und außerdem schrieb er diese Reden, in deren jeder er in irgendeiner Form auf das Handwerk, das hohe Lied des Handwerks, zu sprechen kommt, ohne die der Genius nichts sei, andererseits kein Handwerk ohne die Seele des Künstlers...

Außerdem höre ich mit Liebermann den deutschen Mann sprechen, der die Kritik an dem Werk eines Kollegen schon mal mit den Attributen des Weiblichen, des Unentschlossenen, Schwachen auf den Punkt zu bringen sucht – mit Ausnahme von Käthe Kollwitz, die ihm wahrscheinlich so, wie es die Sozialdemokratie einmal bezüglich Rosa Luxemburg formuliert hat, den rechten Mann gestanden hat. Im Brockhaus von 1925 steht »Hauptmeister

der Freilichtmalerei und des Impressionismus in Deutschland«, und ich füge an, im Jahre 1898 der erste Präsident und Mitbegründer der »Berliner Sezession« – ein Instrument, mit dem sich die damalige Moderne gegen den Konservatismus der Akademie mit großem Erfolg eine selbständige Plattform verschaffte.

Liebermann I

Er starb 1935, im selben Jahr wie Alfred Dreyfus, der französische Artilleriehauptmann, der in einem unhaltbaren Gerichtsverfahren mit antisemitischem Hintergrund der Spionage für Deutschland beschuldigt, schließlich nach Folter und Verbannung erst 1906 rehabilitiert wurde. Wie Dreyfus hatte Max Liebermann etwas Soldatisches an sich und beide waren sie Juden, waren dem Vaterland ergeben und zählten zu den ersten, die in der christlichen Mehrheitsgesellschaft eine hohe gesellschaftliche Position inne hatten und sie als Gleiche unter Gleichen auszufüllen meinten.

Der Maler Max Liebermann, deutsch-jüdischer Herkunft – ich könnte auch sagen, Jude und Deutscher – war Präsident der Preussischen Akademie der Künste geworden. Ich erinnere mich an einen flüchtigen Moment in den 90er Jahren, als der Name Ignatz Bubis' aufgetaucht war im Zusammenhang mit möglichen Kandidaten zum Amt des Bundespräsidenten. Wie aussichtslos für einen, der sich noch immer damit beschäftigen muß, Bürgermeistern zu erklären, daß er eben deutsch ist und keine Grüße für sein »Volk« in irgendein Zuhause anderenorts mitnimmt. Gegen den für die Grünen kandidierenden Stadtrat Cohn-Bendit in Frankfurt am Main hatte die dtv-eindeutige Pamphlete herausgebracht; ein jüdischer Kandidat für das Ressort Kultur in der Stadt Regensburg wurde vor zwei Jahren mit antisemitischer Presse ausgebootet.

Liebermann II

Ich versuche die zahlreichen Briefe zu lesen, die er schrieb. Sie klingen so ausgewogen, unterschieden und rechtschaffen, der Sache, seiner

Sache, der Kunst ergeben; geschrieben zu einer Zeit, als sie in den Tageszeitungen Schlangen und behaarte Affenkörper um die Gesichter der Juden zeichneten, damit der Arier ihr Innerstes erkenne.

Ich habe versucht nachzurechnen, wieviel Geld die Nazis Liebermanns Frau, Martha, dann nach seinem Tod noch abgenommen haben – noch 1943 wurde ihr vorgetäuscht, daß sie es schaffen könnte, das Todesgebiet zu verlassen. Martha Liebermann war zu diesem Zeitpunkt 84 Jahre alt. Ich sehe: 1938 665.000 RM, dann einen Monat später die sog. »Graf-Helldorff-Spende«, Zwangsabgabe von 10.000 RM sowie des gesamten Schmucks und des Silbers. 1940 mußte das Seegrundstück am Wannsee Berlin verkauft werden; der Erlös wird deponiert auf einem Sicherungskonto, auf das die Besitzerin keinen Zugriff hat. 1941 werden 5000 Franken bezahlt von einer gütigen Person als Fremdkautions. Immer wieder Bemühungen von Diplomaten anderer Staaten und Zahlungen. Die Wertpapiere wurden geplündert. Dann wäre da noch die Reichsfluchtsteuer, das Lösegeld für die Geisel Martha Liebermann. Nachdem sie von Staats wegen bereits ausgeraubt worden war, wurde sie erneut von der Gestapo erpreßt und schließlich von einem Kriminalbeamten zur Deportation abgeholt. Martha Liebermann nahm Veronal. Sie starb vier Tage später im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße.

Liebermann III

Villenkolonie Alsen, Berlin. Die Villa am Wannsee, auf die der Maler so stolz war – weil er sie nicht aus der Familienerbschaft, sondern mit seiner Hände Arbeit, seinem Pinsel ernalt hatte, wie er mehrmals sagt. Diese Villa kann man von Berlin aus zur damaligen Zeit nur umständlich erreichen. Per Bahn, dann weiter mit Pferdewagen. So ist die Übersiedlung dorthin in der wärmeren Jahreszeit ein kleiner Umzug, auch ein Rückzug ins Private und zum Ausruhen. Ich bin mit zweimal Umsteigen aus der Stadtmitte gekommen. Der gesamte Uferweg ist verstellt mit den geparkten Schiffen der Leute, die am Sonntag auf Deck »Einen-Trinken-gehen« statt im Schrebergarten. Nichts von schöne Aussicht Wannsee. Dann jenes Haus, in dem die Wannsee-Konferenz stattfand mit dieser seltsamen Gedenktafel »Dem Gedenken der durch nationalsozialistische Gewaltherrschaft umgekommenen jüdischen Mitmenschen«. So, da sind die Mitmenschen umgekommen. Es ist schwer, für das Wort »Mord« Mord zu sagen, wie es auch schwer ist, für das Wort »Täter« Täter zu sagen. Es muß in den späten 80er Jahren gewe-



Max Liebermann an seinem 80. Geburtstag

Foto: AKG, Berlin

sen sein, daß es sich jüdische »Mitbürger einmal deutlich verboten, etwas anderes als Bürger zu sein. Ein paar Schritte weiter die Reichsluftschutz-Schule am Heckeshorn mit jener Auffahrt, auf der man die Figur des Führers, Goebbels' und Görings mit jener ihnen eigenen Theatralik und dem ausgeprägten Sinn für Volksgemeinschaftsrituale nahen sieht.

Zurück zur Villa. Man hat keinen öffentlichen Zutritt. Und doch fahren an diesem ersten schönen Tag des Jahres Wagen vor, entsteigen gut gekleidete Menschen den Fonds. Ich bin an seinem Todestag gekommen. Darf ich mich anschließen, frage ich höflich. Die Trauergesellschaft ist irritiert. Sie begeht einen Anlaß, der nur sie betrifft – sie, die drinnen residierende Tauchergesellschaft, der gerade wieder, 1995, vom Bezirk Zehlendorf der Pacht-Vertrag bis in das Jahr 2015 verlängert worden ist. Kunstfreunde und andere Bürger möchten das Haus gerne wieder einem künstlerischen und kulturellen Zweck als Liebermann-Haus zuführen. Die Lobby der Sportsfreunde gegen die anderen: bei solch einem wundervollen Seegrundstück fallen schon mal harte Worte, nicht? »1958 verkauften die Liebermann'schen Erben das Grundstück für eine viertel Million Mark an das Land Berlin. Zum damaligen Zeitpunkt ein stolzer Betrag für sie,« schreibt ein Herr Kraft im Bericht der SPD-Fraktion. Die politisch Verantwortlichen suchen ihre Entschei-

dung zu rechtfertigen. Franz Marc, die Maler der Brücke, Emil Nolde, wer besäße ihn nicht, den posthumen Ehrenplatz mit dem Geburts- oder späteren Wohnhaus, eine ständige Ausstellung da, ein Museum dort. Warum geht das nicht mit dem Liebermann-Haus? Ich könnte mir auch denken, die Stadt Berlin hat zuviele tote Juden, deren bedeutendes Wirken zur Erinnerung anstünde. Eine Inschrift ist angebracht. Versalien: HIER WOHNTE UND WIRKTE MAX LIEBERMANN. Schlichte Erinnerungstafel: »Gründungsmitglied der Berliner Secession – Präsident der Preuß. Akademie der Künste – Aus Protest gegen die antisemitische Propaganda der Nationalsozialisten legte er 1933 alle öffentlichen Ämter nieder. Ehrenbürger von Berlin.«

Als Heinrich Mann und Käthe Kollwitz ausgeschlossen wurden und der Arierparagraph für Kunst eingeführt war, war ihm als Juden der weitere Gang der Dinge völlig klar. Niemals hätte er um Verständnis bei den Nazis gebuhlt wie Emil Nolde zum Beispiel. Seine Bilder wurden entfernt, Ausstellungen verboten. Man kann um das Haus herumgehen, immerhin, sich vorstellen, wo er das Kohl-Bild malte, als die Nahrungsmittel im Ersten Weltkrieg knapp wurden.

Es geht wie mit dem Libeskind-Bau in Berlin – wollen wir nun ein jüdisches Museum bitte unter der Rubrik »Berlin« ablegen – und die Liebermanns, wo sollen die hängen, falls wo welche zu finden sind? Unter Kunst, unter Judentum, unter Berlin oder unter »W« wie Wannsee und Wassersport?

Liebermann IV

Lange sitzt solch ein Maler an einem Porträt. Hart studiert, mit Fleiß erarbeitet hat er sich Bild um Bild mit unzähligen Studien, Stunde um Stunde mit seinem Modell. Manchmal ist alles geglückt, wie es scheint, und dennoch will es mit dem Ausdruck der Augen nichts werden. Wie lange hat Liebermann den Reichspräsidenten von Hindenburg angeschaut? Ein intimer Blick, der sich das Gesicht des anderen erschließt, in dem der Maler die Hindenburg-Hitler Koalition nicht ahnte. »Als Zeichen des Dankes, den Ihnen das deutsche Volk schuldet, lasse ich Ihnen hiernüt den Adlerschild des Reiches zugehen. ...In vorzüglicher Hochachtung gez. v. Hindenburg«, 1927, Liebermann zum 80. Geburtstag.

Als bei dem inzwischen in der Welt berühmten Mann die Gratulationen aus aller Welt eintreffen, müht sich die Stadt Berlin immer noch, ihm die Ehrenbürger-Würde zuteil werden zu lassen. Erst im zweiten Anlauf geben schließ-

lich auch die Sozialdemokraten ihren Widerstand auf, so daß eine Mehrheit von elf zu sieben Stimmen nun bereit ist. »Und es lebt in meinem Herzen auch das deutsche Vaterland als ein unantastbarer und unsterblicher Begriff«, schreibt er einmal und es klingt ein wenig nach Heinrich Heine und doch wie ein Flugblatt des CENTRALVEREINS DEUTSCHER STAATSBÜRGER JÜDISCHEN GLAUBENS, in dem sich dieser wehrt gegen die Behauptung, daß es die Juden seien, die an der elenden Nachkriegslage die Schuldigen seien (I. Weltkrieg). Um das Deutsche betrogen, den Traum der Assimilation ausgeträumt, schrieb Max Liebermann. Während auf den Empfängen die Menschen um die Ehre, geladen zu sein, wetteiferten, setzte sechs Jahre später aus dieser Gesellschaft keiner mehr einen Fuß in sein Haus. Max Liebermann war gezeichnet als ein »Unreiner«.

Lange schon hatte man sich an rassistische Reden gewöhnt – gelungene Zuschreibungen von Stereotypen und Selbstzuschreibungen, sodaß einem das Liebermannsche Gewitzel um die Nasen der Glaubensgenossen im Halse stecken bleiben will. Reden aus einer Zeit, als Hitlers 1933 nicht realistisch erschien.

Liebermann V

Nur wenig habe er sich mit biblischen oder mythologischen Themen beschäftigt. *Samson und Dalila* – und *Der Zwölfjährige Jesus im Tempel*. Nach diesem Bild, Liebermann war 31 Jahre alt, brach ein wahrer Bildersturm gegen ihn los. In einer gegen ein Kunstwerk beispiellosen antijüdischen Hetzkampagne wurde die Arbeit als »gemein« und »blasphemisch« bezeichnet. In Wien wagte Liebermann aus Furcht vor Beschädigung gar nicht mehr auszustellen. Er, der Jesus nach Spinoza für den zweiten großen Juden hielt, war mithin verfeimt. Der Maler Leibl suchte dagegen seine Bekanntschaft und versicherte ihm, wie großartig dies Werk gelungen sei. Mit Bedacht hatte Max Liebermann die Modelle für dieses Bild nicht unter Juden gesucht, um Zuschreibungen nach »race« zu entgehen – obwohl er sich selbst und anderen Juden auch gelegentlich Stereotypen zuschreibt. Wir sehen ein halbwüchsiges Kind die Männer im Tempel belehren. Ohne Erzählung, ohne Heiligenschein – eine Begegnung, wie sie hätte sein können und überliefert ist. Nicht ohne Bitterkeit beklagt Liebermann, wie er als der antisemitisch Beleidigte dann aber nicht die Anteilnahme der jüdischen Leute erfährt, sondern als Opfer zum Verursacher der antisemitischen Ausfälle wird und von diesen lange Zeit keine

Aufträge mehr erhält. Identifikation mit dem Aggressor? Anpassungsleistungen? Als hinge es vom »Wohl«verhalten eines Juden ab, ob die christliche Mehrheitsgesellschaft ihn toleriere – wie ja überhaupt der Toleranzbegriff mit einer Anspruchsgleichheit eines jeden Bürgers nichts zu tun hat. Auch stützte sich der Antisemitismus dieser Zeit nur sekundär auf den christlichen Antijudaismus; in den Vordergrund war eine biologistische Rassenkonstruktion getreten – der Jude als Parasit am deutlichen Volkskörper.

Liebermann VI

Das Helle und das Dunkle. »Und ob Jude, ob Christ: nur der Mensch ist das Interessante und ob einer Italien oder Holland malt, ist gleichgültig: wie er's malt, das ist die Frage.« Immer wieder hat es ihn nach Holland gezogen, dort studierte er die alten Meister. Er ist ergriffen von Frans Hals und insbesondere von Rembrandt. Es beschäftigt ihn, warum dieser sich so häufig für Juden als Modelle entschied, sie den Christen vorzog, wie Liebermann glaubte. Auch Perser, Inder und andere Schwarze habe dieser gern gezeigt, bemerkt Liebermann. Er sieht diese Hinwendung ästhetisch motiviert an.

In den alten Werken leuchten die Stillleben von üppigen Tafeln, die sich geradezu kontrastpunctisch abheben von dem überstrahlenden Weiß – eines Schwans und anderen weißen Geflügels. Wie kommt das Helle in das Dunkle und ist es dann nicht das Helle, das Bewegung bringt, aus Starrheit löst? Nachdem er den Maler Munkácsy mit seinen Scharpiezupferinnen *Die Heimgebliebenen* gesehen hat, debütiert er aufsehenerregend mit *Die Gänserupferinnen*.

Im *Herzprung*, einem Film von Helke Misselwitz (1992), bilden Frauen beim Gänserupfen den Auftakt. Das Weiß dieses Federkleids wird später kontrastieren zum Schwarz der Hautfarbe eines Mannes, den rechte Jugendliche lebensgefährlich bedrohen. Das Weiße aber ist es, seine weißhäutige Freundin, die in den Flammen umkommt. Dazwischen Blut, das Blut getöteter Tiere. Weiße fallende Federn, der Schluß.

Im späten 19. Jahrhundert fassen arische und jüdische Anthropologen den Juden im ganz wörtlichen Sinne als Schwarzen auf, schreibt Sander L. Gilman. Aus dem Brief eines Antisemiten an den deutsch-jüdischen Schriftsteller Jacob Wassermann in den 20er Jahren: »Das Jüdischsein ist wie ein konzentrierter Farbstoff: die kleinste Menge reicht aus, um einer unvergleichlich größeren Menge einen bestimmten Charakter – oder wenigstens einige Spuren da-

von – zu verleihen.« Je mehr die Juden alle äußerlichen Zeichen der Unterscheidung ablegten, desto heftiger das Bemühen, ihnen Andersartigkeit im Verborgenen – »schwarzes Blut« – oder Schwarzen ähnliche Physiognomien zuzuschreiben, eine rassische Begründungskonstruktion zum Nachweis der Minderwertigkeit, auch wenn die Jüdischkeit scheinbar unsichtbar – »weiß« – daherkomme.

Diese Suche nach dem Licht, nach dem Hellen, der Natur... schickte nicht auch der von Max Liebermann geschätzte G.E. Lessing seine Adoptivtochter Recha »hinaus« – damit sie von der Natur lerne, nicht in der Hebräisch-Schule. In gewissem Sinne malten die meisten Großen seiner Zeit in der Schule, in der Enge des Erzählten. Er sprengte diese Grenzen, indem er nichts gelten ließ als die Natur, die ihn umgibt und jene, die die innere des Künstlers ist; und das Handwerk natürlich. So hat er mitgewirkt an der Befreiung der Kunst aus den Vorgaben in der Form und der Farbe.

Ich gehe über den Friedhof der Andreaskirche in Berlin Wannsee – von halbhohen Mauern umschlossen, Efeu; angelegt für die Alsen-Kolonisten. Ein exklusiver Friedhof; mit dem Grundstück hatte man die Grabstätte mitgekauft. Ein Platz so klein, daß man von einem Ende zum anderen schauen kann. Ich schaue auf Gräber mit Namen, die mir zunächst nichts sagen. Meyer – gibt es nicht unendlich viele Meyers in Deutschland, Meyer wie Schmidt oder viele andere. Gertrud Meyer, geb. Liebermann, geb. 14.10.65 – das ist die Tochter der älteren Schwester gewesen, gestorben 7.11.42 – weggelassen: in Theresienstadt, darüber Ellen Meyer, geb. 3.6.01 – gestorben 19.2.43 – weggelassen: Sterbeort Auschwitz, Marie Meyer geb. 10.3.96, »Abtransport« steht im Gedenkbuch der Stadt Berlin: 14.9.42 – verschollen; sie gehörten zur Familie des angeheirateten Georg Meyer, einem Bankier, der noch 1934 hat sterben dürfen. Ein seltsamer Friedhof. An einer Strobe des äußeren Gemäuers findet sich im Kreuz ein Davidstern eingemeißelt. Gräber von Juden also neben Christen. Ein Relikt, das Zeugnis gibt von der Symbiose der Symbole, hohl gewordener Zeichen, die noch im Tode die Gemordeten verhöhnern – wegen Auslassung der Wahrheit. Die Gestorbenen neben den Gemordeten, aber dann Grab an Grab. Wie schrieb noch der Bruderrat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 8. April 1948: »Daß Gott nicht mit sich spotten läßt, ist die stumme Warnung, den Juden zur Mahnung, ob sie sich nicht bekehren möchten zu dem, bei dem allein auch ihr Heil steht.« Übrigens gibt es in Berlin eine Max Liebermann-Schule, eine Realschule. Mei-

ne indische Freundin, die dort in den 80er Jahren einmal Schülerin war, hat im Kunstunterricht über die Herkunft Liebermanns nichts gehört. Was Deutsch- und Germanisch-sein bedeuten könnte, ließen sie Schüler wissen: »Die Juden haben es hinter sich, die Türken vor sich«, erzählten sie.

Erinnern Sie sich an das Anderl von Rinn – »Judenstein« bei Innsbruck? Lebensgroße Fresken im Inneren der hiesigen Kirche zeigen, wie angeblich jüdische Kaufleute auf der Durchreise ein Knäblein auf dem »Judenstein« quälen. Die Juden werden dargestellt in der Kleidung von Türken. Ganz regelmäßig wallfahrten die Schulklassen in unseren Tagen zu diesem Ort, obgleich dieser Mord durch nichts zu belegen ist – Ingrid Strobl berichtete darüber. Die Juden und die Türken, erben die Türken von den Juden?

Auf dem jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee hatten sich 1935 nur noch wenige Besucher zur Beerdigung Max Liebermanns eingefunden. Zur Ausstellung der Werke Liebermanns, die 1936 der KULTURBUND DEUTSCHER JUDEN ausrichtete, erschienen mehr als 6.000 Menschen. »Ausdrücklich war es jedem Nichtjuden verboten, diese Ausstellung zu betreten, ein Befehl, der selbstverständlich streng befolgt wurde.« Und doch kam sie, schon weißhaarig, sehr aufrecht »und schritt langsam, ernst, versonnen durch die Säle, Tränen schimmerten in ihren Augen.« Käthe Kollwitz, die Bildhauerin. Nur wenige hatten weiterhin zu Liebermann gestanden so wie sie und Oskar Kokoschka, dessen mutigen Beitrag zu seinem Rücktritt als Ehrenpräsident der Akademie damals die FRANKFURTER ZEITUNG abdruckte.

Käthe Kollwitz ... In den demokratischen Jahren, also ungefähr in den 60ern – meine Eltern besaßen noch immer einen elfenbeinfarbenen Tisch mit Rollen an den zierlichen leicht geschwungenen Füßen, den sie Teetisch nannten. Ich stellte mir vor, wie ein Dienstmädchen das Teeservice hereinschiebt. Das Furnier wurde durch ein hauchdünnes Tuch, das mit japanischen Motiven bestickt war, geschützt. Niemals sah ich, daß die goldenen Sammelassen oder die kleinen Teller, die sich höchstens zum Angebot eines Petit-fours eigneten, hier abgestellt wurden. In Wirklichkeit wurde das Tischchen eher wie ein Schrein benutzt. Es besaß unterhalb der Auflageplatte einen weiteren Boden. An diesem halbdunklen Platz wurde eine Sammelmappe mit handsignierten Zeichnungen von Käthe Kollwitz verwahrt. Manchesmal, wenn ich dort Staub gewischt hatte, öffnete ich die sperrige Mappe, zog die Schlaufen auf und legte die Zeichnungen vor mir aus. Dann schob

ich sie nach einer Weile vorsichtig wieder zurück. Es war etwas besonderes dabei, wie meine Mutter darüber sprach, daß unsere beiden Ölbilder von einem Schüler Pechsteins, des von den Nazis Verfeimten, der zu den Revolutionären der Moderne gehört hatte, gemalt worden sind. Ich bemerkte, daß sie gegenüber wenigen Besuchern diese Zugehörigkeit des Malers erklärte. Mir war, als hätten wir ein zerbrochenes Band besessen, an dem wir anfassen könnten.

Am 8. Mai 1933 – zwölf Jahre vor dem Ende des tausendjährigen Reichs – gab Max Liebermann folgende Erklärung ab: »Ich habe während meines langen Lebens mit allen meinen Kräften der deutschen Kunst zu dienen gesucht: Nach meiner Überzeugung hat Kunst weder mit Politik noch mit Abstammung etwas zu tun, ich kann daher der Preussischen Akademie der Künste, deren ordentliches Mitglied ich seit mehr als dreißig Jahren und deren Präsident ich durch zwölf Jahre gewesen bin, nicht länger angehören, da dieser mein Standpunkt keine Geltung mehr hat. Zugleich habe ich das mir verliehene Ehrenpräsidium der Akademie niedergelegt.«

Danach wurden die Leben seiner Leute zerstört, getötet, ermordet – Exil. Und ausgerechnet Arno Breker, der später zum »Bildhauer des Führers« avancierte, ist es, der zur Stelle ist, um Max Liebermann die Totenmaske abzunehmen. Der selbe Breker, der sich weigern wird, zur Rettung von Martha Liebermann irgendetwas zu unternehmen.

Noch so mancher Liebermann wird sich in Häusern befinden, in denen die Familiengeschichte über die Hintergründe des wertvollen Besitzes nichts mehr zu verkünden weiß; denn wer will schon über die NS-Verstrickung daheim etwas wissen. Raub und Plünderung sind doch mehr für die Statistiken, nicht so für das Konkrete, für das Zuhause. Zurückgeben? Ja wie, an wen? Der Verein, die MAX-LIEBERMANN-GESELLSCHAFT, der in Berlin um die Öffnung jenes Liebermann-Hauses am Wannsee als Ort seines Wirkens kämpft, denkt an ein Stück moralischer Wiedergutmachung und an einen kulturellen Gewinn, Wiedergewinn für Berlin. Und da ist es dann wie immer: man könnte den Platz doch auch anders sinnvoll gebrauchen lassen, so wie der durch »Entjudung« freigewordene Direktorposten auch für wen anders von Vorteil war. Und jetzt sitzt eben wer anderes darauf, und sind sie doch auch keine schlechten Menschen im Taucherverein. Die Geschichte ist Geschichte ist Geschichte. Aber wir wollen ja nicht vergleichen. Es geht hier eben auch um Ökonomie. Ja – eben.

Einfache Lösungen gibt es nicht Erpressungspolitik um die Beutekunst

Das Gezerre um die »Beutekunst« geht weiter. Nach dem russischen Unterhaus, der Duma, beharrt nun auch der Föderationsrat darauf, Deutschland die rote Karte zu zeigen. Mit dem Gesetz über die Kulturgüter, die als Resultat des Zweiten Weltkriegs in die Sowjetunion verlagert wurden und sich auf dem Gebiet der Russischen Föderation befinden, wird festgeschrieben, daß die bei Kriegsende in Deutschland konfiszierten Kunst-»Trophäen« in Rußland bleiben.

Ein Schock für alle Kompromißwilligen, denn der Beschluß der Parlamentarier fiel in beiden Häusern nahezu einstimmig. Selbst Moskaus populärer Bürgermeister – neben Alexander Lebed einer der möglichen Präsidentschaftsbewerber für 1998 – ist auf die nationalistische Linie eingeschwenkt. Setzen sich die Hardliner durch, kämen Milliardenwerte deutscher und europäischer Kunst endgültig hinter Schloß und Riegel: der sagenhafte Schatz des Priamos, die Sammlung der Bremer Kunsthalle, die Gotha-Bibliothek, eine Gutenbergbibel aus dem Jahre 1454, die Rüstkammer der Wartburg, die Goldfunde von Eberswalde und Cottbus, und hunderttausend Kleinode mehr.

Der spätstalinistische Schlachtruf *Rußland zuerst!* bietet den Volksvertretern die einmalige Chance, sich gegen »Zar« Boris Nikolajewitsch, den »Vaterlandsverräter«, populistisch zu profilieren. Der nämlich, seit jeher »Wachs in den Händen des Westens«, muß nun das Oberste Verfassungsgericht bemühen, um den »Beschluß des Volkes« im letzten Moment doch noch zu kippen. Boris Jelzin befürchtet, die Beziehungen seines Landes zu den westlichen Kreditgebern, speziell zu Deutschland, könnten sich durch das Beutekunst-Gesetz so verschlechtern, daß Rußland auf Dauer aus dem »zivilisierten Europa« hinauskomplimentiert wird.

Kann sich Jelzin aus der Zwickmühle befreien?

52 Jahre nach dem Sieg Stalins über Hitler lagern noch circa eine Million Kriegs-»Trophäen« in den Geheimdepots Moskauer und St. Petersburger Museen und Ministerien. Sie werden dort lagern, bis sie von Säure zerfressen oder auf dem grauen Kunstmarkt verschербelt sind. Sie werden vergammeln oder in dunklen Kanälen verschwinden, weil die deutsche Re-

gierung stur auf ihr Recht pocht – so geschichtsblind bisweilen, daß es selbst den gutwilligsten Russen die Sprache verschlägt.

Natürlich: Die Deutschen haben recht. Während Rußland und die Länder der ehemaligen Sowjetunion »nur« das Leid des Zweiten Weltkriegs, 20 Millionen Tote und ein verwüstetes Land vorweisen können, 3000 vernichtete Städte, 2000 ruinierte Klöster, 400 geplünderte Museen – hat die Bundesrepublik doppelt und dreifach recht. *Erstens*, weil Werke der Kunst und Wissenschaft – nach der Haager Landkriegsordnung – »auf besetztem Gebiet vor Beschlagnahme geschützt« sind. *Zweitens*, weil nach Artikel 16, Absatz 2 des deutsch-sowjetischen Nachbarschaftsvertrags vom 9. November 1990 beide Vertragspartner »verschollene oder unrechtmäßig verbrachte Kunstschatze, die sich auf ihrem Territorium befinden, an den Eigentümer oder seinen Rechtsnachfolger zurückgeben« müssen. Und *drittens*, weil diese Pflicht in Artikel 15 des deutsch-russischen Kulturabkommens vom 16. Dezember 1992 noch einmal ausdrücklich bekräftigt wird. *Pacta sunt servanda!* Verträge müssen eingehalten werden.

Trampeltier in der russischen Seele

Warum also stellen sich die Russen jetzt so stur? 1993 noch waren sie völlig unverkrampft und aufgeschlossen in die deutsch-russischen »Rückführungsverhandlungen« gegangen. Nichts deutete auf Mißverständnisse, alles auf ein beiderseitiges Einvernehmen. Jeder, der das von Innenminister Seiters und Rußlands Kulturminister Sidorow am 10. Februar 1993 unterzeichnete *Dresdener Protokoll* studierte, hätte geschworen, in Sachen Beutekunst auf Generosität rechnen zu können. Ohne lange zu fackeln hatte man eine »Gemischte Regierungskommission« unter Leitung eines deutschen und eines russischen Co-Vorsitzenden eingesetzt, deren Aufgabe es sein sollte, die in Rußland lagernden Kunstgüter aufzuspüren, zu identifizieren, mögliche Besitzansprüche zu klären und die Rückgabe dann in die Wege zu leiten. Rußland, obwohl Mitbefreier vom Hitlerfaschismus, sollte unter deutscher Aufsicht gegen sich selbst ermitteln.

Um diese eklatante Einseitigkeit etwas zu mildern, richtete das Bundesinnenministerium

einen Appell an die deutsche Öffentlichkeit, man möge in privaten Kellern, auf Dachböden, in Schuppen, Museen, Bibliotheken und Archiven noch einmal nach verschollenen russischen Kunstwerken stöbern. (Tatsächlich meldeten sich einige Privatpersonen und gaben »Verschollenes« zurück).

Mehr als diesen leisen, im Lande kaum vernommenen Appell an die »Anständigkeit« der Deutschen unternahm die Bundesregierung nicht. Kein offizieller Forschungsauftrag wurde vergeben, kein Ausschuß eingesetzt. Selbstzufrieden hatte man sich auf die Sprachregelung verständigt, in deutschen Verstecken sei nichts mehr zu holen. Potenziert wurde die neu-alte Arroganz gegenüber Rußland durch gezielte Demütigungen und geschickte »Feindpropaganda«: Der BND inszenierte seinen berühmtesten Plutoniumschmuggel zwischen Moskau und München, die BILD-Zeitung warnte klaffend vor dem Russen-Hitler Schirinowski, und die in der Ex-DDR stationierten russischen Truppen wurden als Besatzer zweiter Klasse »unehrenhaft« verabschiedet. Im Hintergrund übte der vielstimmige Chor der NATO-Osterweiterer.

Kein Wunder, daß sich beim ersten offiziellen Treffen der gemeinsamen Beutekunst-Kommission am 23. März 1994 in Moskau Irritationen zeigten. Trotz wiederholter Versprechungen nämlich verweigerten die Russen nun ihren deutschen Kollegen den Zugang zu den russischen »Geheimdepots«. Ohne deren Erforschung aber wären alle Verhandlungsrunden schnell zu Gespensterdebatten verkommen.

Also behielten sich die mißtrauischen Deutschen mit einem Trick: Sie beschafften sich das benötigte Wissen durch einen geheimen Dokumentenfischzug in russischen Archiven. Um ihre dreiste Werk-Spionage zu vertuschen, schrien sie lauthals *Haltet den Dieb!*

So war die zweite Sitzung der »Gemeinsamen Kommission« am 29. und 30. Juni 1994 in Bonn nur mehr eisige Pflichtübung. Argumenten unzugänglich, hauten sich beide Seiten ihre getrennt recherchierten »Listen« um die Ohren – ganz nach dem Geschmack der Hardliner in Ost und West. Deutschland pochte auf die Herausgabe von 200.000 Museumsobjekten, zwei Millionen Büchern und drei Kilometer Archivgut, Rußland forderte die Rückgabe von 40.000 künstlerischen Objekten, insbesondere aus den Zarenpalästen um St. Petersburg. Irina Antonowa, Direktorin des Moskauer Puschkin-Museums, brachte die neue Frontstellung auf den Punkt: »Gebt uns das Bernsteinzimmer«, knurrte sie, »dann bekommt ihr den Goldschatz von Troja«. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Am 30. Januar 1995 mußte Staatsminister Werner Hoyer das Scheitern der Verhandlungen vor dem Bundestag zu Protokoll geben: »Leider haben die ersten drei Verhandlungsrunden in Dresden, Moskau und Bonn nicht zu substantiellen Rückgaben entsprechend unseren vertraglich und völkerrechtlich abgesicherten Rückführungsansprüchen geführt«.

Seitdem wird in Bonn mit Liebes- und Kreditenzug gedroht. Für die Bundesregierung, so Außenminister Kinkel, seien die Verhandlungen um die Beutekunst »kein Rand-Aspekt, sondern Prüfstein unseres Verhältnisses zu Moskau«. Dies zeige sich beispielhaft in den Geld-Transferleistungen, die bereits »über 90 Milliarden Mark« erreicht hätten! Bilaterale Beziehungen, so Kinkels Klage, seien keine Einbahnstraße. »Wir brauchen greifbare Beispiele von erfolgreich durchgeführten Rückführungen«. »Verzögerungen« in Sachen Beutekunst könnten »die Gesamtbeziehungen ungünstig beeinflussen«.

Um Kinkels Erpressungs-Politik noch ein wenig fürchterlicher zu machen, legten die unteren Regierungs-Chargen nach, sprachen von »Kunst-Gulag« und von »Kriegsgeiseln«, und stellten die beliebte Ausschlußfrage: »Püßt sich Rußland in die Wertegemeinschaft Europas ein?«

Der Bremer Osteuropaforscher Wolfgang Eichwede sieht in solchen Statements – höflich ausgedrückt – einen Mangel an historischer Sensibilität: »Wenn man ausgerechnet zur 50. Wiederkehr des Kriegsendes deutsche Kunst zurückfordert, handelt man wie ein Trampeltier in der russischen Seele. Diese Politik des »Rußland muß dies! Rußland muß das!« stärkt nur die chauvinistische Fraktion in Rußland.« Die deutsche Politik des bloßen Beharrens helfe nicht weiter.

Was also tun? Zunächst, so Eichwede, müßten die deutschen Unterhändler einsehen, daß sie, statt immer nur zu fordern, eine moralische Vorleistung zu erbringen hätten: »Wir wollen ja etwas von den Russen«. Das sei der Ausgangspunkt, der den Deutschen bewußt sein müsse. Die Russen, so Walerij Sudarenko, Vorsitzender der Kulturkommission, hätten einen Anspruch »auf angemessene Kompensation für die enormen Verluste der eigenen Kunstschätze«. Dies sei »ein Akt ausgleicher Gerechtigkeit«.

Einen »Vergleich« fordert auch der russische Kunsthistoriker Alexej Rastorgujew. Sein Vorschlag: Einiges soll Rußland behalten, anderes zurückgeben. Aber: »Die Deutschen müßten erst mal richtig recherchieren, welche russischen Kunstwerke 1945 in die Schweiz oder in die USA gelangt sind«.



Blick in das legendäre Bernsteinzimmer, wie es zwischen 1941 und 1944 im Königsberger Schloß aufgebaut war. Foto: dpa

Genau das ist der wunde Punkt. Hier könnte jene »moralische Vorleistung« erbracht werden, welche die festgefahrenen Verhandlungen wieder flottmacht. Denn sämtliche Bundesregierungen seit Konrad Adenauer sind untätig geblieben bei der Suche nach verschollenen russischen Schätzen. Nie wurden – entgegen allen Beteuerungen – umfassende Recherchen angestellt. Immer überließ man die Suche Einzelkämpfern und Privatinitiativen, die sich den Vorwürfen des Querulantentums und der Spinnererei aussetzen mußten. Nie wurde der Kunstmarkt – wie in den USA – systematisch erfaßt, um gestohlenen Gut sofort aufspüren zu können. Weder gab es eine systematische Durchsicht der Akten, noch eine systematische Erfassung der Kunstgutdepots im Dritten Reich. Mit geringsten Mitteln, oft unter abenteuerlichen Umständen, mußten einzelne Wissenschaftler und Privatiers die versäumte Arbeit nachholen – von der staatlichen Bürokratie eher entmutigt als unterstützt. Und dies, obwohl Experten wie Wolfgang Eichwede davon ausgehen, daß sich auch heute noch »mit hoher Wahrscheinlichkeit« russische Kunstwerke in deutschem Privatbesitz befinden.

Unter diesem Aspekt sollten die deutschen Rechthaber den deutsch-russischen Vertrag, auf den sie sich bei jeder Gelegenheit berufen,

noch einmal sorgfältig prüfen: Dort heißt es, die Rückgabepflicht umfasse neben »unrechtmäßig verbrachten« auch »verschollene« Kulturgüter. »Verschollene« sind laut Duden Dinge, deren Verbleib unbekannt ist. Daraus ergibt sich – juristisch logisch – die vertragliche Verpflichtung der Bundesrepublik, russische Kunstwerke wie das verschollene Bernsteinzimmer, wertvolle Ikonen, Gobelins und Schmuckstücke offiziell zu suchen. Doch bei der Beutekunst, so scheint's, denken die Deutschen an ein russisches Phänomen. Als hätte es deutsche Raffgier nie gegeben.

Schnell wird dann abgelenkt und darauf verwiesen, daß US-Truppen 1945 die meisten deutschen Verstecke entdeckt und die gefundenen Schätze an die Herkunftsländer zurückgegeben hätten. Tatsächlich überstellten die Amerikaner bis 1948 534.000 »Objekte« an die sowjetische Militäradministration in der DDR. Die Transportlisten inklusive der von sowjetischen Offizieren unterzeichneten Quittungen sind aufgrund freigebener US-Akten heute bekannt.

Aber es kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß im letzten Kriegsjahr auch massenhaft Kunst von Deutschen beiseite geschafft wurde – Kunst, die nicht in den offiziellen Depots lagerte, sondern privat versteckt oder rechtzeitig

ins Ausland geschmuggelt worden ist. Daß dies von deutscher Seite noch immer heruntergerechnet, ja als *quantité négligeable* behandelt wird, verhilft den deutsch-russischen Verhandlungen nicht zum ersichtlichen Tauerwetter.

Im Gegenteil: Es geht wichtige Zeit verloren. Denn nicht nur in Moskau, auch in Deutschland wächst die Fraktion der Falken. Die hiesigen, konzentriert im Innenministerium, scheinen die Kunstfrage bisweilen mit geopolitischen Ansprüchen aufzuladen, was in russischen Ohren »revanchistisch« klingt. Das mag daran liegen, daß in einigen Bonner Abteilungen zu viele Beamte aus dem ehemaligen Vertriebenministerium sitzen, wo man die Beutekunst- gergern mit der Königsbergfrage verknüpft.

Keine unpolitische Lösung

Weitaus brisanter, weil aktueller, ist der Wettlauf mit der russischen Kunstmafia. Mehr und mehr Nachrichten über illegale Deals dringen in die Kunstszene. Da werden geraubte Schätze zu Spottpreisen feilgeboten, sind Museumsmitarbeiter, Auktionshäuser und abgehalfterte Geheimdienstler in die Gaunereien verstrickt. »In zunehmendem Maße«, klagen Vertreter der Bundesregierung und Kunstexperten unisono, »gelangen deutsche Kulturgüter aus Rußland über dunkle Kanäle auf die internationalen Kunstmärkte«.

Aus der verständlichen Angst, die Beutekunstfrage könnte von den Falken so lange auf die lange Bank geschoben werden, bis von der Beute nichts mehr übrig ist, verfallen die Tauben nun auf beiden Seiten ins glatte Gegenteil: in hektische, gut gemeinte Vorschläge zur schnellen Lösung des Problems. Wobei sie sich hüben wie drüben elegant um die politische Aufarbeitung des Themas herumdrücken. Ihr Motto: Kein böser Blick zurück! Laßt die Vergangenheit endlich ruhen!

Selbstlos schlagen sie vor, die deutsch-russische Kontroverse dem Internationalen Gerichtshof zur Entscheidung vorzulegen. Besser noch: Sie fordern die Bundesregierung auf, das deutsche Scheckbuch zu zücken, um die in Rußland stationierten Werke in einer Art Kuhhandel Zug um Zug zurückzukaufen. Das rieche zwar nach verspäteten »Reparationszahlungen«, komme aber den Wünschen vieler Duma-Abgeordneter entgegen. Geld – ein sanftes Ruhkekissen.

Ebenso beliebt ist die »Lösung« der leidigen Frage durch gemeinsam betriebene »Beutekunst«-Museen in Moskau und Berlin. Beziehungsweise durch Wanderausstellungen im Rahmen eines noch zu schaffenden deutsch-russischen Kulturwerks. Auch ein Pachtvertrag

auf 99 Jahre könne das Übel der Rückgabe umgehen. Oder – wenn alles nichts hilft – die Überführung der Beutekunst in eine UNESCO-Stiftung. Schließlich, so die Argumentation, sei alle große Kunst ein Teil des Weltkulturerbes. Und das gehöre der Menschheit.

Leider merken diese Gutmenschen nicht, daß sie mit ihrer »einfachen Lösung« nur einen gigantischen Kitschhaufen produzieren würden. Denn die Beutekunst stammt ja nicht aus einer einzigen geschlossenen Sammlung, sondern besteht aus einem bizarren Sammelsurium von unterschiedlichsten Bildern, Büchern, Akten, Filmen und Fundstücken. Wenn das Kriterium für einen gemeinsamen Ausstellungsort darin bestehen soll, daß es sich um Geklautes handelt, könnte man ebensogut einen Müllhaufen zum Museum erklären, dessen *Art-Concept* sich in »Weggeworfenem« erschöpft.

Wer in Sachen Beutekunst die einfache, unpolitische Lösung anstrebt – wie Kanzler Kohl mit seiner Ankündigung, das Ganze mit Freund Boris mal eben am Kanin zu klären –, demonstriert bestenfalls, daß er von der Materie wenig versteht.

Zuallererst nämlich müßte die Beute nach ihrer Herkunft sortiert werden. Unter dem Beutebegriff firmieren ja beileibe nicht nur deutsche Werke, sondern ebenso niederländische, belgische, französische, die von den Nazis erstanden, erpreßt, geklaut und nach dem Krieg von russischen Besatzern nach Moskau, Leningrad und Sagorsk verschleppt wurden.

Unter Beutekunst werden auch nicht nur Werke aus öffentlichen Museen, sondern häufiger noch, aus privaten Sammlungen subsumiert. Und ein weiterer Aspekt ist nicht von der Hand zu weisen: Bestimmte Werke – wie der Goldschatz von Troja – sind zwar dem allgemeinen Kulturerbe zuzuordnen, andere aber – wie die Rüstkammer der Wartburg – zählen eindeutig zum kulturellen Erbe Deutschlands. Alexej Rastorgujew schlägt deshalb vor, letzteres zurückzugeben, ersteres für alle zu reservieren und den Rest zu behalten – als Kompensation für erlittenes Unrecht. Wobei zwischen öffentlichen und privaten Sammlungen noch einmal zu differenzieren sei.

Bevor die russische Seele auf Rastorgujews komplizierte Kompromisse eingeht, müßten freilich einige »makropolitische« Rahmenbedingungen erfüllt sein: die Anerkennung der russischen Sicherheits- und Handelsinteressen, die Respektierung Rußlands als besonderer Macht und die Integration (nicht »Einbindung«) des Landes in die europäischen Struk-

turen. Wenn Deutschland erreichen will, daß die russischen Volksvertreter mit der Rückgabe der Beutekunst-Trophäen »ihre« Nachkriegszeit auch innenpolitisch beenden, muß es mehr bieten als NATO-Raketen vor St. Petersburg. Der Geist des Freundschaftsvertrags von 1990 schließt nämlich die Bereitschaft mit ein, die Interessen des anderen zu verstehen und – wo möglich – zu akzeptieren.

Vertrauensarbeit

Auf der »unteren« Ebene könnte dies durch Vertrauensarbeit geschehen – in kleinen Schritten, mit vielen Beispielen. »Wir müssen«, sagt Wolfgang Eichwede, »aus dem Kreislauf von Recht und Aufrechnung herauskommen«.

So könnten »die Deutschen« eine umfassende Dokumentation über die Suche nach russischen Kunstwerken in Auftrag geben; denn die einzige Anstrengung in dieser Richtung hat zu DDR-Zeiten die Stasi unternommen. Die Bundesländer könnten – wie das sachsen-anhaltinische Kultusministerium in einem Pilotprojekt – Verlustlisten von Museen ins Internet einspeisen, um so die Komplettierung dieser Listen weltweit zu ermöglichen. Deutsche Fachleute könnten bei der Restaurierung und beim Wiederaufbau zerstörter Kulturdenkmäler (in Nowgorod, Zarskoje Selo und anderswo) helfen. Und der Bundestag könnte das Thema Beutekunst von einer Enquete-Kommission durchleuchten lassen.

Vielleicht wären die Russen dann bereit, deutschen Kunsthistorikern Zugang zu Geheimdepots und Akten zu gewähren. Vor allem zu jenen Akten, die die »Sowjetische Militäradministration in Deutschland« (SMAD) 1994 mit nach Moskau genommen hat. Denn nur wenn amerikanische und russische Unterlagen gleichzeitig auf den Tisch kommen, könnten die von Nationalsozialisten und anderen Kunsträubern verursachten Verluste präzise eingekreist werden.

Aber vielleicht genügt es ja – für den Anfang – wenn der deutsche Bundespräsident bei seinem Besuch in Moskau das von Boris Jelzin eingeforderte Gastgeschenk nicht ganz so maliziös auswählt wie Jelzins Berater dies taten, als sie mit Hilfe einiger Akten von Walter Rathenau an die Unterzeichnung des *Rapallo*-Vertrags vor 75 Jahren erinnerten. Was Roman Herzog mit nach Moskau nimmt, sollte kein Nadelstich und kein Zaunpfahl sein, eher schon eine »große Geste mit hohem Symbolgehalt«. Dann könnte das Versprechen, die Beutekunstfrage noch 1997 zu lösen, im nächsten Jahrtausend tatsächlich erfüllt werden.

BERND GUGGENBERER /
THOMAS MEYER /
WERNER PETERS / TINE STEIN

Initiative für Bürgersinn

Entwurf eines kommunitaristischen Manifests

Bei den Klagen über Partei- und Politikverdrossenheit wird oft die Schuld an den Verhältnissen einseitig den Politikern und den von ihnen aufgebauten Personalstrukturen und Machtapparaten zugewiesen. Aber auch die Bürgerinnen und Bürger unseres Staates geben Anlaß zur Verdrossenheit, da viele von ihnen ihre politischen Rechte stillschweigend aufgeben zu haben scheinen und ihren Pflichten gegenüber der Gemeinschaft nicht nachkommen.

Repräsentative Demokratie ist falsch verstanden, wo sie als Allzuständigkeit der Politiker und der von ihnen kontrollierten Staatsverwaltung gilt, die inzwischen alle Bereiche der Gesellschaft durchdringt und auch das Leben des einzelnen in hohem Maße reguliert. Die Bequemlichkeit der Bürger leistet einer solchen Fehlentwicklung Vorschub. Das ist heute die Lage.

Wir brauchen eine neue Arbeitsteilung zwischen Politik, Gesellschaft und dem einzelnen. Sie ist nur durch eine Initiative der Bürger erreichbar.

Eine neue Art der »Politisierung« der Bürger ist gefordert. Politisierung hat mit Verstaatlichung nichts gemein, im Gegenteil: je mehr Einmischung der Bürger ins gesellschaftliche Geschehen, desto weniger Staat und Verwaltung ist nötig. Wir müssen zu einem lebendigen Verständnis aktiver Demokratie gelangen als einer Gesellschaft freier Menschen, die ihre Angelegenheiten zunächst einmal selbstverantwortlich und in freiwilligen Zusammenschlüssen mit Gleichgesinnten regeln.

Gemeinschaftsgeist

In unserer Gesellschaft muß die häufig verdrängte Selbstverständlichkeit wieder neu bewußt gemacht werden, daß den Freiheiten, die die demokratische Gesellschaftsform bietet, Pflichten zur Mitgestaltung und Einhaltung dieser gesellschaftlichen Ordnung gegenüberstehen.

In der griechischen Demokratie galt nur derjenige als Bürger (»Polites«), der sich aktiv in das Leben der Gemeinde einschaltete; wer sich

nur um seine Privatangelegenheiten kümmerte, den bezeichneten die Bürger als »diotes«. Gemeinschaften können nicht überleben, wenn ihnen nicht die Bürger einen Teil ihrer Zeit und ihrer Energie widmen. Die ausschließliche Konzentration auf das Privatleben ist aber auf lange Sicht nicht einmal dem Eigeninteresse förderlich. Denn sie führt zu einem immer weiter expandierenden Regierungsapparat, aufgeblähten Sozial- und Wohlfahrtsbürokratien, einem Anschwellen von Regulierungen, die das Privatleben immer mehr einschnüren, und in der Rücksichtslosigkeit gegenüber der Umwelt zu einer Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen.

Eine demokratische Gesellschaft kann nur Bestand haben bei einem Ausgleich zwischen den individuellen Freiheitsrechten und den Pflichten gegenüber der Gemeinschaft. Demokratie ist geordnete Freiheit und nicht unbegrenzte Willkür. Eine solche Freiheit wird erfahren und eingeübt in den Strukturen und Institutionen einer Bürgergesellschaft, wo Bürger den Respekt voneinander und vor sich selbst lernen, wo durch Einsatz für ein gemeinsames Ziel die Fähigkeit und Bereitschaft zur eigenverantwortlichen Regelung gesellschaftlicher Angelegenheiten gestärkt wird und damit das Gefühl für persönliche und staatsbürgerliche Verantwortlichkeit sich festigt. In Deutschland können und müssen die politischen Strukturen und Organisationen erheblich verändert werden: wir brauchen mehr Offenheit, so daß die Partizipation am politischen Geschehen leichter möglich wird. Wir brauchen mehr demokratische politische Regelungen eigener Angelegenheiten in der Bürgergesellschaft selbst.

Neue Initiativen der Parteien zu Öffnung und Bürgerbeteiligung sind ein erfreulicher erster Ansatz, sind aber viel zu zaghaft und werden von gegenläufigen Tendenzen überschattet. So wird die Entfaltung der Bürgergesellschaft behindert, wenn die Volksvertreter abermals die Gelegenheit versäumen, einen Volksbescheid in das Grundgesetz aufzunehmen, und Millionen langjährig ansässiger Ausländer ihre Staatsbürgerrechte vorenthalten.

Aber der Aufruf zur stärkeren Einnischung der Bürger in die Aufgaben und Probleme der Gesellschaft ist nicht auf den engen politischen Bereich beschränkt. Wir treten ein für einen erweiterten Begriff des Politischen: Auch die Bürgerinitiative, die sich zur Lösung eines Problems der Gemeinde zusammenfindet, die gemeinnützige Vereinigung, die Geld und Hilfsgüter sammelt, Nachbarschaftshilfsaktionen, auch Selbsthilfegruppen und Einzelpersonen, die, statt nach dem Staat zu rufen, die Dinge selbst in die Hand

nehmen, sie alle handeln politisch. Auch hier gibt es in den letzten Jahren in Deutschland eine erfreuliche Entwicklung. Viele Menschen – aber im Ganzen noch viel zu wenige – engagieren sich in solchen Gruppen, Aktionen und Initiativen. Diesen Menschen und Organisationen Mut und Ansporn zu geben und ihren Aktivitäten die gebührende Bedeutung zu verschaffen, ist eines der Ziele dieses Manifestes.

Eine neue Kultur der »Einnischung«

Die Verpflichtung, im Rahmen einer Gemeinschaft auch für das Wohlergehen anderer verantwortlich zu sein, bedeutet keine Aufforderung zu heroischer Opferbereitschaft. Es geht um die Anerkennung der Tatsache und die entsprechenden Konsequenzen daraus, daß kein Mensch eine Insel ist, sondern für sein Wohlergehen auf die anderen angewiesen ist.

Deshalb ist die Mitarbeit in gemeinwohlorientierten Gruppen, bei Nachbarschaftshilfsaktionen, in Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen ein unverzichtbarer Motor für den Zusammenhalt und das Funktionieren einer Gesellschaft. Das Engagement in solchen Vereinigungen bringt über die Förderung der Ziele des jeweiligen Vereins hinaus für den einzelnen die Erfahrung »politischer« Arbeit in einem erweiterten Sinn, das heißt der Notwendigkeit, mit Menschen unterschiedlicher Auffassungen zusammenzuarbeiten, Toleranz und Respekt für die anderen zu entwickeln, Kompromisse auszuhandeln und sich damit zufriedenzugeben, aber auch das Erlebnis, Einfluß zu nehmen und etwas zu bewirken, und das Glücksgefühl, an einer Gemeinschaftsleistung teilzuhaben.

Daneben gilt es, auch als einzelner Zivilcourage und Bereitschaft zu zeigen, sich einzumischen, nicht wegzuschauen, wenn Unrecht geschieht, sondern den Mund aufzumachen und gegebenenfalls einzuschreiten, zum Beispiel wenn Kinder mißbraucht oder gequält werden oder wenn fremdenfeindliche, rassistische Äußerungen in die Öffentlichkeit getragen werden. Offensiver Widerstand von einzelnen und in Gruppen gegen Rassismus und Intoleranz ist wichtiger als der Ruf nach schärferen Gesetzen.

Offenere Politik

In unserem politischen System müssen die Möglichkeiten der Partizipation für die Bürger deutlich erweitert und verbessert werden. Die Anhörungsverpflichtung und das Mitwirkungsrecht von Bürgergruppen im politischen Prozeß kann, auch ohne das Prinzip der repräsen-

tativen Demokratie zu verletzen, erheblich verstärkt werden. Die Parteien müssen endlich ihren Verfassungsauftrag begreifen und auch leben, der ihnen nur ein Mitwirkungsrecht an der politischen Willensbildung des Volkes zuspricht.

Das aus der Erfahrung des Nationalsozialismus geborene Mißtrauen gegenüber plebiszitären Elementen in unserem politischen System muß nach fünf Jahrzehnten positiver Erfahrungen mit der demokratischen Reife unseres Volkes Volksentscheidungen Platz machen.

Wiederentdeckung der Selbstverantwortung

Der Ausbau des Wohlfahrtsstaates, eine der großen Errungenschaften vor allem der europäischen Demokratien, droht nicht nur zunehmend zu einer unbezahlbaren Bürde der Gesellschaft zu werden, sondern hat auch in einem erschreckenden Maße die Bereitschaft zur Eigenverantwortung und den Willen zur eigenen Lebensgestaltung abgebaut. Immer mehr Risiken werden auf die Solidargemeinschaft abgewälzt, die sich für den einzelnen oft nicht als Gemeinschaft, sondern als riesige anonyme Geldverwaltungs- und Geldverteilungsbürokratie darstellt.

Bürgersinn kann weder von oben verordnet werden noch durch Nachahmung charismatischer Führungspersönlichkeiten entstehen, sondern muß aus der Bevölkerung selbst erwachsen. Aus diesem Grund müssen die für eine zivilisierte, am Gemeinwohl orientierte Gesellschaft tragenden Säulen erhalten und gepflegt werden.

Eine dieser Säulen, die grundlegende überhaupt, ist die Familie – Familie verstanden in dem heutigen liberalen, erweiterten Begriff jeder Form des Zusammenlebens von einem oder mehreren Erwachsenen mit einem oder mehreren Kindern, Familie in der heute möglichen und üblichen Vielfalt der Formen ist auf jeden Fall der Ort, wo die Kinder Sozialerfahrung und Charakterbildung erhalten. Familien, die auch das Zusammenleben mit der älteren Generation oder ihre Pflege einschließen, können diesen Zweck um so besser erfüllen. Auch die vielfältigen anderen prägenden Eindrücke und Einflüsse aus dem weiteren Umfeld und der Gesellschaft allgemein erhalten eine Bewertung und Berechnung in der Familie. Es ist daher im dringenden Interesse einer demokratischen Gesellschaft, Eltern die äußeren Möglichkeiten zu erleichtern, ihrer Erziehungsaufgabe optimal nachzukommen. Auf der anderen Seite bedeutet es auch für die Eltern oder Erziehungsbe-

rechtigten, daß sie ihren Lebensstil auf diese Verantwortung hin einrichten.

Damit die Familie instande ist, die von ihr erwarteten Funktionen zu erfüllen, schlagen wir vor:

Noch intensivere Bemühungen um die Schaffung von Teilzeitarbeitsplätzen und flexiblen Arbeitszeitregelungen. Die öffentliche Verwaltung sollte mit gutem Beispiel vorangehen: Um einige hervorzuheben:

Unterstützung berufstätiger Eltern durch Schaffung von Kindertagesstätten auch in den Betrieben. Auch hier ist die öffentliche Verwaltung besonders aufgerufen. Die Berufstätigkeit der Frauen, nicht nur aus finanzieller Notwendigkeit, sondern auch aus Freude am Beruf, ist eine unumkehrbar gesellschaftliche Tatsache. Die Gesellschaft kann dafür sorgen, daß Beruf und Kindererziehung sich zum Wohl der Kinder stressfreier miteinander verbinden lassen.

Aufwertung der Erziehungstätigkeit in den Augen der Gesellschaft und finanzielle Konsequenzen daraus, zum Beispiel durch Aufhebung des Ehegatten-Splitting im Steuerrecht zugunsten eines Familienlastenausgleichs, sowie Berücksichtigung des Beitrages der Kindererziehung für den Generationenvertrag im Rentenrecht.

Änderungen im Scheidungsrecht zur besseren Berücksichtigung der Interessen der Kinder.

Gesellschaftliche Gleichstellung der Familien der Alleinerziehenden und Hilfen zum Ausgleich ihrer zusätzlichen Schwierigkeiten.

Verbesserung des Schutzes und der Rechte der Kinder in vielen Bereichen (Schutz vor sexuellem Mißbrauch und Gewalt, Erleichterung des Adoptionsverfahrens, u. a.).

Die Schule – die zweite Plattform

Alle Erziehungseinrichtungen – vom Kindergarten bis zu den Universitäten – sind nicht nur Institute der Wissensvermittlung, sondern auch Orte der Wertevermittlung, der Charakterbildung und der gesellschaftlichen Erfahrung. Dies gilt auch dort, wo Schulen aus einer falsch verstandenen Offenheit oder Angst vor dem Vorwurf der Indoktrination vor der Aufgabe der Wertevermittlung zurückscheuen. In das dort entstehende Vakuum dringen andere Einflüsse ein und übernehmen die »Charakterbildung«.

Wir wollen also den Erziehenden Mut machen, wieder Standpunkte einzunehmen und Wertmaßstäbe zu setzen und diese offensiv, aber in offener Diskussion mit den Schülern zu vertreten, damit diese erfahren, daß es Verbindlichkeiten gibt. Denn Wertevermittlung ge-

schiebt vor allem durch die gesellschaftliche Erfahrung von gleichen Rechten und vernünftig begründeten Pflichten.

Was hier über die Schulen gesagt ist, gilt auch für die Berufsausbildung. Auch die Betriebe und Unternehmen, in denen jungen Menschen auf ihren Beruf vorbereitet werden, bilden ein höchst einflußreiches Erziehungsumfeld und zwingen die dort Verantwortlichen, sich ihrer Vorbildfunktion bewußt zu sein.

Auf der anderen Seite sind die Erziehungseinrichtungen für die Heranwachsenden auch Übungsstätten für soziales Verhalten und die Erfahrung von Verantwortung. Dem muß durch eine Stärkung der Institution der Schülermitverantwortung und die Ausweitung ihrer Funktionen Rechnung getragen werden. Eltern und Schüler können in viel stärkerem Maße an der Verwaltung der Schulangelegenheiten beteiligt werden. Dies entspricht dem Geist dieses Aufrufs zu einer stärkeren Beteiligung der Bürger an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten, und macht deutlich, daß die Erziehung Heranwachsender eine gemeinsame Sache von Eltern und Schule ist.

Die das politische Klima lähmende Entwicklung zum Berufspolitikertum sollte durch mutige Reformen (zum Beispiel eine Kultur der Begrenzung einer ununterbrochenen Parlaments-tätigkeit auf zwei oder drei Wahlperioden) gebrochen werden.

Das Vertrauen in die Politiker kann durch eine Verpflichtung zur Offenlegung ihrer Einkünfte erheblich verbessert werden.

Eine notwendige Ordnung

Die soziale Struktur einer Gesellschaft kann durch Überanspruchung und Vernachlässigung in gleicher Weise zugrunde gehen wie die natürliche Umwelt. Sie wird gepflegt, indem die einzelnen der Gesellschaft gegenüber Verantwortung empfinden und Dienste leisten und dadurch eine Atmosphäre entstehen lassen, in der die Erfüllung gewisser Gemeinschaftspflichten als selbstverständlich empfunden wird. So entsteht und so erhält sich eine Bürgergesellschaft. Solche ungeschriebenen und »außer«-gesetzlichen Verhaltenscodes und gesellschaftlichen Mechanismen gab es in vielen früheren Gesellschaftsordnungen – bei den Römern, dem Adel, dem Bürgertum unter der Monarchie. Es muß möglich sein, daß auch gerade eine freie und offene Gesellschaft, die das höchste Maß an politischer Freiheit und das größte Ausmaß an allgemeinem Wohlstand erreicht hat, sich diese Ordnung, die ihr Weiterleben sichert, geben kann.

Kritik

ANDREAS GÜNTHER

Wahlverwandtschaften auf Ecstasy Irvine Welshs Buch zur Droge

Mit *Trainspotting* (zu deutsch etwa: »Züge Mangucken«) schaffte Irvine Welsh den Sprung auf die Spitzenpositionen britischer Bestsellerlisten und avancierte über Nacht zum »Dichturfürsten der Drogengeneration« (THE FACE). Das Romandebüt, in dem Welsh Junkies und psychopathische Schläger im schottischen Edinburgh von Gewalt-Exzessen, schnellem Sex und dem Leben an der Nadel erzählen läßt, und nicht zuletzt die Verfilmung durch Danny Boyle (*Kleine Morde unter Freunden*) sorgten letzten Sommer auch in Deutschland für Furore.

Nun liegt Welshs jüngstes Werk *Ecstasy* in deutscher Übersetzung vor. Es vereint drei »Romanzen«, deren »chemische Zusätze« – so der Untertitel – erotisch-groteske Wahlverwandtschaften stiften. Den Anfang machen »Die Unbesiegtten«. Lloyd, dreißig und Single, hält sich mit Schwarzarbeit und Dealen über Wasser. Sein ständiger Konsum von Ecstasy, Koks, Speed, erzeugt das, was seine »Freunde« kühl als »Drogenpsychose« diagnostizieren. Aus der Einsamkeit seiner Wahnvorstellungen erwacht er mit dem Wunsch nach Liebe, die die rauschhafte Verausgabung überdauern möge. Aus der entgegengesetzten Richtung nähert sich ihm Heather, die ihren stumpfsinnigen Job genauso satt hat wie den lieblosen Sex ihres Ehemanns Hugh. Ein paar durchtanzte Techno-Nächte und eingeworfene Pillen genügen nicht: sie kündigt bei der Stadtverwaltung und verläßt den spießigen Jung-Manager. Als sich Lloyd und Heather in einem Club unter Ecstasy-Einfluß begegnen, sind sie sofort auf altmodische und romantische Art voneinander bezaubert. Sollten Zuneigung und erfüllter Sex dauerhafter sein als der Trip, auf dem sie sind – dann dürfen die beiden wahrhaftig als »unbesiegt« gelten.

Fortune's Always Hiding ist im makabersten Sinne des Wortes eine »Risiken-und-Nebenwirkungen-Romanze«. Dave, Einbrecher und Hooligan, kennt Gefühle nur aus Pop-Songs, bis er in den Bann der schönen, aber zu seinem Leidwesen ohne Arme geborenen Samantha gerät. – Mit ihr verspürt Dave beim Geschlechtsakt endlich wieder Erregung, ohne sich vorstellen zu müssen, jemanden zu verprü-

geln. Aber die Frau mit terroristischer Vergangenheit spannt ihn bald für den Rachezug gegen den Verursacher ihrer Behinderung aus der Pharmaindustrie ein. Dave akzeptiert, daß er selbst das eine oder andere Körperteil opfern muß, damit die, die er liebt, Gleiches mit Gleichem vergelten kann.

Die Erzählung *Lorraine geht nach Livingston* beschließt den Band. Die alternde und übergewichtige Rebecca Navarro, die sich mit Kitschromanen ein Vermögen erschrieben hat, erholt sich von ihrem Kreislaufzusammenbruch ganz vortrefflich unter den liebevoll pflegenden Händen von Krankenschwester Lorraine. Sie kürt das Mädchen nicht nur zur Romanheldin, sondern läßt sich von ihm auch die Augen öffnen für die Machenschaften ihres Mannes, der ihr Geld in Sexspiele und in die Produktion von Pornovideos investiert.

Nachdem Rebecca abgespeckt und den kommerziellen Erfolg des neuen Werkes gezielt mit der Einfügung libertinäerer Passagen unterlaufen hat, steht der Vereinigung mit Lorraine auf der Rave-Tanzfläche nichts mehr im Wege.

Welsh entwickelt seine »Plots« allerdings weit weniger geradlinig, als sie hier erscheinen. Obwohl mit Pointen gewürzt, drohen sie zu zerfasern und sich zu zerstreuen wie die Lebenswege der frustrierten und kaputten Typen, von denen sie handeln. Die Strukturen der Erzählungen gleichen verzweigtem Wurzelwerk, einem »Rhizom«, das von einer ebenso verheißungs- wie verhängnisvollen »Chemie« durchströmt ist.

Die Rede von der »Chemie« macht bei Welsh auf mindestens zweierlei Weise Sinn. Zum einen jauchzen und leiden seine Figuren mit jeder Körperfaser unter den paradoxen Wirkungen, die Designerdrogen, Schmerz- und Betäubungsmittel und sogar Konfekt hervorrufen. Ecstasy ermöglicht Lloyd intimsten Kontakt zu völlig Fremden und befreit Heather aus einer normierenden Umwelt, aber weil sich die gewonnenen



Delirierende Erotik: Pablo Picasso, »Baiser«, 10. 12. 1969, II

Foto: © Succession Picasso/VG Bild-Kunst, Bonn 1997

Glückserfahrungen nicht in die »wirkliche« Welt hinüberretten lassen, verstärken sich die Depressionen. Samanthas Mutter nahm einst »Tenzandrin«. Zu den medizinischen kommen die psychologischen und sozialen Spätfolgen: Mit ihren Armstümpfen fühlt sich Samantha »nicht komplett« und als »Freak« stigmatisiert. Hätte ihre Mutter das obskure Medikament aber nicht genommen – so suggeriert der Text voller Leidenschaft und Verzweiflung –, könnte Samantha nie mit Dave im Reigen von Eros und Tod tanzen, könnte sie sich nicht im Geiste mit ihm vereinen, während sie dem »Schuldigen« die Arme absägt, und Dave mit seinem starken Arm dafür sorgt, daß die Polizei sie nicht daran hindert. Ein einziges verlockend süßes Praliné zuviel genügt, um Rebeccas massigen Leib aufs Krankenbett zu werfen. Hätte sie es nicht genossen, sie würde vielleicht weder ihren Mann durchschauen, noch würde sie ihrer wahren Liebe und Veranlagung in Gestalt Lorraines begegnen.

Zum anderen ist mit »Chemie« wie in Goethes *Wahlverwandtschaften* jene zwangsläufige Anziehung und Abstoßung der Körper und Seelen gemeint, die einem Naturgesetz zu gehorchen scheint. Versunken in die »schwarzen Seen« von Heathers Augen, verliert Lloyd das Kalkül des raschen Beischlafs völlig aus dem Blick. Hooligan Dave hat keine Lust mehr auf Randalie – nur noch Samanthas Gesicht anschauen möchte er. Und Rebecca blüht so wunderbar auf, daß ihr Mann wünschte, er könnte sie zurückerobern.

Welsh geht aber noch einen Schritt weiter und verquickt die wörtliche und die metaphorische, die naturwissenschaftliche und die poetische Bedeutung des Ausdrucks »Chemie«: Lloyd und sein Kumpan Ally verwenden sie ungeschieden im selben Atemzug, wenn sie erörtern, ob sich die Macht wahrer Gefühle mit synthetischen Stoffen wecken läßt.

Wie schon in *Trainspotting* verzichtet Welsh auch in *Ecstasy* auf die Position des allwissenden Erzählers, der das Wohl und Wehe seiner Protagonisten souverän überblickt. Einmal mehr bedient er sich dagegen des inneren Monologs und der freien indirekten Gedankenwiedergabe in der dritten Person Singular, die in den Drogenhalluzinationen zwar surreal überhöht werden, aber fast gänzlich ohne das Fragmentarisch-Rohe des »stream-of-consciousness« auskommen. So wüst und wild sich Welshs Geschichten auch lesen, erzähltechnisch schöpfen sie aus den Traditionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die Dominanz der inneren Sprache der dargestellten Charaktere und die unmittelbaren Schilderungen der Bewußtseinsvorgänge erzeugen eine vulgäre Authentizität. Dabei variiert Welsh geschickt die Soziolekte. So prallt Lloyds Gossenjargon, in dem Freund und Feind, Mann und Frau gleichermaßen als »Potze« angeredet werden, auf die tastende Selbstfindungsprosa von Heather, die um die richtigen Worte ringt, in sie hineinhorcht – jedenfalls solange, bis sie sich mit derberen Worten Luft verschaffen muß. Welsh läßt jeden so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, meist krumm und schief nämlich. Wer sich darauf einläßt, wird nicht nur an den maskierten Seitenhieben des knapp vierzigjährigen Autors auf die »Twenty-Something«-Karristen sein Vergnügen haben.

Irvine Welsh: Ecstasy. Drei Romanzen mit chemischen Zusätzen. Deutsch von Clara Drechsler und Harald Hellmann. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997. 351 Seiten, br., DM 19,80

Ein Film in Schwarzweiß

Charles Simic findet eine Fliege in der Suppe

Meine Kindheit« heißt es in den gerade auf deutsch erschienenen Kindheits- und Jugenderinnerungen des 1938 in Belgrad geborenen und seit 1954 in den USA lebenden Lyrikers Charles Simic, »meine Kindheit ist ein Film in Schwarzweiß . . . Meine Erinnerung ist so schwach, daß alles schlecht beleuchtet und voller Schatten aussieht . . .« Wie abgerissene Filmstücke laufen die frühesten Erinnerungen vor ihm ab: eine Wiese, darüber große Wolken, plötzlich ein tief fliegendes Flugzeug . . ., gebeugte Gestalten mit Bündeln auf den Rücken, Gestalten ohne Gesichter . . ., graue Soldaten, graue Menschen . . . »Schau nicht hin«, flüstert die Mutter, als sie an einer Straßenecke deutsche Soldaten stehen sehen. Der dreijährige Charles schlägt die Augen auf, ein Soldat lächelt, das macht ihm Angst, ohne daß er weiß, warum. Das sind die ersten Eindrücke, Bruchstücke von Erinnerungen: Es ist Krieg; Belgrad, Schauplatz von Simics Kindheit, wurde Anfang der vierziger Jahre von den Deutschen, ab 1944 von den Engländern und Amerikanern bombardiert, schließlich von den Russen befreit. Aus der Kinderperspektive erschienen die Situationen und Dinge, an die Charles Simic sich erinnern kann, mal karg wie in der lapidaren Erwähnung von Leichen im Straßengraben, von Nachbarn, die exekutiert wurden, oder anderen Nachbarn, die spurlos verschwanden; mal grotesk, wie etwa ein geplanter Schweineraub. In der Hungerszeit nach dem Krieg hielten sich manche Leute Hühner und Schweine in der Wohnung. Die Straßenkinder beschlossen, daß Charles eine Sau aus einer Wohnung im dritten Stock stehlen sollte. Er, der bedenkenlos bei gefährlichen Dingen mitmachte und zum Beispiel Schießpulver aus Patronen holte, um es gegen Comic-Hefte oder Konserven einzutauschen, wobei einem Kind einmal die Hände abgerissen wurden, er wurde bei dem Gedanken an den Schweineraub von heillosem Schrecken erfaßt – so riesig und monströs mit einer bis an die Decke reichenden Kruppe erschien ihm die zu raubende Sau in der Vorstellung.

Diese und andere Momentaufnahmen – entgleiste Züge, eine schwarze Katze, mit der er Schach spielte, der Vater, der auf allen Vieren betrunken nach Hause kroch, die hochschwängere Mutter, die den kleinen Charles zu Boden

riß und sich über ihn warf, als Kugeln sie umschwirren, zeichnet der Autor sehr anschaulich und plastisch. Am stärksten wirken die Schilderungen dort, wo er sie unkommentiert nebeneinanderstellt, kühl, mit sondierendem Blick, doch ohne ihre Bedeutung ergründen zu wollen. So erzählt er beispielsweise, wie seine Klasse nach dem Krieg das städtische Kriegsmuseum besucht. Neben Gewehren, Handgranaten, Uniformen sind vor allem Fotos ausgestellt, Fotos, auf denen Gehängte und rauchende Henker oder Berge von nackten Leichen zu sehen sind. Simic stellt das lakonisch dar, ohne zu erklären. So richtet sich die implizite, doch keinmal ausgesprochene Anklage nicht gegen bestimmte Soldaten, bestimmte Völker, sondern allgemein und grundsätzlich gegen die zu jedem Krieg gehörenden Grausamkeiten. Nach der Besichtigung setzten sich die Kinder vor das Museum und aßen: »Die Kost war mager. Die meisten Kinder hatten Pflaumenmus und Brotscheiben. Ein paar hatten Schmalz mit Paprikastücken. Ein Junge hatte nichts als Brot und Lauch. Das fanden alle lustig. Jemand warf seine dicke Schwarzbrotscheibe in die Luft, so daß sie im Baum hängenblieb. Der arme Kerl versuchte sie herunterzubekommen, indem er Steine danach warf. Er traf immer daneben. Dann wollte er auf den Baum klettern. Sogar unser Lehrer, der hinzukam, um zu schauen, fand das komisch.«

Die eben zitierte Passage steht auf der vorletzten Seite. Und man fragt sich irritiert, wie es kommt, daß man am Ende des Buches wieder bei Simics Kindheit ist, obgleich man hundert Seiten zuvor dem Fünfzehnjährigen über Opatia, Triest und Paris nach New York zu seinem Vater folgte. Auskunft gibt das Impressum: Teile des Buches seien zwei Bänden mit Essays und Lebenserinnerungen entnommen. Wer hat sie so kommentarlos für den vorliegenden Band zusammengestellt? Der Autor? Der Lektor? Offensichtlich hat man es nicht mit einem bewußt komponierten Ganzen zu tun. Der Leser wird auch nicht darüber informiert, daß Teile des als Erstveröffentlichung anonncierten Bandes bereits in dem 1993 im selben Verlag publizierten Gedichtband *Ein Buch von Göttern und Teufeln* enthalten sind. Die Übersetzung ist an vielen Stellen merkwürdig holprig. Man liest Sätze wie die folgenden: »Er kam wieder, um noch einmal zu sehen«, oder: »Es waren auch Wolken am Himmel und viele große Fliegen von der Art, die man bei Schlachthöfen antrifft, die unsere Gedanken und unser Lachen anhielten.«

Nichtsdestotrotz: Es gibt wunderbare Passagen. Zu diesen zählt die Ankunft in New York.

Nach der Machtübernahme der Kommunisten in Jugoslawien stellte die Mutter für sich und ihre beiden Söhne einen Ausreiseantrag, um zu ihrem Mann in die USA zu kommen. Charles Simics Vater war dort seit 1948 als Ingenieur einer Telefonbaugesellschaft tätig. Dem Antrag wurde bald stattgegeben, doch die Einreisepapiere ließen lange auf sich warten. Der einjährige Zwischenaufenthalt in Paris war überschattet von Armut und dem Gefühl, als Ausländer unerwünscht zu sein. Charles Simic war sechzehn, sein Bruder zehn, als sie schließlich im Hafen von New York landeten. »Was mich verblüffte, mich sprachlos vor Aufregung machte, war der erste Anblick von Manhattan mit seinen Wolkenkratzern. Es war genau wie im Film, nur daß dies hier echt war. Die gigantische Stadt vor uns mit ihren Docks, ihren großen Schiffen, ihrem Verkehr auf den äußeren Autobahnen, ihren Reklametafeln und Menschenmassen . . . Mein Vater wartete hinter dem Zoll. Ein großer Mann. Wir erkannten ihn anhand der Fotos wieder. Wir winkten. Er winkte zurück . . . Dann das Durcheinander der Umarmungen und Küsse . . . Es war alles unglaublich und wundervoll. Der Dreck auf den Straßen, die Kleidung der Leute, die hohen Häuser, der Schmutz, die Hitze, die Yellow Cabs, die Reklamen und Zeichen. Nichts war wie in Europa. Es war schrecklich häßlich und schön auf einmal! Ich mochte Amerika auf Anhieb.«

Im Gegensatz zur Mutter, die aus einer gutbürgerlichen Familie des Mittelstands kam, entstammte der Vater einer Arbeiterfamilie, in der es chaotisch zuzuging und mal der eine, mal der andere mit den Gesetzen in Konflikt geriet. Die amerikanische Lässigkeit kam seinem Wesen sehr entgegen. Er war beruflich viel unterwegs, lebte von der Hand in den Mund, liebte es, mit Charles gut essen zu gehen und prägte ihm als Lebensweisheit ein, »daß man sich nie Sorgen um die Zukunft machen dürfe.« Ihm konnte der Junge alles erzählen; zum erstenmal in seinem Leben konnte er jemandem gegenüber vollkommen offen sein. Diese freundschaftliche Aufnahme durch den Vater und die Begeisterung für den *american way of life* ließen ihn rasch Englisch lernen. 1956, mit achtzehn, machte er den Abschluß an der High School, er studierte, schrieb Gedichte und Essays, erhielt den renommierten Pulitzer-Preis und ist seit vielen Jahren Professor an der Universität von New Hampshire. Doch ist von dieser erfolgreichen Karriere in seinem Buch nicht die Rede. Vielmehr berichtet Simic von nicht viel versprechenden Anfängen, vom Suchen nach einer Form, in der er das, was ihn bewegte und bedrängte, hätte ausdrücken können.

Der Versuch, als Maler zu reüssieren, scheiterte zwar, bewirkte aber eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der modernen Kunst und ihren Schwierigkeiten. Seine dabei gewonnenen Einsichten konnte er für sein Schreiben fruchtbar machen. Die autobiographischen Skizzen enden damit, daß Charles Simic nach der scharfen Kritik eines Freundes niedergeschlagen war, doch zugleich grimmig entschlossen, weiter Gedichte zu schreiben. Er wurde tatsächlich zu einem der bedeutendsten US-amerikanischen Lyriker, von dem mehr als ein Dutzend Bücher auf Amerikanisch vorliegen. Sie harren noch der Übersetzung.

Charles Simic: Die Fliege in der Suppe. Aus dem Amerikanischen von Rudolf von Bitter, Hanser Verlag, München 1997, 168 S., DM 34,-

DETLEF HORSTER

Politik im 21. Jahrhundert

Helmut Willkes Zukunftsvorstellungen

Politik ist – was Politikerinnen und Politiker oft nicht sehen wollen oder können – nicht der Kopf der Gesellschaft, sondern eins von vielen gleichgeordneten Subsystemen, wie Wirtschaft, Gesundheit, Bildung; keins hat Vorrang, alle sind wechselseitig auf einander angewiesen. Gemeinwohl liege, schreibt Helmut Willke, nicht in der alleinigen Definitionsmacht der Politik, »sondern in aufwendigen Verfahren der Abstimmung heterarchisch gekoppelter Funktionssysteme der Gesellschaft. Die Frage, die dieses Buch zu beantworten sucht, ist, mit welchen Leistungen die Politik und in welcher Funktion ihr Staat diesen sozialen Diskurs mitgestalten können.«

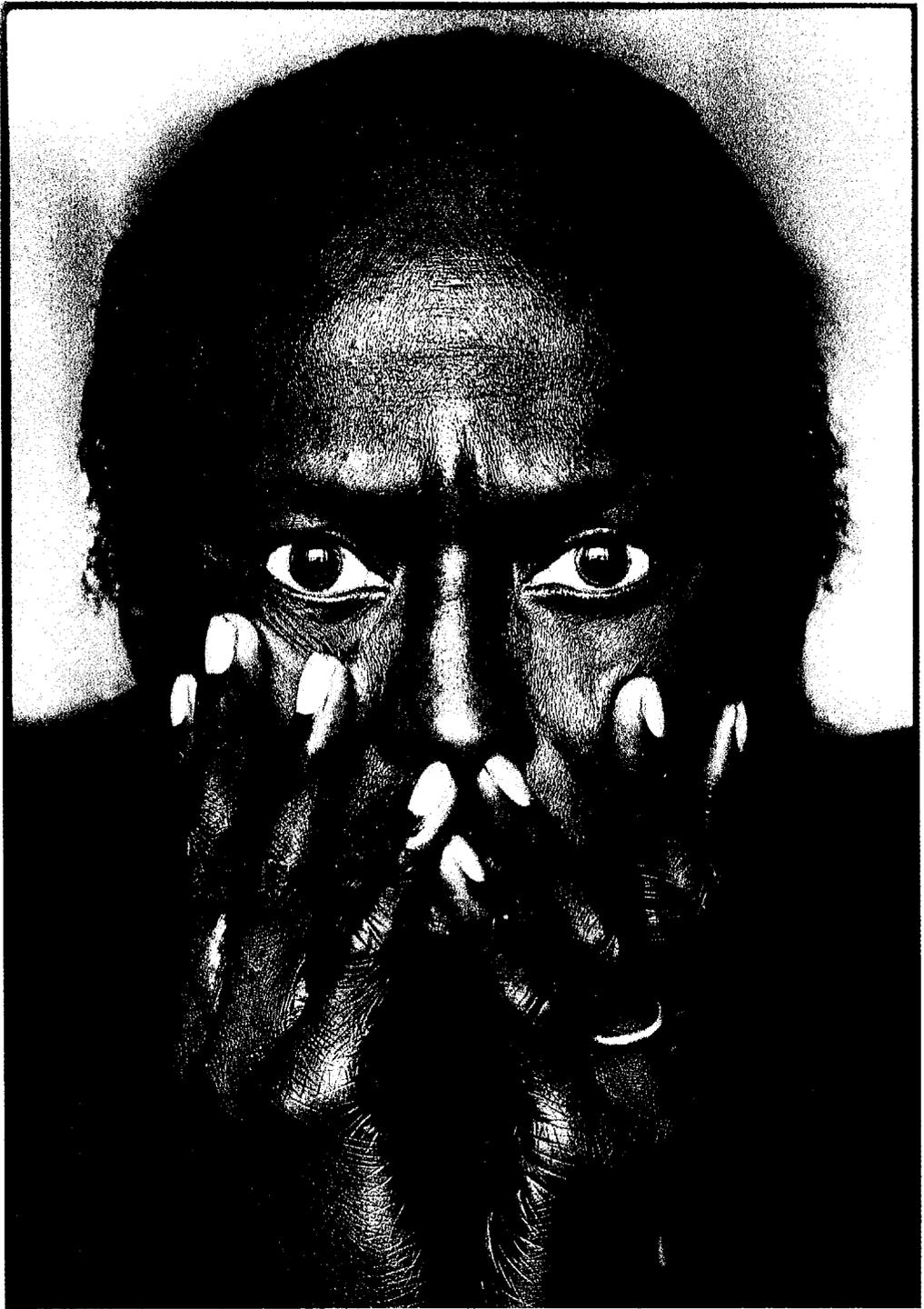
Mit diesen Gewißheiten systemischer Gesellschaftstheorie allein gibt Willke sich nicht zufrieden, sondern er registriert weitere einschneidende Umwälzungen: »Eine Reihe von bislang als hoheitlich definierten Aufgaben sind oder werden privatisiert: Post und Telekommunikation, Energieversorgung, Rundfunk und

Fernsehen, Fluglotsendienste und Müllabfuhr, Eisenbahn und Autobahnen, Gesundheitsdienste und Kindergärten und vieles weitere. In Bereichen wie Erziehung (Schulen) oder Forschung und Lehre (Universitäten, Forschungseinrichtungen) gibt es öffentliche und private Einrichtungen Seite an Seite. Dies gilt zunehmend auch für den Kernbereich der inneren Sicherheit: In den USA geben seit Jahrzehnten Private mehr Geld für innere Sicherheit und Überwachung aus (über 52 Milliarden Dollar für 1992/93 und damit 73 Prozent mehr) als alle öffentlichen Hände.«

Damit nicht genug der aufgespürten Umgestaltungen: Menschliches Handeln ist heute in hohem Maße wissenschaftsbasiert. Wissen wurde zum öffentlichen oder – wie Willke sagt – kollateralen Gut, dessen Koordinierung und Verteilung von der Politik geleistet werden könnte. Ein Beispiel dafür, wie elektronisch übermitteltes Wissen praktisch nutzbar gemacht werden könnte, ist das Verkehrsleitsystem. In einem Versuch erproben Elektronik- und Auto-Firmen folgendes: In PKW sind Anzeigergeräte installiert, welche über Infrarotsender in den Baken am Straßenrand gespeist werden. So bekommt der Autofahrer Informationen über Straßenzustände, Staus, Gefahrensituationen, besetzte Parkhäuser und die kürzeste Strecke zu seinem Zielpunkt. Ein solches System, gut koordiniert eingesetzt, würde »in der EU jährlich Transport- und Verkehrssystemkosten in Höhe von geschätzten 25 Milliarden € einsparen, die Anzahl der Verkehrsunfälle um 15 – 20 Prozent reduzieren und die Umweltschäden durch Straßenverkehr verringern.«

Es geht weiter: Die territorialen Grenzen werden gesprengt. »Ob bemannte Raumfahrt oder Schneller Brüter, ob Magnetschwebebahn oder digitales Fernsehen, ob Minitel oder Glasfaserverkabelung, ob ein satellitengestütztes globales Positionierungssystem oder ein Normensystem für globale mobile Telekommunikation – jede dieser Optionen ist inzwischen so dicht in ein globales Netz wechselseitiger Abhängigkeiten und Restriktionen eingebettet, daß man sinnvollerweise von einer souveränen nationalen Entscheidung nicht mehr sprechen kann.« Darum »wird zunehmend fraglich, auf welches Kollektiv sich eine bestimmte Politik beziehen kann und soll«, nachdem schon die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Bereich durchlässig geworden ist.

Bis hierhin ist der Leser atemlos der Beschreibung schwindelerregender sozialer Veränderungen gefolgt, die jeden Politiker aufwecken müßte, der noch im hundertjährigen Dornröschenschlaf verharrt und von der allein



»I felt that Anton was photographing the songs not us...«, schreibt Bono, der Sänger von U2, im Vorwort zur Neuauflage von Anton Corbijn's Fotoband »Famouz«, der Portraits nahezu aller Größen der Popkultur zeigt. Corbijn, der in den 80ern als Haus- und Hoffotograf von U2 und R.E.M. berühmt wurde, ist längst selbst Kult. Bei aller Stilisierung der Stars scheint durch Corbijn's Bilder immer wieder etwas Unerwartetes, Privates, oder – wie hier bei Miles Davis – Emotionales hindurch. »Anton makes icons«, schreibt Bono, »almost religious/the son of a dutch cleric/he throws a reformer's eye on beauty and celebrity.../there's a gentleman's guilt in his appreciation of woman...« (Anton Corbijn: Famouz. Photographs 1976–88. Verlag Schirmer und Mosel, München 1997, 148 S., DM 98,-)

ordnunggebenden Kraft der Politik träumt. Nun kommt Willke auf die Beantwortung der Frage zurück, die er eingangs gestellt hat.

Welche Aufgabe kann Politik nun haben? Sie müsse die selbstreferentiellen Systeme dazu bringen, einen Blick in die Umwelt zu werfen. Die Systeme würden sehen, daß es Probleme gibt, die alle gleichermaßen betreffen. Solche Probleme müßten gemeinsam gelöst werden. Das würde sich in der Zukunft für jedes einzelne System auszahlen. Der Politik kann nach dem Scheitern diverser Problembewältigungsstrategien der vergangenen Jahrzehnte, wie »Reagonomics«, »Thatcherismus«, französisches Planungsmodell und sozialdemokratisch geplante Gesellschaftstransformation, die Rolle des Koordinators zu fallen.

Der Supervisor in Gestalt des Staates könnte in Aktion treten, auf systemübergreifende Interessen hinweisen und beispielsweise folgendes zeigen: Würde nur unter dem Gesichtspunkt der Gewinnmaximierung gewirtschaftet, fände man bald keinen Absatz mehr, weil arbeitslose Menschen kein Geld ausgeben und die Produkte kaufen könnten, und weil die Umwelt bald so geschädigt sein würde, daß die Bedingungen des Wirtschaftens in berechenbarer Zeit zerstört wären.

Problemlösungen werden in Verhandlungssystemen gefunden. Das sind Systeme, in denen die Subsysteme als gleichberechtigte und gleichwertige Verhandlungspartner wechselseitige Akzeptanz ihrer Autonomie genießen. Der Politik fällt neben der Aufgabe des Supervisors die des Moderators zu, der die Beteiligten auf Gerechtigkeit und Fairneß verpflichtet. Das wird unter Wahrung der Systemautonomie und der nicht aufhebbaren egoistischen Logik des Marktes ein nicht leichter Balanceakt. Und wenn die Politik widerstreitende Interessen unter dem Leitwert des Gemeinwohls der öffentlichen Interessen moderieren soll, fällt ihr eine nicht gerade mühelose Aufgabe im 21. Jahrhundert zu.

Dieses lesenswerte Buch gibt so zahlreiche Informationen, daß jedem, der sich ernstliche Gedanken über die zukünftige Rolle der Politik macht, die sorgfältige Lektüre zu empfehlen ist. Kritik an dieser Studie kann sich nur auf einen formalen Aspekt beziehen: Willke hätte sie besser durcharbeiten sollen, um die sich häufenden Redundanzen und Wiederholungen zu vermeiden.

Helmut Willke: Supervision des Staates. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1997, 380 Seiten, DM 48,-

ROBERT MISIK

Staat, Markt, Europa

Publikationen zu Marktdogma und Wettbewerbs-Ideologie

*There is no such thing like society,
there are only individuals.*

Margaret Thatcher

*Die Gesellschaft besteht nicht aus
Individuen!*

Karl Marx

Vom »Verschwinden des Staates« hatte schon Louis Althusser, der kommunistische französische Philosoph, vor zwanzig Jahren gesprochen und heute ist, als wollte man seine These belegen, nur noch von Standorten die Rede. So ist der Staat unversehens wieder zum Problem für die Theorie geraten.

Also quält sich denn auch Antonio Negri, der lange verschollene Theoretiker der linksradikalen italienischen Autonomia-Bewegung, gemeinsam mit seinem Co-Autor Michael Hardt mit der Frage ab, wie denn eine marxistische Theorie des Staates in der Postmoderne zu formulieren sei. Denn daß der Staat im Wirbel deregulierter Weltmärkte schwach, am Verschwinden sei, läßt sich ja nur im Feuilleton und im Essay schreiben. Für die Theorie gelten andere, strengere Normen.

So gerät der Staat in Negris Analyse *Die Arbeit des Dionysos* zum Gegenteil, zum starken Staat des Neoliberalismus. Daß dem Staat die Mittel zur wohlfahrtsetatistischen Integration der Konflikte aus der Hand gleiten, ist für Negri nur ein Hinweis darauf, daß er sich auf den Kern von Staatlichkeit zurückzieht und der ist: Polizei zu sein. Konflikte zu vermeiden und, wo dies nicht mehr gelingt, durch Repression unter Kontrolle zu halten. Der schlanke Staat wird aus solcher Perspektive »keineswegs zu einem schwachen, sondern im Gegenteil zu einem immer stärkeren Subjekt.«

In diesem Sinne, fährt Negri fort, »erscheint der schlanke Staat des postmodernen Liberalismus letztlich als eine Verfeinerung und Erweiterung der deutschen Tradition der Polizeiwissenschaft.«

Dennoch sind die Staaten nicht bloß Gefängnisse – welche selbst, Beispiele aus den USA belegen dies, die Tendenz aufweisen, privatisiert zu werden. Die Statistiken verbieten eine solche Deutung. Trotz der Anstrengungen der neoliberalen Revolutionäre, allen voran Margaret Thatcher und Ronald Reagan, stabilisiert

sich die Staatsquote überall bei nahezu 50 Prozent und auch die Aufwendungen für soziale Transfers fallen kaum wo unter 30 Prozent.

So schließt Negri, der seinerzeit als linker Kritiker des Wohlfahrtsstaates (*Die Krise des Plan-Staates*) für Aufsehen sorgte, dort an, wo er in den 70ern aufgehört hat. Für ihn bereitet die Krise des Plan-Staats »den Weg für einen weiteren qualitativen Sprung im Verhältnis von Staat und kapitalistischer Produktion. Keineswegs eröffnet sie eine neue Runde der Konkurrenz zwischen Einzelkapitalen, noch wertet sie die Marktregeln neu auf oder schaltet die selbstverständliche Möglichkeit zu intervenieren aus«.

Sagen wir es offen: Das Buch von Negri und Hardt ist ein ärgerlicher Text, dessen Stärke seine Schwächen begründet. Die Autoren gehen in klassischer Diktion des Marxismus zu Werke, dem freilich sein Resonanzboden abhanden gekommen ist. Dies wäre noch kein Anlaß für Kritik, hätte man nicht den Eindruck, daß gerade mit der Hermetik dieser Sprache das Ende der klassischen Linken weggeschrieben werden soll; und wäre nicht, im Gegenteil, die Erosion des linken Milieus in Rechnung zu stellen, eine Vorbedingung für jene Rekonstruktion, die Negri im Sinn hat.

Es wird sodann eine Kritik der politischen Ökonomie im klassischen Sinne versucht, also eine Theorie der Gesellschaft als Theorie der Produktion geschrieben. Für Ideologie ist da, streng besehen, kein Platz, die Wettbewerbs- und Rentabilitäts-Dogmen geraten schnell zu Reflexen des Verwertungsprozesses. So kann gar nicht mehr in den Horizont der Theorie geraten, daß es die Ideologien sind, die die Gesellschaft als Gesellschaft konstituieren, indem sie die Individuen an einen Glauben an offenkundige Evidenzen anschließen – handelte es sich auch bloß um die postmoderne liberale Illusion, daß es so etwas wie Gesellschaft nicht mehr gäbe, sondern nur noch konkurrierende Individuen.

Und dennoch ist das Buch, hat man den ersten Schrecken einmal überwunden, lesenswert. Vor allem jene Passagen, in denen die Theorien John Rawls und die Systemtheorie der Luhmann-Schule als jene Ideen genommen werden, in denen der moderne Kapitalismus zu sich selbst kommt, treffen bisweilen den Kern. So erscheine, schreibt Negri, bei jenen Denkern »die Gesellschaft als ein sich selbst regulierender Automat, jenseits unserer Kontrolle und einen der ewigen Träume des Kapitals erfüllend«. Machbarkeit werde so »im Kontext des Systems zum einzig möglichen Problem erklärt«. Staat, Geschichte und Subjekte können aber

nicht mehr in den Blick geraten, denn »das System selbst ist der einzige Akteur, der den Vertrag schließt«. Die alten Theorien vom Gesellschaftsvertrag, die noch im Sozialstaat mit seinen bürokratischen Solidaritäten und dem Vertrag zwischen den Generationen am Werke waren, sind vollkommen obsolet. Was zählt, ist Effektivität. Ist eine Diktatur für das autopoetische Subsystem »Politik« effektiv, läßt sich aus der Perspektive der Systemtheorie für Demokratie, Freiheit oder Autonomie nicht mehr plädieren.

Der Berliner Publizist Claus Koch kommt da mit ganz anderem Gestus daher. Mit wilder Motorik springt er uns aus seinem Essayband *Das Ende des Selbstbetrugs* entgegen, schlägt hier dagegen, läuft dort mit dem Kopf an. Auch dies ein Buch, das nicht als reines Vergnügen gepriesen werden kann. Wenn Negri in der kühlen Diktion des postmarxistischen Untergrunds formuliert, schreibt Koch im blumigen Barock des Privatgelehrten, sodaß man nicht immer gewiß sein kann, ob sich hinter den kraftvollen Wendungen nicht Platitüden versteckt halten. Und auch dies ist wiederum ein Buch, dessen Lektüre letztlich empfohlen werden muß. Zu viele wichtige Beobachtungen hat der Autor hineingeschrieben, zu viele glänzende Formulierungen, als daß man es übergehen könnte.

Der Staat ist, wie könnte es anders sein, auch für Koch ein Thema. Kochs Buch handelt von Europa, das sich anschiekt, ein Markteuropa zu werden. Amerika kommt in dieser Perspektive nur noch als Negativfolie vor, und die antiamerikanischen Injurien sind denn auch das Unsympathischste an diesem Bändchen. Der Staat – der europäische Nationalstaat – ist für Koch so das schlechte Alte, an dessen Stelle kein gutes Neues, sondern nur Schlechteres zu treten scheint.

Die Sozialdemokraten kommen da nicht gut weg: gegen die Anmaßungen des staatsfeindlichen Markteuropa fällt ihnen nichts ein: »Sie sind wie eh und je auf die Möglichkeit ›vernünftiger‹ Politik im ›vernünftigen‹ Staat fixiert, also auf bürokratische Rationalität, auf Herrschaft als Organisation«.

Nun wird der Staat, als Ort der bürokratischen Herrschaft, dieses stählerne Gehäuse der Hörigkeit, wie ihn schon Max Weber nannte, mehr und mehr perdu, doch durch die Entfesselung der Märkte ist die freiwillige Knechtschaft nicht zerbrochen worden. Die Entmündigung der Individuen setzt sich »nur in neuen Formen fort«.

Kochs Buch ist also ein eloquentes Plädoyer für Politik im emphatischen Sinne und er hat es mit Emphase geschrieben. Die »liberale Diktatur« zu brechen, fordert er, und, daß Amerika endlich »von den Europäern selber als gegnerische Macht identifiziert« werde. Geistreiche Selbstgespräche über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wechseln sich ab mit düsteren Verdikten gegen die (Sozial-)Versicherungs-Mentalitäten, über die man Ähnliches schon vor 65 Jahren bei Ernst Jünger gelesen hat.

Aber weil Koch ein Sensorium für das Dunkle und die Abgründe des Menschen hat, weiß er auch, daß Politik nicht alleine Sache von Parteitechnokraten und Verwaltungsleuten ist, daß Freiheit »nicht an runden Tischen im Konsens erzeugt« wird, sondern – übrigens wie ihr Konterpart, die Knechtschaft – ihren Motor immer in den Leidenschaften, in einem Glauben finden muß, sei es ans Gute, sei es an die Autonomie des Subjekts, sei es daran, daß Ungleichheit ein ewiger Skandal sei.

So kumuliert sein Buch nicht in der Forderung nach einer europäischen Verfassung, sondern in einem Plädoyer »für eine europäische Verfassungsbewegung« und das Manko, das Vakuum, das da bleibt, ist dem Autor nicht vorzuerwerfen: denn solche Bewegungen lassen sich nicht erfinden, nicht voluntaristisch entfachen. Sie entstehen, wenn überhaupt, aus einem listigen Impuls der Geschichte.

Es ist dem, der solitär den Verfall der Welt beklagt, selten gegeben, eine Tendenzwende anzustoßen.

Deswegen auch haben sich eine Handvoll Wissenschaftler zusammengesetzt, die »Gruppe von Lissabon« gegründet und ein Memorandum vorgelegt: *Grenzen des Wettbewerbs*, und man scheint keiner Täuschung aufzusitzen, wenn man meint, die Autoren erhoffen sich eine ähnliche Wirkung wie sie einst der Denkschrift *Grenzen des Wachstums* beschieden war.

Wem der apokalytische Gestus der Jeremiade von der »Globalisierungsfalle« nicht behagt, dem sei dieses Buch ans Herz gelegt. Es ist nüchtern und materialreich, ausgewogen und deshalb auch ein bißchen fad. Die Grundthese ist, daß die Globalisierung der Märkte den Wettbewerb »von einem Mittel und einem spezifischen Modus wirtschaftlichen Handelns zu einer Ideologie hat werden lassen«. Daß dies fatal ist, liegt auf der Hand, nicht zuletzt deswegen, weil der deregulierte Wettbewerbskapitalismus, indem er Monopolbildung fördert, immer die Tendenz aufweist, »Wettbewerb zu umgehen«. Im Sog dieses Prozesses der Her-

ausbildung der Wettbewerbs-Ideologie wird aber die staatliche Kompetenz zur Regulierung immer mehr in Frage gestellt: »Die Handlungen des Nationalstaates werden lediglich als Quelle von Einschränkungen und nicht von Möglichkeiten aufgefaßt«. Ansätze zu globaler Regulierung ereilt oft ein ähnliches Schicksal und das findet die Gruppe von Lissabon gar nicht gut. Deswegen würde sie der Erde, zumindest aber den drei reichen Regionen der »Triade« – Nordamerika, Europa, (Süd-)Ostasien – am liebsten vier globale Sozialverträge oktroyieren: 1. einen Grundbedürfnisvertrag, 2. einen Kulturvertrag, 3. einen Demokratievertrag, 4. einen Erdvertrag.

Zwar stellen sich die Autoren der Frage, wer zum Motor des Fälligen werden solle, und sie machen »drei soziale Akteure« aus: die »globale Zivilgesellschaft« – also Nicht-Regierungsorganisationen, UNO, lokale Akteure »einschließlich der Gewerkschaften«; »die aufgeklärten Eliten aus Industrie, Wissenschaften, Regierungen, Medien und Stiftungen«; und die Städte, die die globalen Probleme als erste verdichtet verspüren.

Wenn das bloß kein zu aufklärerisch-rationales Verständnis vom Funktionsmodus von Politik und Geschichte ist. Zuvor noch haben die Autoren selbst von den »technokratischen Illusionen« gesprochen. Das Wort »Bewegung« kommt in dem Memorandum nicht vor, Leidenschaften wird es keine entfachen und so sind wir am Ende des Buches zwar informierter, aber doch so klug als wie zuvor.

Antonio Negri/Michael Hardt: Die Arbeit des Dionysos. Edition ID-Archiv, Berlin/Amsterdam 1997, 180 Seiten, DM 28,-

Claus Koch: Das Ende des Selbstbetrugs. Europa braucht eine Verfassung, Hanser Verlag München 1997, 220 Seiten, DM 34,-

Die Gruppe von Lissabon: Grenzen des Wettbewerbs. Die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit, Luchterhand Verlag München, 223 Seiten, DM 36,-

Auf dem Holzweg

In künstlichen Forsten gibt es nur wenige Tier- und Pflanzenarten. Der NABU will lebendige Wälder. Sie sind artenreich und nutzen auch dem Menschen.



NABU

NATURSCHUTZBUND
NABU-LEBENDIGER WALD
NABU-LEBENDIGER WALD



LEBENDIGER WALD

FRIEDBERT PFLÜGER

Europas Kernverschmelzung

Klaus Bloemer verabschiedet
den Nationalstaat

Aufsätze aus drei Jahrzehnten dokumentieren, daß Klaus Bloemer seine Ideale nie zugunsten der politischen Opportunität verraten hat: erst in der CSU als außenpolitischer Berater von Franz-Josef Strauß und später, als er die Politik der CSU nicht mehr mit seinen europäischen Vorstellungen in Einklang zu bringen glaubte, in der SPD. Bloemer war »ideentreu, nicht parteitreu«, wie es im Vorwort formuliert wird.

Der Autor denkt in den Kategorien der politischen Theorie des Realismus – Macht und Einfluß. Dennoch ist er imstande, Visionen zu entwickeln. Schon der Buchtitel ist Programm: Abschied vom alten Nationalstaat, der Staatsform, die Europa in den letzten 200 Jahren so viel Unglück gebracht hat. Bezeichnend auch das Bild auf dem Buchumschlag: Konrad Adenauer vor dem Eiffelturm in Paris – Sinnbild der deutsch-französischen Verständigung, die nach dem Zweiten Weltkrieg den Grundstein für die Einigung Europas gelegt hat.

Bloemer ist ein entschiedener Anhänger der Währungsunion, durch die eine »letzten Endes nicht mehr kündbare Solidargemeinschaft« hergestellt würde. Deshalb sei die Wirtschafts- und Währungsunion auch das eigentliche »Herzstück« der politischen Union. Bloemer unterstützt also das gewaltige Vorhaben der EU, über die Schaffung von Währungsunion und gemeinsamer Geldpolitik die politische Union Europas voranzutreiben, ja er sieht einen gewissen Automatismus: Wenn erst einmal alle das gleiche Geld haben, sitzen sowieso alle im gleichen Boot. Der Zwang zu gemeinsamer Politik wird so erhöht.

Bloemer will keinen losen Staatenbund, sondern hält unbeirrt am Ziel der Vereinigten Staaten von Europa fest. Eine »europäische Kernverschmelzung« müsse her, nur dann könne sich Europa zum Machtzentrum in der Weltpolitik entwickeln. Konsequenterweise lobt der Sozialdemokrat Bloemer das sogenannte »Kerneuropa-Papier«, das Wolfgang Schäuble und Karl Lamers im Herbst 1994 vorgelegt haben. Das Voranschreiten einiger Staaten innerhalb der EU bedeute nicht, daß die übrigen Mitgliedstaaten in die »europäische Holzklasse« zurückversetzt würden – alle Länder bleiben eingeladen, zum Kern dazuzustoßen und ihn nach und nach zu vergrößern. Dies gelte zumal

auch für die Briten, die »notorischen Dauerfahrer auf der europäischen Schleichspur«.

Kritisch muß angemerkt werden, daß dem Buch – gerade bei den aktuelleren Beiträgen – das eine oder andere Wort in Richtung Vereinigte Staaten von Amerika gut getan hätte. Bloemer ist wahrlich kein Anti-Amerikaner, aber die Rolle, die Washington in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für den Frieden und die Freiheit Europas spielt, kommt in dem Buch etwas zu kurz.

Klaus Bloemer: Abschied vom Nationalstaat – Die Zukunft der deutsch-französischen Union. Bouvier-Verlag, Bonn 1996, 287 Seiten, DM 49,80

HUBERT KLEINERT

Der Held, der Manager und der Schurke

Egon Bahr erinnert
ein Stück Zeitgeschichte

Egon Bahr, eben 75 geworden, hat Erinnerungen vorgelegt. Fünfzehn Kapitel sind es geworden, in denen der gelernte Journalist instruktiv und informativ über fünfzig Jahre deutsche Nachkriegsgeschichte berichtet.

Es sind Stationen einer langen Wegstrecke, die in *Zu meiner Zeit* lebendig werden. Als Journalist zunächst im Berlin der Nachkriegszeit, später im noch ziemlich betulichen Bonn der Adenauer-Ära. Dann der biographische Einschnitt: Engagement als Pressesprecher des Berliner Senats unter Willy Brandt. Später erneuter Wechsel nach Bonn – als Planungschef des Außenministers der Großen Koalition. Dann, mit dem Machtwechsel 1969, der Sprung ins Kanzleramt. Die große Zeit der Ostpolitik und der Höhepunkt des politischen Erfolgs in der Bundestagswahl 1972. Dann Kanzlersturz, Minister bei Helmut Schmidt, Bundesgeschäftsführer, Bundestagsabgeordneter. Die Wende von 1982. Hernach der Versuch, auch aus der Opposition heraus ein Stück »Nebenaußenpolitik« fortzusetzen. Schließlich die Deutsche Einheit.

Natürlich interessiert bei einem Mann wie Bahr vor allem, was er über jenen Teil seiner politischen Laufbahn zu sagen weiß, der mit

der Ostpolitik verbunden ist. Über Entstehung und Hintergründe, Abläufe, Fehler und Erfolge jener von ihm selbst maßgeblich mit entwickelten und mit betriebenen Politik, die eine ganze Epoche deutscher Nachkriegsgeschichte wesentlich geprägt hat. Und über ihre Bewertung heute, in einer Zeit nach dem Fall der Mauer, der diese Epoche beendet hat und historische Urteile ebenso fordert wie überhaupt erst erlaubt. Die allerdings auch die Versuchung nahelegt, die Dinge nur vom Ergebnis her zu betrachten, was bei historischen Urteilen ebenso naheliegend wie problematisch ist: »Es ist eben einfach, die Vergangenheit zu prophezeien«.

Daß er dabei in allem unbedingt Recht gehabt haben will, kann man Bahr nicht vorhalten. Ein paar selbstkritische Einsprengsel finden sich durchaus. So räumt er ein, die Bürgerrechtsbewegung »vernachlässigt« zu haben. Er habe »Stolz und Dynamik« der SOLIDARNOSC '80 unterschätzt. Auch Fehler in Stillfragen bleiben nicht unerwähnt, manch allzu kumpelhaftes Gebaren zwischen SED und SPD in den 80ern wird freilich mehr angedeutet als ausgeführt.

Wirklich angefochten sieht Bahr sich dadurch freilich nicht. Im Großen und Ganzen hält er den eingeschlagenen Weg auch der achtziger Jahre für richtig. Von der Schlußakte von Helsinki über die blockübergreifenden friedenspolitischen Ansätze Palmes bis zum heutzutage gern attackierten SED-SPD-Ideologiepapier sieht er eine Linie der Vernunft. »Auf diese Weise sind Freiheitsräume entstanden, innerhalb derer Bürgerrechtler... ihre Aktivität erst entfalten konnten. Durch gouvernementales Zusammenwirken haben wir unserer Freiheitstradition gedient. Für öffentlichkeitswirksames Aufrollen von Plakaten auf dem Alexanderplatz konnte ich keine besondere Achtung aufbringen, besonders nicht bei Bundestagsabgeordneten, die sicher waren, danach im Schutze der Immunität die Hauptstadt der DDR wieder verlassen zu können«. Beim letzten Satz wird man freilich schon wieder stutzig: War am Ende der oben eingeräumte Fehler doch nicht so richtig ein Fehler und nur der gouvernementale Ansatz ein vernünftiger Weg, die Systemüberwindung im Osten voranzubringen?

Warnung vor Selbstgerechtigkeit

Gerade wer Bahrs Warnung vor einer Selbstgerechtigkeit, die nur vom Ergebnis her urteilt, ernst nehmen will, darf es sich so einfach umgekehrt auch wieder nicht machen. Sicher: Nach allem, was kühler Verstand in den achtziger Jahren kalkulieren konnte, war von einer quasi-revolutionären Situation im Osten nicht

auszugehen. Also blieben Vorsicht und Diplomatie angesagt, sicher konnten aus solcher Verstandeskühle heraus symbolische Aktionen leicht als Medienspektakel voluntaristischer Abenteurer denunzierbar werden.

Aber wahr ist eben umgekehrt auch, daß vor der Geschichte der auf Medienaufmerksamkeit rechnende voluntaristische Moralismus einer Petra Kelly recht behalten hat, weil solche Aktionen tatsächlich als Ermutigung für die sich damals sammelnden ersten Kerne oppositioneller Bürgerbewegung gewirkt haben. Gewiß bedurfte es dazu eines Gorbatschow, von dem die Alexanderplatz-Aktionisten 1983 nicht einmal wissen konnten, daß es ihn bald darauf geben würde. Aber es gab ihn eben dann doch. Und deshalb wirkt die damalige Reserve sozialdemokratischer Entspannungsdiplomaten heute unverständlich.

Überhaupt ist Bahr der Zusammenhang von Entspannungspolitik und 89er-Wende zu kausal geraten. Es mag ja sein, daß in Bahrs Innenleben von Tutzing 1963 an immer der Gedanke im Vordergrund gestanden hat, nur »auf leisen Sohlen« seien die Ostblocksysteme aus den Angeln zu heben. Tatsache ist aber auch, daß sich Erfolg und gesellschaftliche Akzeptanz der sozialliberalen Entspannungspolitik sicher nicht zuerst der Tatsache verdanken, daß die westdeutsche Gesellschaft darin einen besonders geschickten Weg zur demokratischen Veränderung der Ostblocksysteme gesehen hätte. Es war die schlichte Einsicht, daß die konfrontative Zuspitzung des Kalten Krieges, die Politik der starken Gesten und der ritualisierten Beschwörungen deutscher Einheit sich totgelaufen hatten. Wenn schon die Realitäten grundlegend nicht zu ändern waren, dann sollte wenigstens versucht werden, sie so erträglich wie möglich zu machen. Also mußte etwas anderes her und deshalb war man in Westdeutschland wie anderswo für die Politik der Anerkennung der entstandenen politischen Realitäten, der kleinen Schritte und der menschlichen Erleichterungen. Was die langfristigen Folgen einer solchen Politik sein würden – wer wollte, ja wer konnte das damals wirklich wissen?

Willy Brandt und Egon Bahr gebührt das historische Verdienst, eine Alternative zur fehlgeschlagenen Politik der Stärke nicht nur konzipiert, sondern auch mit einiger Courage politisch umgesetzt und mit Elementen einer Ausöhnung mit dem Osten verbunden zu haben, die weit über das Ende des Kalten Krieges hinauswirken. Der Kniefall im Warschauer Ghetto wird in den Bildern Deutscher Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts unauslöschlich bleiben.

Die historische Leistung Bahrs

Was die beiden mit anderen zustandegebracht haben, ist viel, sehr viel. So viel, daß es der historischen Leistung der Entspannungspolitik gar keinen Abbruch tut, wenn man das Ganze nicht allzu intentional zur grandiosen Langfriststrategie auflädt, die seit den sechziger Jahren immer schon genau das hätte herbeiführen wollen, was dann 1989 tatsächlich geschehen ist. So ist es nicht gewesen, und derart deterministisch läßt sich Geschichte nicht verstehen. Niemand wußte damals, daß es einen Gorbatschow geben würde.

Bahrs historische Leistung würde mitnichten geschmälert, wenn er es bei der Feststellung bewenden ließe: Wir haben getan, was nach Lage der Dinge notwendig und möglich war. Daß es 1989 dann so gekommen ist, hat uns – im Gegensatz zu manchem Jüngeren – aufrichtig gefreut. Wir haben es freilich so wenig vorausgesehen wie andere auch. Und wir haben so wenig wie andere geglaubt, daß am Ende ein Gorbatschow in die (fast) gewaltlose Selbstliquidierung einer Weltmacht und seiner Satelliten einwilligen würde. Wir haben das einfach nicht für möglich gehalten.

Die Ostblocksysteme sind weder an der Entspannungspolitik noch an ihrem Gegenteil gescheitert. Zuerst und vor allem sind sie an sich selbst und ihrem am Ende hoffnungslosen Modernisierungsrückstand zerbrochen.

Jenseits der Ostpolitik und der vielen operativen Details – insbesondere über den Weg zum Moskauer Vertrag –, interessiert natürlich auch, was der Politiker Bahr über seine Partei zu berichten weiß. Zumal er in seine meist flotte journalistische Schreibe immer wieder Reflexionen über die Macht und ihre Versuchungen einzustreuen versteht.

Was das berühmte sozialdemokratische »Triumvirat« anlangt, so ist die Rollenverteilung klar: Da gibt es einen Helden, einen durchwachsen beurteilten Politmanager und einen Schurken. Der Held ist Willy Brandt, der Politmanager Helmut Schmidt und der Schurke Herbert Wehner.

Es dürfte in der heutigen Zeit eher selten geworden sein, daß das von seinem langjährigen Mitstreiter gezeichnete Bild eines Spitzenpolitikers von einer derart unverbrüchlichen und gelegentlich bewundernden Loyalität geprägt ist wie das Bild, das Egon Bahr von Willy Brandt zeichnet, den er häufiger einfach »den Freund« nennt. Wenn Brandt wirklich immer so war, wie Bahr ihn schildert, ist er tatsächlich eine für die Politik ganz ungewöhnliche Erscheinung gewesen. So grundanständig, so loyal und so treu



Der Mann im Hintergrund

Foto: dpa/Jansen

jedenfalls sind die Politiker für gewöhnlich nicht, mit denen man es heutzutage zu tun hat.

Helmut Schmidt hingegen wird eher nüchtern-distanziert beurteilt, gewissermaßen auf seine Rolle als Funktionsträger reduziert. Als Mensch scheint er Bahr nicht sonderlich zu interessieren. Er macht seinen Job – anständig natürlich, wie der loyale Bahr zu berichten weiß. Über Spannungen aus der Zeit der Nachrüstungsdebatte erfahren wir erstaunlicherweise nichts. Ärger schwingt eher in Andeutungen mit: Der Kanzler Brandt habe seine Richtlinienkompetenz kollegial ausgeübt, Schmidt dagegen habe anders geführt – jedenfalls gegenüber den sozialdemokratischen Kabinettsmitgliedern. Auf deutsch: Er hat ihnen den Marsch geblasen. Gleichwohl: Sachlich und kühl, aber doch von Respekt getragen – so Bahrs Blick auf Helmut Schmidt.

Ganz anders bei Wehner. Er ist für Bahr der Schurke, dessen Loyalität nie sicher war. Schon vor dem Machtwechsel fällt er – Kambodscha – Brandt in den Rücken. Später erst recht. Keine Frage, daß Bahr Wehner auch für Brandts Rücktritt verantwortlich macht. Das Ganze gipfelt in dem subtilen Versuch, posthum eine Loyalität Wehners gegenüber »der anderen Seite« nachzuweisen. Gerade wer sich der jahrzehntelangen Attacken der Union gegen den ehemaligen KPD-Funktionär erinnert, wird ermessen kön-

nen, welche ungeheure Tragweite solcher Vorhalt hat. Hier muß etwas sehr tief sitzen.

Egon Bahr hat sich lesenswert erinnert. Sicher, manches bleibt unterbelichtet, so z.B. die ganze Nachrüstungsdebatte und der sozialdemokratische Machtverlust 1982. Auch Bahrs Zeit als SPD-Bundesgeschäftsführer wird eher schmal behandelt. Da war doch noch mehr als die Neutronenbombe und der Strauß-Wahlkampf. Manches wird nur angedeutet, wo man sich Vertiefendes wünschen würde. Vielleicht ist Bahr manchmal auch etwas zu loyal gegenüber seiner Partei geblieben. Aber im Großen und Ganzen ist *Zu meiner Zeit* mehr als nur eine Pflichtlektüre für Außenpolitiker und Politologen: Es ist ein Stück spannender Zeitgeschichte.

Egon Bahr: Zu meiner Zeit. K. Blessing Verlag, 1996, 608 Seiten, DM 58,80

MICHAEL PITTWALD

Widerstandsideologe

Birgit Rättsch-Langejürgen erzählt
das Leben Ernst Niekischs

Einen mit der Aufgabe, »Zwingherr zur Deutschheit« zu sein, versehenen Diktator forderte Johann Gottlieb Fichte in seiner Staatslehre aus dem Jahre 1813, um die nach seiner Meinung bis dahin eher schläfrigen und ohne schlagkräftigen politischen Gestaltungswillen auftretenden Deutschen zu neuen nationalen und sozialen Ufern zu führen. Die Übernahme dieser Maxime könnte das politische Credo und die Selbsteinschätzung des Weimarer Nationalrevolutionärs Ernst Niekisch (1889-1967) gewesen sein.

Niekisch war zeitlebens der festen Überzeugung, daß die deutsche Nation zu Höherem im politischen Weltgefüge berufen sei, als es die Realität hergab oder die Deutschland umgebenden Staaten zulassen wollten. »Die offene deutsche Frage« war zentraler Bestandteil seiner »Widerstandsideologie« sowie seines gesamten politisch-publizistischen Wirkens.

Innenpolitisch trat Niekisch für eine eigenwillige Synthese zwischen nationalen und sozialen Positionen ein. Die Arbeiterklasse und Teile des Bürgertums wollte er zu einer Bewegung formen, um dem von ihm propagierten Befreiungskampf gegen den verhaßten Ver-

sailer Vertrag eine breite Basis zu verschaffen. Dieser für ihn rechtmäßige »Volkskrieg« zur »nationalen Wiedergeburt« kam einem schonungslosen Kampf gegen das von ihm vehement verabscheute »Westliche« gleich. Demokratie, Parlamentarismus, Feminismus, Pazifismus, Liberalismus und Kapitalismus wollte Niekisch von deutschem Boden verbannen.

Außenpolitisch verlangte der Geopolitiker Niekisch nichts Geringeres als eine der »Mittellage« Deutschlands angemessene Weltmachtposition. Die dafür erforderliche Neuordnung der europäischen Staatenwelt war allerdings nicht ohne einen kräfteverschleißenden Krieg mit den Westmächten zu haben. Im Bewußtsein dessen schlug Niekisch eine vorläufige »Orientierung« Deutschlands an der Sowjetunion vor.

Niekisch stand unter dem fortwährenden Eindruck einer Krisenzeit. Innerhalb seiner Kritik an Volk, Staat und Politik, die er allesamt für nicht tauglich hielt, im imperialen Konkurrenzkampf der Nationen zu bestehen, sah er sich als den einzig wahren Politiker, der in der Lage wäre, die angestrebte völkische Erneuerung durchzusetzen.

Mit einem ausgeprägten antikapitalistischen und antibürgerlichen Habitus als sozialer Nationalist auftretend, stand Niekisch bei nicht wenigen unter Kommunismus-Verdacht. Jedoch war er bei genauer Betrachtung viel enger in die faschistischen Flügelkämpfe der ausgehenden Weimarer Republik involviert, als er es selbst wahrhaben wollte und viele seiner Interpreten bis heute zugeben.

Birgit Rättsch-Langejürgen hat sich in der vorliegenden Studie dieses Mannes angenommen. Die umfangreiche Biographie behandelt – nicht ohne auf die jeweiligen gesellschaftlichen Hintergründe einzugehen – sämtliche Stationen seines politischen Lebens: Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich, DDR und BRD. Die Autorin zeichnet chronologisch exakt und mit dem Blick für psychologische Feinheiten ein umfassendes Bild des Patrioten nach, den viele bis heute als positive Alternative zu Hitler betrachten. Die Öffnung ostdeutscher Archive nutzend, gelang Rättsch-Langejürgen eine auf überaus breiter Quellengrundlage basierende Arbeit, die die bisher zu diesem Thema gemachten Anstrengungen komplettiert.

Den größten Teil des Buches nimmt Niekischs Wirken in der Weimarer Republik in Anspruch. Rättsch-Langejürgen arbeitet Niekischs Weg von der Sozialdemokratie zu jener bereits 1919 von Oswald Spengler prononciert vorgelegten »preußischen« Spielart eines verdrehten Sozialismus auf. Deutsch-sozialistische

Elemente und eine Überhöhung des historischen Preußens als definitivem Ausdruck deutscher Staatlichkeit machten ab Mitte der zwanziger Jahre die Ideologie Niekischs zu einem der radikalsten Politikangebote im außerparlamentarischen Spektrum der Republik.

Rätsch-Langejürgen belegt, daß der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammende Niekisch 1918/19 entscheidend am Verlauf der Münchner Räterepublik beteiligt war. Nach kurzem Gastspiel bei der USPD findet er mit dem nationalistisch ausgerichteten »Hofgeismarkkreis der Jungsozialisten« eine für seine Ansichten geeignete politisch-ideologische Plattform. Nach dem Zerwürfnis mit dem Kreis und der SPD gründet er 1926 seinen eigenen elitären Zirkel, den »Widerstandskreis«, der ihn bei allen nationalistischen Splittergruppen und Bündnissen berühmt machen sollte. Nebenher versucht er zusammen mit August Winnig die ALTE SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI SACHSENS zu einer republikweit agierenden national-sozialen Partei zu machen.

Bereits zu dieser Zeit – so Rätsch-Langejürgen – zeichnet sich die spätere Gegnerschaft zu Hitler ab, die Niekisch dann 1939 ins Zuchthaus bringen sollte und ihm den Nimbus eines Widerstandskämpfers einbrachte, der auch in diesem Buch nicht angetastet wird. Die Autorin sieht den entscheidenden Unterschied zwischen beiden sowie auch die Differenzen zu anderen nationalrevolutionären Gruppen in Niekischs Option für Rußland, also in einer konträren außenpolitischen Position.

Mit dem Abschnitt über Niekischs Engagement in der DDR schließt Rätsch-Langejürgen eine Forschungslücke. Zahlreiche Details beleuchten Niekischs Aktivitäten und Verbindungen im Volksrat, in der Volkskammer, in der NATIONALEN FRONT, seine Honorarprofessur an der Humboldt-Universität Berlin oder aber seinen Direktorenposten im *Institut für politische und soziale Probleme*. Es dauerte jedoch nicht lange, daß der stets großdeutsch denkende Niekisch mit der DDR-Führung auf Kollisionskurs ging und in Mißkredit geriet. Daß er auch der BRD nichts Positives abgewinnen konnte, zumal diese ihm die Anerkennung als Verfolgter der Nazi-Diktatur versagte, lag auf der Hand.

In einem weiteren Kapitel wird die intensive Rezeption Niekischs innerhalb der »Neuen Rechten« in der BRD aufgegriffen, die auf einen zentralen Stellenwert des Nationalrevolutionärs innerhalb des aktuellen rechtsradikalen Milieus schließen läßt. Um so erstaunlicher ist dann das abschließende Fazit der Studie. Die Autorin beurteilt Niekischs Programm als aussichtslos, gescheitert und historisch erledigt.

Bei soviel Faktenreichtum und Aktenstudium verwundert es nicht, daß der analytische Teil des Buches verhältnismäßig dürftig ausfällt und von daher nicht viel Neues bietet. Auch Rätsch-Langejürgen ordnet Niekisch maßvoll kritisierend der »Konservativen Revolution« zu und stellt ihn damit in die Tradition des Antidemokratismus. Die Autorin geht davon aus, daß Niekisch trotz seines rechtsextremen Denkens nie seine »linken Ideen« aufgegeben hat. Sie gerät damit schnurstracks in das Fahrwasser der Totalitarismus-Doktrin, die seit den fünfziger Jahren ein wichtiger Leitfaden zur Geschichtsdeutung ist. Niekischs politische Vorstellungen werden hier auf eine zwischen »links« und »rechts« »oszillierende« Ideologie, ein »Prinzip« verkürzt, deren eigentlicher politischer Gehalt, wie z.B. seine Affinität zu bürgerlichen Herrschafts- und Expansionsprogrammen, verschüttet bleibt.

Rätsch-Langejürgens »Besichtigung eines politischen Lebens« ist deshalb für Niekisch-Anhänger und solche, die es werden wollen, eine verträgliche und genießbare Lektüre.

Birgit Rätsch-Langejürgen: Das Prinzip Widerstand. Leben und Wirken von Ernst Niekisch, Bowier Verlag, Bonn 1997, 392 S., geb., DM 49,80

THOMAS HOEPS/RENÉ LINKE
Großraum Europa deutsch
Christian Geisslers neue Romane

Jeder von euch hier kann jeden fragen, soll er sogar, wir lernen, jeder von jedem, oder sie fressen uns ab.« Es ist gerade einmal acht Jahre her, daß Christian Geisslers Roman *kamalatta* erschien. Auf 545 Seiten führte der Autor quasi die gesamte linke Opposition zusammen, ließ sie auf ihrer Suche nach einer neuen, der Zeit angemessenen Widerstandsform diskutieren und handeln. Vier Jahre vor der Waffenstillstandserklärung der RAF wirkte der Roman dabei nicht nur wie ein Aufruf zum Ende des bewaffneten Kampfes, er strahlte trotz aller Wut und Trauer über die herrschenden Gewaltverhältnisse einige Hoffnung aus. Die avancierte Ästhetik sowie die offene diskursive Form des Romans legen davon Zeugnis ab.

Solche Zuversicht erscheint indes heute – nach dem Zusammenbruch des Ostblocks, nach Schengen und immer noch inmitten einer Krise genuin linker Politik – bestürzend historisch. Eine Entwicklung, der sich der undogmatische Kommunist Geissler noch Ende 1991 entgegenzustimmen versuchte. Doch sein Aufruf zu einer »permanenten kommunistischen Konferenz« unter dem Codewort »Jarama zwei elf neun drei« fand in linken Kreisen kaum Unterstützung.

Der neue Roman des vom Literaturbetrieb so auffallend ignorierten Autors zieht die Konsequenzen aus diesen persönlichen wie historischen Erfahrungen. Dabei greift Geissler auf viele Motive und Themen seiner jüngsten Hörspiele zurück, die nun wie Seitenstücke des Romans erscheinen.

Wildwechsel mit Gleisanschluß erzählt auf 126 Seiten in höchstverdichteter Prosa die Geschichte einer mißglückten Rettung inmitten einer faschistoiden Dorfgesellschaft, die als hermetischer Mikrokosmos repräsentativ für den »Großraum Europa deutsch« steht. Viet und Carola gehören einem Netzwerk an, das Flüchtlingskinder vor den Ausländerbehörden versteckt. »Jarama« heißt auch diese Aktion, bezeichnet nun also statt Angriff Verteidigung, wenn auch die junge Carola gegenüber ihrem Mann zunächst auf eine offensivere Strategie beharrt: »Ich will den Schutz, der sich voranbewegt gegen die Jäger.«

Doch eine Allianz aus Neofaschisten und »im Sparkassenschatten« hetzenden Altnazis sorgt dafür, daß vier der fünf aufgenommenen Kinder in einem manipulierten Auto sterben. Während Viet an diesen Morden endgültig zerbricht, wird Carola entführt und neun Tage lang mit Mord- und Foltervideos gequält. Gerettet und über die Grenze gebracht, wechseln sie und Viet die Kleidung mit Menschen aus Alma Ata, die vor einer Atomkatastrophe fliehen. »Wir werden nun dorthin verschubt. Wir werden verwechselt. Das ist in Ordnung. . . . Schon sind wir in langen Zügen, dadam dadamda, bewacht unterwegs in ein Lager. . . .«

Zurück bleibt Honken, eine heimliche Zentralfigur des Romans, um die sich beide Fronten bemühen, nun in seinem Haß gegen die faschistischen Jäger entschieden: »Das Messer wird scharf sein.« Der Schluß, zum Teil berichtet von dem kurz zuvor halb gemordeten, halb selbstgemordeten alten Antifaschisten Ole Blessi, kippt ins Apokalyptische-Visionäre: die Flucht als jenseitiger (Alp-)Traum.

»Das ist das Leben im Kopf.« An keiner Stelle dieses vielstimmigen »Kinderliedes« wird die Form des inneren Monologs verlassen. Kein direkter Dialog, kein von außen verbürgtes Er-

zählen: Nur mit schwerer Lesemühe läßt sich die konkrete Handlung aus diesen Gedankenfolgen herausfiltern. Und auch das Personal des Romans – wie in einer klassischen Dorfgeschichte deutlich antithetisch gestaffelt – konturiert sich erst allmählich übers unterschiedliche Sprachmaterial und dessen Komposition: vom intimen, mit Bildern und Wendungen aus Natur und Literatur durchwobenen Sprechen Carolas bis zur haspelnden völlig depravierten Sprache eines Außersichseins bei Gerda, Honkens Mutter; vom drohend aggressiven Ton des »Sparkassenschattens« bis hin zu Honkens »Liedern«, die Ausdruck seiner atemlosen, mit vielen Fragen, Zitaten und Videoclip-Reflexen durchsetzten Suche nach Halt sind, nach einem Weg aus diesen rasenden »Bildern weißlich grell sehr grell«.

Schon in Geisslers zweitem, 1983 erschienenen Gedichtband *spiel auf ungeheuer* war diese Rückzugsbewegung aus dem kommunikativen in den Binnenraum einer hermetischen Sprache zu beobachten. *Wildwechsel mit Gleisanschluß* nimmt diese Celansche Engführung – den Verzicht auf gebundene verbindende Darstellungsformen zugunsten einer reduzierten, oft assoziativ musikalisch komponierten Bildersprache – nun auch in die Prosa auf. Sie arbeitet mit Wortspielen, Kinderreimen, Kriegsparolen, Jägersprüchen und zahlreichen literarischen Anspielungen von Celan bis Hölderlin. So wird die Sprache zu einem letzten, schnell aufgespürten und von »Bildern der Vernichtung« stets bedrohten »romantischen« Versteck: »So bleiben wir aufrecht stehen, den Finger auf dem Schrei.«

Ästhetisch wie politisch scheint Geissler hier an einen Endpunkt gelangt zu sein. Dabei soll *Wildwechsel mit Gleisanschluß* nur der erste von mehreren »kleinen grausamen Romanen« sein.

Der Roman, der Geissler wenigstens einen Eintrag in den Literaturgeschichten verschaffte, ist soeben in der Rotbuch-Bibliothek wieder aufgelegt worden. *Anfrage*, sein Debüt aus dem Jahr 1960, kritisierte damals entschiedener als alle anderen Nachkriegsromane die verdrängte Schuld der Vätergeneration. Die unmittelbaren politischen Reaktionen darauf reichten bis zum Vorwurf des Landesverrats. Neben seiner literarischen Bedeutung gewinnt der Roman aktuelle Geltung aus einer historischen Analogie. Er zeigt anschaulich das Hand-in-Hand einer restaurativen Realpolitik mit öffentlichen Verdrängungs- und Verschweigungsmechanismen.

Auch *Wildwechsel* ist ein im Kern politischer Roman. In seinem Verzicht auf Diskursivität stellt er sich gegen die Kultur der »Gesprächsbereitschaft«, die als Sichtschutz für den *roll*

back fungiert. Denn aus der Innenperspektive der Festung Europa möchte man nur allzugerne glauben, dieses »Kinderlied« sänge von einer düsteren Zukunft.

Christian Geissler: Wildwechsel mit Gleisanschluß. Kindertied, Rotbuch-Verlag, Hamburg, 1996, 126 Seiten, DM 29,80

Ders.: Anfrage. Roman, Rotbuch-Verlag, Hamburg 1996, 278 Seiten, DM 36,-

LUDWIG WATZAL

Neue Bücher

Nahost

Im Nahen Osten ist seit der Unterzeichnung des Hebron-Protokolls vom 15. Januar 1997 wieder einmal für kurze Zeit der Frieden ausgebrochen. Die Entwicklungen in dieser Region haben zu einer Fülle von Publikationen geführt. Von unterschiedlicher Qualität und Brisanz geben diese Einblicke in die Politik einer Region, die von Ungerechtigkeit, Gewalt, Fanatismus und Fundamentalismus geprägt ist.

Wie weit dieser Fanatismus schon die Grenzen der Vorstellungskraft überschritten hat, zeigt die Ermordung des israelischen Ministerpräsidenten Yitzhak Rabin durch einen jüdischen Extremisten. Diese innergesellschaftlichen Veränderungen schildert in beeindruckender Weise Moshe Zimmermann.

So steht der Staat Israel kurz vor seinem 50. Gründungsjubiläum an einem Wendepunkt. Diese Wende nimmt sich radikaler und fundamentaler aus, als von außen scheinen mag. Sie bezieht sich nicht nur auf das politische Selbstverständnis, sondern auch auf den religiös-kulturellen Bereich der Gesellschaft. Moshe Zimmermann, Professor für Neuere Geschichte an der Hebräischen Universität in Jerusalem, legt eine schonungslose und realistische Analyse Israels vor.

Auf politischem Gebiet geht seiner Meinung nach die Epoche des Zionismus, der *raison d'être* Israels, zu Ende. Deutlichstes Zeichen dafür und von unermeßlichem Symbolgehalt war die Ermordung Yitzhak Rabins durch einen religiös-fundamentalistischen Extremisten. Auf religiös-kulturellem Gebiet findet eine Renais-

sance der jüdischen Religion statt. Ein Indiz ist der vermehrte Militärdienst der orthodoxen Religiösen. Diese Soldaten identifizieren sich nicht mit dem säkularen Zionismus, sondern mit der »revidierten, religiösen Version« desselben, dem wirklichen »Postzionismus«.

Moshe Zimmermann spricht alle zentralen Fragen der israelischen Gesellschaft wie den Begriff »Judenstaat«, die Rolle des Zionismus, Friedensprozeß und Demokratie, Jerusalem, die jüdischen Siedlungen in den besetzten Gebieten, die Rolle der Shoah, die Funktion des Militärs sowie die sich abzeichnenden Kulturkämpfe an. Alle diese Kapitel sind hoch interessant und für deutsche Verhältnisse sehr offen und kritisch. Die Zukunft Israels wird sich aber auf zwei Feldern entscheiden: dem Zionismus und der Kultur.

Die westlichen Kommentatoren waren nach dem Wahlsieg von Benjamin Netanyahu etwas einsilbig und hofften, daß er sich als Pragmatiker entpuppen würde. Das Wahlergebnis aber gleicht einem »Erdbeben« und ist ein Erfolg einer Spielart des Zionismus; des weiteren symbolisiert es das »Scheitern des »klassischen« Zionismus« und kommt seiner »Delegitimierung« gleich, so der Autor. Die in Israel stattfindende Debatte, die man gemeinhin als »postzionistische« bezeichnet, ist nach Zimmermann irreführend, da sie den falschen Gegenstand meint. Nach ihm verdient nicht die Infragestellung einiger Prämissen des Zionismus durch die »Neuen Historiker« die Bezeichnung »Postzionismus«, sondern es sollte die vom rechtsreligiösen Lager getragene »romantisch-ethnozentrische Version des Zionismus« mit diesem Begriff bezeichnet werden, weil sie den »authentisch-klassischen Zionismus« abgelöst habe. Das Rabin-Peres-Interludium konnte diesen Trend der Rejudaisierung Israels in seiner fundamentalistischen Variante nicht stoppen.

Als zweites zentrales Ereignis für Israel wird sich die Ablösung des europäisch-ashkenasisch dominierten kulturellen Leben Israels durch den orientalistisch-sephardischen Einfluß langfristig erweisen. Der israelischen Gesellschaft wird ein »Kulturkampf« im Sinne des Huntington'schen »Kampf der Kulturen« bevorstehen, so der Autor.

Das Buch von Zimmermann bietet eine spannende, ja aufregende Lektüre, weil es eine ungeschönte Zustandsbeschreibung eines Landes liefert, zu dem Deutschland aufgrund historischer Ereignisse ein besonderes Verhältnis unterhält. Wilhelm von Sternburg, der Herausgeber der Reihe, hat mit Moshe Zimmermann einen exzellenten Griff getan.

Eine andere Variante der Kritik an der Politik Israels trägt die israelische Rechtsanwältin Felicia Langer, deren Autobiographie *Zorn und Hoffnung* zugleich als Taschenbuch erschienen ist, vor. Folgender Ausspruch eines Palästinensers diente ihr als Vorlage für Ihren Buchtitel: *Laßt uns wie Menschen leben, nicht wie Tiere – das ist die Lösung!* Sie liefert eine ungeschönte Schilderung des sogenannten Friedensprozesses. Seit September 1993 versuchen nun Israelis und Palästinenser ihren seit dem Beginn der zionistischen Besiedlung begonnenen Konflikt auf dem Verhandlungswege zu lösen, ob dies aber auf der Grundlage der ausgehandelten Verträge langfristig möglich sein wird, bezweifelt die Autorin.

In dem vorliegenden Buch entzaubert Frau Langer den Friedensprozeß als das, was er ursprünglich ist, nämlich »ein riesiges Täuschungsmanöver«. Sie schildert eine Realität, die in Deutschland permanent ausgeblendet wird. Die wirklichen Vorgänge vor Ort finden keine adäquate Darstellung in der deutschen Medienlandschaft. Der sogenannte Friedensprozeß basiert auf der totalen Unterwerfung der Palästinenser unter die Kontrolle Israels und die Dominanz der USA. »Wer der palästinensischen Amtsgewalt applaudierte (die USA und Israel, L.W.), als sie ein Sondergericht etablierte, das noch viel schlimmer als unsere zur Genüge schrecklichen Militärgerichte ist, wird der ihnen vielleicht Demokratie ermöglichen?« Die Palästinenser wurden gezwungen, in einem »Gefängnis« zu leben, zu dem Israel die Schlüssel besitzt. Arafats Polizei und Geheimdienste müssen die Kontrolle der eigenen Bevölkerung übernehmen, im Auftrag Israels. Arafat und sein politisch-militärisches Establishment sind die einzigen, die von diesem Prozeß profitieren. Nach der Wahl von Benjamin Netanyahu, schreibt Langer, sei die Lage wesentlich klarer geworden, »ohne die Orwellschen Wortspiele der Arbeiterpartei, die Illusionen hervorriefen und eine Art Scheinrealität schufen«.

Durch Frau Langers Buch wird eine wichtige Informationslücke in Deutschland geschlossen. Es ist zu hoffen, daß sich viele Deutsche diese Lektüre antun, da sie eine völlig falsche Vorstellung, insbesondere von Israel haben. Viele Deutsche sind von Netanyahu enttäuscht, da er ihre Illusionen über Israel zerstört hat. Sie müssen sich klar werden, daß der Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern nur gelöst werden kann, wenn Israel wenigstens einen kleinen Teil des Unrechtes, das das Land in seiner 30jährigen Okkupationszeit gegenüber den Palästinensern begangen hat, eingesteht. Ohne eine solche Wiedergutmachung wird es keinen

dauerhaften Frieden geben. Felicia Langer weist darauf hin. Ihr Buch bringt die Dinge auf den Punkt. Es schildert die ungeschminkte Wahrheit, ohne Rücksicht auf Israel zu nehmen. In diesem Sinne ist das Buch für jeden politisch Interessierten eine Pflichtlektüre und ein Beitrag zu einem gerechten Frieden zwischen Israelis und Palästinensern.

Diese Geschichte des palästinensischen Befreiungskampfes wird von keiner Person so überzeugend verkörpert wie von Yassir Arafat. Arafat wurde auch wie kein anderer Politiker gejagt, verteufelt, gedemütigt und mehrmals schon politisch totgesagt. Trotz zahlreicher verheerender Niederlagen war »Mister Palestine« kurz darauf wieder oben auf. Insbesondere von seiten Israels wurde er jahrzehntelang als Top-terrorist verteufelt. Der israelische Geheimdienst trachtete ihm mehr als einmal nach dem Leben.

Mit großem Einfühlungsvermögen und ohne die zahlreichen antiarabischen Vorurteile, die es in Israel gibt, beschreibt Danny Rubinstein Arafats Leben geradezu wohlwollend. Er räumt mit zahlreichen Klischees auf, ohne in eine Arafat-Hagiographie zu verfallen. Für ihn ist nicht so sehr der »Terrorist« Arafat interessant, sondern der Palästinenser, in dem das Schicksal eines ganzen Volkes kulminiert, mit all seinen Widersprüchen, Rätseln, Halbwahrheiten und Ungerechtigkeiten.

Rubinstein versucht in seiner Biographie, das Rätsel Arafat zu lösen. Um ihn ranken sich zahllose Mythen und Legenden, die von Arafat und seinen Mitarbeitern bewußt gepflegt werden. Trotzdem gibt es keinen Arafat-Kult. »Niemand kriecht vor ihm auf dem Boden, äußere Anzeichen der Ehrerbietung sucht man vergebens.« Seine »mystische Macht« habe ihn wohl Jahrzehnte vor einem Sturz bewahrt.

Wie konnte Arafat zu dieser zentralen Persönlichkeit aufsteigen? Ohne die gesellschaftlichen Umwälzungen in den sechziger Jahren hätte sich die palästinensische Sache nicht so im Bewußtsein der amerikanischen und europäischen Öffentlichkeit festsetzen können. Der PLO-Chef wurde zum »edlen Wilden« stilisiert, zum Symbol der Opfer. »Arafats Kampf half dem Westen aber auch, sein schlechtes Gewissen ob des Holocausts zu beruhigen.« Nach Rubinstein verblaßt der Mythos Arafat zusehens. In der Zerstörung des Mythos scheint auch die Lösung des Rätsels Arafat zu liegen. Mit seinem Buch hat Rubinstein Arafat entmythologisiert.

Ebenso wohlwollend wie Rubinstein mit Arafat gehen die Mitarbeiter des »Jerusalem Reports« mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten Yitzhak Rabin um. Das Buch entwirft ein Portrait eines Mannes, der zu den großen Politikern Israels zählt. Die Biographie zeichnet das Bild eines Politikers, das nur wenigen vertraut war. Dies mag an Rabins Verslossenheit gelegen haben. Sichtbar wird ein Politiker mit zutiefst menschlichen Zügen, obwohl diese – wie auch die andere Seite Rabins – für die Öffentlichkeit so gut wie nie sichtbar wurden.

Daß der Nahe Osten nach wie vor zu den Krisenregionen der internationalen Politik gehört, zeigt auch das Buch von Victor Kocher, Nahost-Korrespondent der *nzz* in Syrien. Er gibt einen umfassenden Überblick über die Kräftekonstellation in der Region und beschreibt die Geschichte des israelisch-palästinensischen Konfliktes sowie der Nahost-Verhandlungen. Als Resümee der interessanten Schilderung fragt Kocher, ob der »sogenannte Friedensprozeß« doch nichts anderes sei als die Fortsetzung des Konflikts mit anderen Mitteln.

Der *FAZ*-Redakteur Wolfgang Günter Lerch gehört zu den besten deutschsprachigen Kennern des Islam und des Nahen und Mittleren Ostens. Für ihn ist der Nahostkonflikt tief verbunden mit der Geschichte der Region. In seiner optimistisch verhaltenen Sichtweise der Entwicklung vertritt er die These, daß die islamistische Herausforderung durch eine unerwartet eingetretene fortschrittliche Entwicklung herausgefordert wird, und zwar durch den Friedensprozeß zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn. Dieser Friedensprozeß kann, wenn nicht alle Zeichen trügen, »zu epochalen Veränderungen in der Region führen«. In der Tat hat dieser Prozeß bereits dazu geführt, weil er Israel aus seinem Paria-Status in dieser Region enthoben hat. Trotz der zu Anfang starren Haltung Netanyahus glaubt Lerch, daß dieser Voraussetzungen vorfinde, »die er nicht einfach vernachlässigen kann«, weil die »Patronatsmacht« USA schon aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen ein Interesse an einem befriedeten Nahen Osten habe. Diese Sichtweise wurde mit dem Abschluß des Hebron-Protokolls bestätigt.

Von einem »neuen« Nahen Osten ist »kaum etwas zu merken, es ist vielmehr der alte, problembeladene, gewaltbereite, der sich immer wieder zu Wort meldet«. Völlig zu Recht fordert

deshalb Lerch von Israel größere Zugeständnisse. Wenn der Friedensprozeß gelingt, könnten die Palästinenser eine Vorreiterrolle in Sachen Zivilgesellschaft und Demokratie nicht nur in der arabischen Welt, sondern im ganzen Nahen Osten spielen, so Lerch. Ob daran die arabischen Staaten und Israel interessiert sein können, darf jedoch bezweifelt werden, da erstere damit ihre eigene Herrschaftsgrundlage unterminieren und letztere ihre exklusive Rolle, als »einzige Demokratie« des Nahen Ostens, verlieren würde.

Was Lerchs Buch besonders interessant macht, ist seine Einordnung des israelisch-palästinensischen Konflikts in die Geschichte des Islam und der Region. Der Autor zeigt auf, daß der Arabische Nationalismus, der Sozialismus und die Nationalstaatsidee westliche Importe waren, die in der Kultur des Islam keine Entsprechung fanden. Auch der Integritismus oder Fundamentalismus kann nicht mit »dem Islam« gleichgesetzt werden. Hier gilt es zu differenzieren. Abgerundet wird dieses durch ein souveränes Urteilsvermögen hervorsteckende Buch durch einen umfangreichen Anhang, der sich durch Kurzbiographien der wichtigsten Politiker, ein Glossar, diverse Karten, eine Zeitafel, ein Literaturverzeichnis sowie ein Register auszeichnet.

Moshe Zimmermann: Wende in Israel. Zwischen Nation und Religion, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1996, 127 Seiten, DM 12,-

Felicia Langer: Laßt uns wie Menschen leben. Schein und Wirklichkeit in Palästina, Lamuv Verlag, Göttingen 1996, 207 Seiten, DM 32,-

Dies.: Zorn und Hoffnung. Autobiographie, Lamuv Verlag, Göttingen 1996, 453 Seiten, DM 24,80

Danny Rubinstein: Yassir Arafat. Vom Guerillakämpfer zum Staatsmann. Aus dem Englischen von Torsten Waack, Palmyra Verlag, Heidelberg 1996, 183 Seiten, DM 34,-

Yitzhak Rabin. Die Biographie. Feldherr und Friedensstifter, verfaßt von den Mitarbeitern des »Jerusalem Reports«, Aufbau Verlag, Berlin 1996, 329 Seiten, DM 39,90

Victor Kocher: Der neue Nahe Osten. Die arabische Welt im Friedensprozeß, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1996, 200 Seiten, DM 44,-

Wolfgang Günter Lerch: Brennpunkt Naher Osten. Der lange Marsch zum Frieden, Koehler & Amelang, München-Berlin, 160 Seiten, DM 29,80

Zu den Autorinnen und Autoren

ULRICH BARON, geb. 1959, Redakteur für Literatur und Sachbuch beim RHEINISCHEN MERKUR in Bonn.

MICHAEL BEHR, geb. 1960, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Jena.

ESTHER DISCHEREIT, geb. 1952, Schriftstellerin, lebt in Berlin.

KAI EHLERS, geb. 1944, Publizist und Buchautor, lebt in Hamburg.

WIELAND FREUND, geb. 1969, Anglist und Germanist, lebt in Bonn.

PETER GLOTZ (*Freiberg*), geb. 1935, Prof. Dr. sc. phil., freiberuflicher Soziologe und Vorstandsvorsitzender des Weiterbildungsinstitutes Freiberg e.V.

RÜDIGER GÖRNER, geb. 1957, Professor für Deutsche Literatur an der Aston University/GB.

RAINER GRIES, geb. 1948, Referent in der Studienförderung der FRIEDRICH-EBERT-STIFTUNG.

ANDREAS GÜNTHER, geb. 1969, Germanist, lebt in Hamburg.

BERND GUGGENBERGER, geb. 1949, seit 1988 Professor für politische Wissenschaften an der FU Berlin; 1992/93 Visiting Professor in Stanford; Veröffentlichung: hrsg. mit Wolfgang Engler: *Einsprüche – Kritik der politischen Tagesordnung*, Berlin 1996.

ROBERT HINKE, geb. 1968, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Jena.

THOMAS HOEPS, geb. 1966, Germanist, promoviert an der TU Dresden, lebt als Autor in Krefeld.

DETLEF HORSTER, geb. 1940, Professor für Sozialphilosophie an der Universität Hannover.

MAREN KEBBEL, geb. 1972, Literaturwissenschaftlerin aus Köln.

HUBERT KLEINERT, geb. 1954, von 1983–1990 Mitglied des Deutschen Bundestags in der Fraktion DIE GRÜNEN, lebt in Bonn und Marburg.

MICHAEL KÖHLER, geb. 1961, freier Publizist, lebt in Bonn.

RENÉ LINKE, geb. 1963, lebt als freier Journalist in Krefeld.

WOLFGANG MICHAL, geb. 1954, ist Redakteur der Monatszeitschrift GEO in Hamburg.

ROBERT MISIK, geb. 1966, Deutschland-Korrespondent der österreichischen Wochenzeitung PROFIL in Berlin.

GERHARD NEUMANN, geb. 1934, ist Professor für Deutsche Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

MICHEL ONFRAY, geb. 1959, Philosoph, lebt in Paris. Jüngste Veröffentlichung: *Die genießerische Vernunft*, Zürich 1996.

WERNER PETERS, geb. 1941, Tätigkeit am amerikanischen Kongreß, Beraterstätigkeit im politischen Bereich. Eigentümer des Kölner Künstlerhotels *Chelsea*. Veröffentlichung: *Society on the run*, New York 1996.

FRIEDBERT PFLÜGER, geb. 1955, seit 1990 Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

MANFRED PITTWALD, geb. 1962, promoviert an der Universität Osnabrück über Ernst Niekisch.

KARIN PRIESTER, geb. 1941, Professorin für Soziologie an der Universität Münster.

LUTZ RATHENOW, geb. 1952, Schriftsteller, früherer Dissident in der DDR, lebt in Berlin.

MEINHARD RAUCHENSTEINER, geb. 1970, lebt als freier Publizist in Wien.

TINE STEIN, geb. 1965, Mitarbeiterin am Institut für Politische Wissenschaft und Europäische Fragen der Universität Köln, Veröffentlichung: *Die Verfassungsdiskussion im Jahr der deutschen Einheit. Analysen – Hintergründe – Materialien*, München 1991.

CHRISTINE WAGNER, geb. 1955, lebt als Publizistin in Berlin.

LUDWIG WATZAL, geb. 1950, Redakteur der PARLAMENTARS-Beilage ACS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE, lebt in Bonn.

RENATE WIGGERSHAUS, lebt als freie Publizistin in Kronberg/Ts.

IMPRESSUM

Anschrift der Redaktion:

Godesberger Allee 139
53175 Bonn
Tel.: (0228) 883540-43
Telefax: (0228) 883539

Verlag und Anzeigenverwaltung:

Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH
In der Raste 2
53129 Bonn
Tel.: (0228) 238083
Telefax: (0228) 234104
Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. 1. 1997
Anzeigenverwaltung: Margret Reichert

Gesamtherstellung:

satz+druck gmbh, Düsseldorf

Bezugsbedingungen:

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich. Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel oder den Verlag. ISSN 0177-6738. Einzelheft DM 14,80,-/sFr 14,80/6S 108,00 frei Haus; Jahresabonnement DM 99,00/sFr 92,00/6S 723,00 frei Haus. Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis zum 31. Oktober erfolgt ist (Lieferende mit Heft 12). In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer enthalten.